Wanderungen

in

Russland.

Zeitbilder

aus den Balkanländern,
Central-Russland,
der Krim, dem Kaukasus
und Central-Asien.

Von

Jacques Jaeger.

Mit 81 Illustrationen.

Wien 1900.

Verlag von Carl Teufen (Fr. Bauer).

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SAN DIEGO

Wanderungen in Russland.

Zeitbilder

aus den Balkanländern, Central-Russland, der Krim, dem Kaukasus und Central-Asien.

Von Jacques Jaeger.

Mit 81 Original-Illustrationen.

Wien 1900.
Verlag von Carl Teufen (Fr. Bauer).

Nachdruck verboten.
Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt dem Verfasser vorbehalten.

Druck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien, VI. Barnabitengasse 7 a.

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . .

I. Die Donau hinunter 1

II. In Bulgarien 12

III. Ueber Rußlands Grenze 42

IV. Die Krim 65

V. In den Kaukasus 79

VI. Jenseits der Berge 108

VII. Centralasien 125

VIII. In Samarkand 145

IX. Buchara 177

X. Die Tage von Astrachan. 212

XI. Die Wolga hinauf. 237

XII. Das russische Rom. 248

XIII. Die Residenz des Czaren 269

XIV. Im Weichselgouvernement 314

XV. Zur Westgrenze 330

Illustrationen.

Seite

Belogradhzik bei Widdin 5
Plewna 9
Isker-Partie im Centralbalkan 13
Im Rhodope-Gebirge 17
Alexander-Mausoleum in Sophia 21
Richelieu-Stiege in Odessa 25
Sebastopol 29
Jalta in der Krim 33
Kutais (Kaukasus) 37
Armenierin im Kaukasus 43
Scheata-Markt in Tiflis 47
Asiatisches Viertel in Tiflis 51
Abschiedsscene im Kaukasus 55
Vermählungsfeier im Kaukasus 59
Graf Leo Tolstoj 63
Postistation Mchety (Grusinische Heerstraße) 67
Rabenthurm bei Mchety 71
Kasbék-Gletscher im Kaukasus 75
Tamasafort in der Darielschlucht (Grusinische Heerstraße) 81
Hafen von Petrowsk am Kaspischen Meer 85
Hafen von Baku 89
Karabaghinisches Frauencostüm (Kaukasus) 93
Persische Mauer in Baku 97
Asiatische Stadt in Baku 101
Bahnhof in Baku 105
Tscherny Górod bei Baku 109
Petroleum-Fontaine bei Baku 113
Tempel der Feueranbeter bei Surachany 117
Moschee Schach-Sinda in Samarkand 121
Moschee Schach-Sinda, Vorderansicht 127
Zugang zur Moschee Schach-Sinda 131
Moschee Bibi-Hanimé in Samarkand 135

Seite
Samarkand: Chir-Dar 139
Samarkand, von der Hosret-Moschee gesehen 143
Timurs Gruft in Samarkand 147
Grabmal Chadschi Daniars bei Samarkand 151
Samarkand: Hauptbazar 155
Theehaus in Samarkand 159
Bäckerladen in Samarkand 162
Melonenverkäufer in Samarkand 165
Ruhende Karawane vor Samarkand 168
Samarkand: Dressierter Ziegenbock 171
Isaak Chan von Afghanistan und sein Stab 175
Officier in Buchara 179
Gefangene in Buchara 183
Emir von Buchara: Seid-Abdul-Achad 187
Emir-Palast in Buchara 191
Verbrecherthurm in Buchara 195
Bei Alexandrowsk 199
Neun Fuß-Rhede im Kaspischen Meere 203
Nikolai-Straße in Astrachan 207
Fischhändler in Astrachan 209
Kalmücken-Familie 213
Kalmücken-Tempel 217
Rother Platz in Moskau 221
Handelsreihen in Moskau 225
Moskau: Czarenplatz im Kreml 229
Monument Nikolaus I. in St. Petersburg 233
Monument Peter d. Gr. in St. Petersburg 239
Heiliger Synod in St. Petersburg 243
Anitschkow-Palais in St. Petersburg 245
St. Petersburg: Newskij-Prospect 249
Katharinen-Monument in St. Petersburg 253
Puschkin-Monument in St. Petersburg 257
Narwa'scher Triumphbogen in St. Petersburg 261
Smolny-Kloster in St. Petersburg 265
Kasan-Kathedrale in St. Petersburg 271
Isaaks-Kathedrale in St. Petersburg 275
Winterpalast in St. Petersburg 279
St. Petersburg: Wassili-ostrow 283
Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg 287

Seite

Zarskoje Sselo 291
Schloss Peterhof 295
Krakauer-Vorstadt in Warschau 299
Mickiewicz-Monument in Warschau 303
Königliches Schloss in Warschau 307
Theaterplatz in Warschau 311
Ein polnischer Talmud-Jude 317
Alexander-Brücke in Warschau 323
Kaiserliches Schloss Lazienki bei Warschau 327
Schloss Willanow bei Warschau 333

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist die Frucht einer mehrmonatlichen Reise in theilweise entlegenen Gebieten. Sein Inhalt ist sein Zweck. Die durchzogenen Gebiete wurden von verschiedenen Seiten beleuchtet, wobei der Verfasser bald auf dem Boden der Gegenwart, bald auf jenem der Vergangenheit gestanden ist. Er war bestrebt, die historischen Begebenheiten mit den Ereignissen unserer Zeit ineinanderfließen zu lassen, um dem Leser nicht ein ablenkendes Stückwerk, sondern ein geschlossenes, rundes Ganzes vorzuführen. Inwieweit dies gelungen ist, wagt der Verfasser selbst nicht zu beurtheilen; ihm schwebte nur die einfache Wiedergabe von Geschautem, von Erlebtem vor, ohne sich anzumaßen, die Reiseliteratur oder gar die Völkerkunde mit diesem geringen Pfund bereichert zu haben. Es war nur ein Schwalbenflug über ein großes Bereich, während die Schilderung selbst ein in gewissen Grenzen sich bewegender Reflex von dem ist, was sich dem Verfasser offenbart hat. Aus der gewonnenen, condensierten Summe der Offenbarungen und Erinnerungen ist nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zu der vorliegenden Darstellung, die sine ira et studio, niemandem zu Liebe und keinem zu Leid geschrieben ist, abgeleitet.

In der Mission des Buches, anregend und überzeugend zu wirken, erblickt der Verfasser seinen Lohn. Wenn sich jene Mission erfüllt, dann war die Reise nicht umsonst gethan!

Die Illustrationen sind durchwegs nach mitgebrachten Originalen von der Graphischen Union in Wien ausgeführt; die Beschaffung der asiatischen Originale war außerordentlich schwer, denn Berufsphotographen sind in jenen Gegenden sehr selten; sie

haben für Aufnahmen weder Verständnis noch Interesse — beim gänzlichen Mangel von Touristen keinen Bedarf und keinen Absatz für Reproductionen. So konnten Originalaufnahmen nur durch Bitten und vieles Geld bewirkt werden, wobei am schwierigsten die Bilder von Samarkand (Moschee Sach Sinda, Timurs Gruft und Isaak Chan mit seinem Stabe) sowie das Porträt Seid-Abdul-Achads, des Emirs von Buchara, zu beschaffen waren. Die beiden letzgenannten Bilder erscheinen in dem vorliegenden Werke zum erstenmal vor europäischen Lesern. Das Bildnis des Emirs von Buchara war bis jetzt in Europa unbekannt. Nur mit Mühe war ferner eine Aufnahme in der Kirgisensteppe bei Alexandrowsk am Kaspischen Meer zu erreichen. Auch diese Gruppe gelangt hier zum erstenmal in die europäische Oeffentlichkeit.

Wien, Frühling 1900.

I.

Die Donau hinunter.

Auf dem ältesten und größten natürlichen Verkehrswege nach dem Oriente, auf welchem die Erzeugnisse des Westens nach dem Osten, und die Bodenproducte des Ostens nach dem Occident gebracht werden, treten wir unsere Reise in das Reich des Czaren an; am Donaucanal in Wien begann die Wanderung, um in dem östlichen Theile der russischen Besitzungen in Centralasien ihr fernes Ziel zu finden.

Eine Donaufahrt im Hochsommer ist ein ganz eigenartiger, touristischer Genuss. Wer von Wien nach Budapest einen Donaudampfer benützt, verlebt einen Tag voller Behaglichkeit und des Vergnügens. Jenseits der Porta hungarica weht einem bereits der Brodem des Ostens in vollem Schwalle entgegen, und die Festungstrümmer von Theben sind nicht nur Grenzsteine eines anderen Landes, sondern auch dauerhafte Zeugen der ältesten Geschichte Ungarns. Die neue Historie des Hunnen- und Avarenreiches wird nunmehr durch das im Jahre 1896 aufgestellte Milleniumsdenkmal und seine ins Breite gehende Inschrift illustriert.

In Budapest wird ein größeres Postschiff bestiegen, welches, an Mohács und Neusatz vorbei, nach Semlin-Belgrad gelangt. Unterhalb Budapest sind in den letzten Jahren zur Verkürzung des Donaulaufes mehrere Durchstiche gemacht worden, die die Reisezeit um mehrere Stunden abkürzen. In dieser Gegend lernt der

Reisende unter anderem die Kumanier, einen interessanten turco-tatarischen Volksstamm, der trotz seines mehr als sechshundertjährigen Aufenthaltes zwischen Donau und Theiß und trotz der starken Vermischung mit den Magyaren noch viel von seinem mongolischen Typus behalten hat, kennen.

Die Fortsetzung der Fahrt von Belgrad nach Orsova bietet die schönsten landschaftlichen Bilder des Donaugebietes: romantisch, wild, malerisch und idyllisch. Die Felsenkatarakte, der Engpass von Kasan, die Széchenyistraße,* die Ueberreste der Legionsbrücke, die Trajanstafel ziehen am Auge vorüber. Unterhalb Orsova dehnt sich die alte Türkeninsel Ada-Kaleh aus, seit dem Jahre 1878 von Oesterreich-Ungarn besetzt. Der Strom ist hier schon breiter, und in der Mitte sowie mehr gegen das rechte Ufer tritt das regulierte Eiserne Thor in den Gesichtskreis.

Das Eiserne Thor ist bekanntlich eine Strombarrière, gebildet durch eine 1000 *m* lange, felsenreiche Bank, die sogenannte Prigrada-Bank; zugleich erfolgt hier plötzlich die Einengung der Strombreite von circa 1000 *m* auf 600 *m*. Die Prigrada-Bank ist keine einzelne zusammenhängende Masse, sondern ein Gewirre von tausenden einzelner Riffe und Bänke, von Klippen und Felsspitzen, die das ganze Bett erfüllen. Zwischen den einzelnen Riffen ist das Wasser oft sehr tief, jedoch so schmal, dass kein Schiff hindurch kann; die Fahrbahn selbst jedoch ist oft nur 3 bis 12 *dm* tief. — Die Geschwindigkeit des Wassers ist eine enorme und deshalb wegen der vielen Fahrthindernisse der Schiffahrt manchmal gefährlich.

Die feierliche Eröffnung des großen, viele Millionen Kronen kostenden Regulierungswerkes, genannt „Eiserner Thor-Canal", fand am 27. September 1896 in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef I., des Königs Karl von Rumänien und des Königs Alexander I. von Serbien statt.**

Selbstverständlich wird die ungarische Regierung als

* Näheres hierüber in des Verfassers „Reisemomente", Skizzen aus dem Osten. Wien und Leipzig 1890, H. Brockhausens Verlag. 3. Auflage, mit 30 Illustrationen.

** Eine Schilderung über die Regulierung des Eisernen Thores veröffentlichte der Verfasser unter dem Titel „Ein Winterausflug zu den Donau-Katarakten" im „Internationalen Reisebulletin" von Schenker. März-April 1893.

Bauherrin des Eisernen Thor-Canales und als Mandatarin Oesterreichs sowie der Donaumächte von den Schiffen eine Durchfahrtstaxe einheben. Das Normativ über die Höhe der Schiffsgebühren am Eisernen Thor setzt fest, dass von jedem das Eiserne Thor passierenden Frachtendampfer, Schleppschiff, Ruderschiff oder Barcasse auf Grund der Ladungs- beziehungsweise Tragfähigkeit per Tonne zwanzig Heller und für die auf den Schiffen untergebrachten Waren für je hundert Kilogramm achtzehn Heller zu entrichten sind. Diese Gebühren werden aber den Schiffsverkehr an der unteren Donau in hohem Maße behindern. Für Oesterreich ist es daher von Interesse, die Einwirkung dieser Gebühren auf unser heimisches Schiffahrtunternehmen, die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, ins Auge zu fassen. Der Warenverkehr dieser Gesellschaft durch das Eiserne Thor umfasste im Jahre 1899 4,800.000 Metercentner. Das Tragsvermögen der Schleppe, welches dieser Ladung entsprach, betrug rund 11,000.000 Metercentner. Wäre das Normativ bereits in Kraft gestanden, hätte die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Warenverkehr K 864.000·—, für das Tragvermögen der Schiffe K 220.000·—, zusammen also K 1,084.000·— an Schiffsgebühren entrichten müssen. Wenn man der Einfachheit halber das Beispiel eines normalen Schleppschiffes von 650 t wählt, so wären für dessen Tragfähigkeit K 130·— zu entrichten; wenn dieses Schleppschiff mit 6000 Metercentner Waren beladen ist, für letztere K 1080·—, so dass ein normaler Schlepper mit normaler Belastung, wenn er das Eiserne Thor passiert, K 1210·— bezahlen würde. Die Gesellschaft erzielt jetzt für diese Ladung von 6000 Metercentner im Export aus einer Station der unteren Donau nach Budapest eine Bruttofracht von K 8000·—; ihre Selbstkosten dürften sich auf etwa K 7400·— belaufen, so dass ein Nettogewinn von K 600·— übrigbliebe. Die Gesellschaft müsste nun von diesem Schleppdampfer K 1080·— Schiffsgebühr zahlen. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft wäre daher bei den gegenwärtigen Frachten nicht in der Lage, die Schiffahrt am Eisernen Thor voll aufrechtzuerhalten. Durch die Einführung der Abgabe wird der Verkehr der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft am Eisernen Thor sicherlich sehr beeinträchtigt werden. Die Gesellschaft müsste

infolgedessen zu einer Erhöhung ihrer Frachten schreiten. Hier besteht aber die Gefahr, dass die Sendungen vom Donauwege abgelenkt und auf dem billigeren Seewege transportiert würden. Ein großer Theil des Schiffsverkehres auf der unteren Donau dürfte zweifellos eine geänderte Richtung einschlagen. Bisher war die von der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft eingeschlagene Route für den Getreidetransport aus Rumänien (Giurgewo-Rustschuk) durch das Eiserne Thor, Budapest, Wien, Passau, Regensburg in das deutsche Consumtionsgebiet vollständig concurrenzfähig. Nach dem Inslebentreten des Normativs dürfte der Export aus Rumänien, der seinen Weg durch das Eiserne Thor donauaufwärts nach Deutschland nahm, auf ein geringes Quantum eingeschränkt werden, und das Getreide wird aus jener Zone Rumäniens, von der aus bis jetzt die Donauroute aufwärts benützt wurde, via Braila und Galatz durch das Meer Sulina abwärts geführt werden. Hierdurch wird begreiflicherweise auch das deutsche Consumtionsgebiet für Getreide, welches großentheils durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft versorgt wurde, eingeengt werden.

* * *

Die erste größere Station am linken, rumänischen Ufer ist Turn-Severin. Es ist schon geraume Zeit her, seitdem wir in der stillen walachischen Stadt verweilt haben; und sie hat sich fürwahr seitdem zu ihrem Vortheile umgestaltet. Unweit des Landungsplatzes wurde eine Promenade — Boulevard, wie es die Rumänen bescheiden nennen — geschaffen, und die Menschen scheinen auch etwas reinlicher als früher. Einige sind sogar gewaschen. . . Von Turn-Severin abwärts zieht der Dampfer bald an rumänischer, bald an serbischer Seite entlang bis Radujewatz am rechten Ufer, wo sich der Timok als serbo-bulgarischer Grenzfluss in die hier sehr breite, monotone Donau ergießt. Widdin, Lompalanka und Rahova in Bulgarien werden nachts passiert, die langen Sandbänke vom rumänischen Corabia, auf denen sich hunderte von Pelikanen sonnen, zeitlich morgens. Auf der immer breiter werdenden, fast uferlosen Donau schwimmt eine zahlreiche Flotille — die österreichisch-ungarische Handelsflagge weht in den Lüften neben der rein ungarischen,

neben dem Blau-gelb-roth der Rumänen, dem Blau-roth-weiß der Serben und dem Weiß-grün-roth der Bulgaren. Von Corabia ab tritt sogar die weiß-blau-rothe Flagge der Russen auf, die in Gagarin'schen Diensten den Donauverkehr mit den Häfen des Schwarzen Meeres vermittelt. Stillschweigend hat sich im Wettbewerb des Handels eine Theilung der Arbeit zwischen den einzelnen Nationen vollzogen. Obenan steht natürlich die österreichische Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft als erste, mächtigste

Belogradhzik bei Widdin.

und älteste Verkehrsinstitution auf der Donau. Sie beherrscht den Strom von Regensburg bis nach Sulina. Die neugegründete ungarische Fluss- und Seeschiffahrts-Gesellschaft (die mittlerweile mit der erstgenannten ein abgrenzendes Uebereinkommen getroffen hat) cultiviert den Verkehr zwischen Semlin — Galatz, den Remorqueurdienst aber auch von Passau abwärts und in ganzen Schleppladungen bis aufwärts nach Regensburg. Ihr Personendienst von Budapest nach Visegrád und nach Nagy-Maros, einem viel frequentierten Sommerluftort der Budapester, ist sehr rege und prompt. Des weiteren versieht diese Gesellschaft den Dienst auf der Save zwischen Schabatz—Bosnisch-Ratza mit

Ladungen von bosnischen Pflaumen, zwischen Vaja—Apatin sowie zwischen Vukovar—Neusatz.

Die Rumänen sind in ihrem Verkehr noch sehr zurückgeblieben; sie pflegen denselben von Turn-Severin abwärts und können eine ehrliche Concurrenz mit unseren vaterländischen Anstalten nicht bestehen. Das Heraufjahren der Russen hat mehr politische Tendenz und hat dermalen keinen anderen Zweck, als deren Farben auf der Donau zu zeigen. Bei Turn-Magurellu haben wir so einen russischen Kauffahrer besichtigt, konnten aber das Vorhandensein besonderer Frachtenmengen nicht constatieren.

Das kleine, halbverschollene Turn-Magurellu geht übrigens einer aufblühenden Zukunft entgegen. Zwischen der rumänischen und der bulgarischen Regierung ist nämlich eine Vereinbarung getroffen worden, die sich auf den Anschluss der bulgarischen Eisenbahnlinie Sophia—Somovid an das rumänische Eisenbahnnetz mit Benützung der Linie Turn-Magurellu—Bukarest bezieht. Die Verbindung zwischen den durch den Donaustrom getrennten beiden Stationen wird durch ein Traject bewerkstelligt, dessen Dienst die rumänische Staatsmonopolverwaltung übernimmt. Durch die neue Verbindung wird der Verkehr zwischen Bukarest und Sophia, der bis jetzt 41 Stunden in Anspruch nahm, in 22 Stunden sich vollziehen und später soll die Fahrzeit sogar auf 16 Stunden reduciert werden.

Das unterhalb Turn-Magurellu gelegene Zimnitza gewährt einen schönen Blick auf das gegenüberliegende bulgarische Städtchen Sistowo. Von Zimnitza aus erfolgte am 27. Juni 1877 der Uebergang der russischen Armee nach Sistowo über die Donau und die Einnahme des letzteren. Hier erfolgte auch die Concentrierung des russischen Heeres, worauf die Kämpfe um Plewna folgten. Wenn man also von Zimnitza auf die bulgarischen Hügel und Höhen hinüberblickt, sieht man im funkelnden Sonnenglanze den russischen Adler kraftvoll aufsteigen. Es sind die massiven Sandstein-Obelisken, welche monumental weithin den Gang der Ereignisse und die Befreiung Bulgariens vom Joche der Türken verkünden.

Unser Schiff fährt nunmehr längs des bulgarischen Ufers. Früher eingestiegene Bauern aus dem Innern weigern sich, den

entfallenden Fahrpreis zu bezahlen, und die Beamten des Schiffes sowie der Agentie sind machtlos gegen sie. Sie zahlen einfach nicht, und dabei hat es sein Bewenden! Selbstverständlich werden sie in der nächsten Station ausgesetzt, aber das ist ihnen gerade recht, denn sie haben ja ihr Ziel erreicht. Auf rumänischer Seite kann man die Freibeuter nicht zum Verlassen des Fahrzeuges zwingen, denn die Polizei weist sie sofort als paßlos zurück. Die bulgarische Polizei übernimmt sie zwar, waltet aber nicht ihres Amtes, sondern läßt sie laufen. Die Dampfschiffahrts-Gesellschaft ist in solchen Fällen wehr- und schutzlos — sie kann nichts thun. Wenn unsere Consuln energischer eingreifen würden, könnte dem Unfuge wirksam gesteuert werden. Dem Verfasser wurden in dieser Beziehung manche Vorfälle erzählt, die besser weiter nicht verbreitet werden. Indem wir Oesterreicher uns in vielen Dingen — und nicht stets unseren Verhältnissen entsprechend — deutsche Einrichtungen zum Vorbilde nehmen, so wäre es anzuempfehlen, in consularischen Vertretungen das nachdrücklichere Auftreten der Consuln Deutschlands nachzuahmen. Wenn man in Oesterreich-Ungarn zum Beispiel das Postporto beträchtlich gesteigert hat, weil es im Deutschen Reiche angeblich höher ist als bei uns, so möge man andererseits zum Schutze unserer Staatsangehörigen im Auslande auch die consularische Energie steigern, weil dieselbe bei den Vertretern des Deutschen Reiches entschieden höher ist als bei uns!

In das malerische Landschaftsbild von Rahova, dessen Citadelle im Kriegsjahre 1877 nach tapferer Vertheidigung durch die türkische Besatzung von den in der Ueberzahl gewesenen Rumänen eingenommen wurde, bringt der weithin die Gegend von dominierender Höhe beherrschende römische Wartthurm einen Zug düsteren Ernstes. Das Castell, dem er einst als Luginsland diente, war eines der Bollwerke des Donau-Limes, jener von der Savemündung bis zum Pontus reichenden Linie auf dem rechten Donauufer, welche lange den Schutzwall der Römer gegen die heranstürmenden Barbaren bildete. Gegenüber von Rahova liegt auf dem linken Ufer des hier sehr breiten Stromes die rumänische Hafenstadt Piket.

Der Lauf des Stromes ist nun südlich; links verlaufen die

Ufer in endlosen Ebenen, rechts erhebt sich das lehmige, brüchige, steile Ufer Bulgariens.

Verschiedene Gestalten und fremdartige Volkstrachten mischen sich durcheinander. Von der Mündung des Lom bis hierher herrschte melancholische Stille — vor Nicopoli aber breitet sich reges, buntes Leben aus.

Unser Empfang in der Agentie von Nicopoli war ebenso herzlich wie freundlich. Die offene Empfehlung des Inspectors Gustav J. Schulz* von der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Wien an sämmtliche Capitäne und Agenten der unteren Donau förderte unsere Bestrebungen außerordentlich. Der Commandant des Schiffes „Karl Ludwig" übergab uns und den deutschen Gelehrten W. Götz, Professor an dem Generalstabscurse zu München, der sich uns auf der Reise angeschlossen hatte, dem Leiter der Agentie, J. A. Hasan, der mit seinem Beamten Arthur Kottas junior sowie dem Agentieleiter von der ungarischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Béla Erdös, uns den kurzen Aufenthalt in der sonnverbrannten, heißen und schmutzigen bulgarischen Stadt so erträglich als nur möglich machte. Wir unternahmen sofort, noch auf der Landungsbrücke stehend, eine geistige Excursion in die Geschichte des Ortes, vor dessen Mauern im Jahre 1396 die berühmte Entscheidungsschlacht stattfand, in welcher die von König Siegmund von Ungarn geführte Blüthe der europäischen Ritterschaft vom Sultan Bajazid aufs Haupt geschlagen wurde. Nicopoli wurde durch das Bombardement der Russen 1877 fast vollständig zerstört und erhebt sich nach dem Wegzuge der Türken nur langsam wieder zu seiner einstigen Bedeutung. In der Mitte der Stadt liegt eine verlassene, architektonisch sehr interessante Kirche im byzantinischen Style; auf einer linksseitigen Höhe steht der türkische Uhrthurm. In dessen Nähe, auf einer

* Schulz ist ein höchst begabter Maler und Zeichner sowie fachmännisch gebildeter Photograph, der in jeder dieser Eigenschaften Hervorragendes geleistet hat, wie zum Beispiel seine künstlerische Betätigung an den Objecten der Gesellschaft auf der Millenniumsausstellung 1896 in Budapest, an der Kaiser-Jubiläums-Ausstellung 1898 in Wien, namentlich aber seine belehrende, interessante und vollendete Ausstellung in der Jugendhalle mit eigenen Demonstrationen, ferner die illustrative Ausschmückung verschiedener Publicationen der Gesellschaft und das künstlerische Arrangement der Gesellschafts-Elitebälle, bekunden.

muldenartigen Sandstätte befindet sich ein alter, vernachlässigter türkischer Friedhof mit verfallenen Steintrümmern, bloßgelegten Gräbern und herumliegenden gebleichten Menschenknochen, an denen die Hunde nagen. Der Friedhof dient jetzt noch als Begräbnisplatz; er bietet in seiner Verwahrlosung ein rücksichtslos-realistisches Bild mohammedanischen Fatalismus und orientalischer Verkommenheit. Aber von seiner Höhe bietet sich ein herrliches Panorama über die nach Osten sich windende Donau, nach dem

Plewna.

gegenüberliegenden rumänischen Tieflande, aus welchem, begleitet von den klagenden Tönen der Schalmei, patriarchalisches Hirtenleben aufsteigt. Am Fuße des Hügels nistet das Türkenviertel, dessen Häuschen aus Löß, also nicht einmal aus Lehm, erbaut sind. Auf der entgegengesetzten Seite, nordwestlich, von einer breiten Schlucht getrennt, dehnt sich der wohlhabendere türkische Stadttheil aus, mit solideren, grün bemalten Häusern, deren Besitzer sich auch Harems halten können. Nicopoli hat beiläufig siebentausend Einwohner, von denen dreiviertel Türken sind. Diese nennen den Ort „Klein-Konstantinopel" — warum und weshalb ist nirgends ersichtlich. Nicopoli bietet einen unruhigen Anblick,

unterbrochen von Mulden und Schluchten, begrenzt von Anhöhen, die nichts Malerisches zeigen.

Auf dem erwähnten Friedhofhügel erhebt sich das russische Befreiungsdenkmal mit dem stolzen russischen Aar, der seine Schwingen gegen Norden ausbreitet. Die Nordseite des pyramidenartigen Sandsteines hat ein Marmorkreuz en relief, über welchem sich symbolisch Anker und Kette und Waffentrophäen, gleichfalls en relief, befinden. Die vergoldeten Bronzebuchstaben der Inschrift sind gewaltsam herausgerissen, und ihre Spuren verkünden die zahlreichen Löcher, in welche die Lettern eingenietet waren. Wenn man will, sprechen auch diese Marmorlöcher eine beredte Sprache!

Das Denkmal steht auf einem breiten Stufenpostament und ist von schweren Ketten umgeben. Von seinem Platze aus hat man eine weite, dominierende Rundsicht, wie dies weiter unten von allen Seiten gesehen wird.

Als wir mit unseren Freunden eine der bergigen, verkommenen Straßen von Nicopoli emporstiegen, um auf den jenseitigen Höhenkamm zu gelangen, gewahrten wir an einem Baugrund, der zu einem Neubau ausgegraben wurde, und der über dem Straßenniveau gelegen war, eine Anzahl bereits versaulter Holzsärge mit ihrem schaurigen Inhalte. Die bulgarischen Arbeiter rissen die Särge oder deren Holzreste mit Anstrengung aus den Gräbern, um diese sowie die Gebeine der Todten in die Straßengosse zu werfen; mit den Schädeln spielten sie förmlich Fangball, mancher Schädel fiel auf die Mitte der Fahrbahn, wo über ihn die schweren Holzräder eines bulgarischen Bauernwagens krachend hinweggiengen. Andere Schädel wurden von mitleidigen Seelen gesammelt, um wenigstens in dem Straßengraben übereinander geschichtet zu werden. Sie grinsten hohläugig über die Straßen zu den Gräbern hinüber, denen ihre Gerippe entnommen und nach allen Seiten vandalisch zerstreut wurden. Manches Gerippe lag ohne Sarg in dem feuchten Erdreiche, in welchem sich die Formen des Kopfes und des Knochenbaues wie in Gips ausgebildet haben. Derartige „Abdrücke" sahen wir eine Menge.

Als wir zu den Herren Kottas und Erdös unsere Entrüstung über diese menschenschänderische Pietätlosigkeit äußerten, wurde uns die Antwort zutheil, dass solche Vorkommnisse hier nicht selten sind, und dass sich die Nerven selbst von Kindern dagegen bald abstumpfen. Auf die Frage nach dem Bauherrn wurde uns ein Advocat genannt, der auch bald in Person erschien. Auch ihn, den Mann der Ordnung und des Gesetzes, konnten wir von dem Barbarischen seiner Handlungsweise nicht überzeugen!

II.

In Bulgarien.

Bis vor kurzer Zeit konnte man von der Donau in das Innere dieses Landes entweder nur zu Fuß oder mittels Pferde gelangen. Senkrecht auf Sophia führen Straßenzüge über den Balkan von Lompalanka und Nicopoli, außerdem noch zahlreiche Saumpfade, welche aber nur von Schmugglern, Räubern und Mördern betreten werden.

Seit einiger Zeit führt von Plewna über Roman nach Sophia ein Schienenstrang, bis Plewna vorläufig die Heerstraße. Es ist derselbe Weg, den die russischen Truppen im Jahre 1877 gegen Sophia nahmen.

Mit einem leidlichen bulgarischen Wagen fuhren wir — Professor Götz und ich — bei sengender Nachmittagshitze vom Landungsplatze in Nicopoli gegen Plewna. Die bulgarischen ausgehungerten Klepper zogen das primitive Gefährte längs des steilen rechten Donauufers; nach einer Stunde bogen wir westlich nach links in das Innere, geriethen bei ziemlichem Trabe in südliche Richtung und erreichten, auf Feldwegen dahinhuschend, die erste Station, das aus wenigen Häusern und Hütten bestehende Dorf Muslimovo. Hier nahmen wir vor dem Wirthshause Platz, ließen Kutscher und Pferde stärken und unterhielten uns mit der herbeigeeilten Landbevölkerung, welche in ihrem Sonntagsstaate recht gefällig aussah.

Die Fahrt wurde weiter nach Koligowce fortgesetzt. Die Straße ist theilweise neu hergestellt und führt im breiten Thale an Mais- und Kartoffeläckern vorbei. Der Baumwuchs ist kümmerlich. Eine große Ebene, wahres Steppenland, breitet sich aus; Soldaten in Marschadjustierung ziehen an uns vorüber; Büffelherden weiden am spärlichen Graswuchse; die Straße senkt sich hinab in das Thal des Wid, durch welches der Bau der Eisen-

Iskar-Partie im Centralbalkan.

bahn soeben vollendet wurde. Links vorwärts steigt auf einem Hügel ein Kriegsmonument empor, bald ein zweites und drittes: wir befinden uns auf dem Schlachtfelde von Plewna, bei den Redouten und Schanzen von Grivitza, die in ihrer ganzen Configuration, in ihrer ursprünglichen Anlage noch dastehen. Die Straße läuft weiter in gerader Richtung, das welthistorische Kriegstheater durchziehend. Nach sechsstündiger Fahrt gelangen wir nach dem sich lang ausdehnenden Plewna.

Die Nähe der Stadt hat sich schon durch entsetzliches Kiesel-

pflaster, über welches der Wagen in kräftigen Stößen dahinholpert, angekündigt. Dichtes Gras wuchert ringsumher. Es ist Nacht; kein Ton unterbricht die weite Stille, als das Rascheln der vom Winde bewegten Distelkronen. Wie rothe Sterne blicken die erleuchteten Fenster durch die dichte Finsternis. Plötzlich hatten sich die Wolken verzogen, und die bleiche Helle des emporsteigenden Mondes kam am Horizont zum Vorschein. Noch aus einer gewissen Entfernung gesehen, vermischt sich das Stadtbild und seine kleinen, grauen Häuser mit dem Grau der weithin lagernden Gesteine. Wie eine todte Masse ruht die Ortschaft. Bergab, bergauf führt der Weg. Der Boden ist wie ein harter, von der Hitze zusammengedorrter Cement. Der Gesammteindruck ist ein oberflächlicher und stimmt mit jenem überein, den man auf der Landstraße gewinnt. Die Cultur ist vernachlässigt und bleibt weit hinter der Productionsfähigkeit des Bodens zurück.

Die Unterkunft in Plewna ist äußerst dürftig. Es existieren allerdings zwei sogenannte Hotels — aber nur dem Namen nach. Es ist der reine Hohn, was sich einem dort als Fremdenhort aufthut. Eine aus Ziegeln und unbehauenen Steinen flüchtig erbaute Hütte, welche sich den Anschein gibt, als wäre sie ein Haus, mit einem Zugang von Morast und Schmutz durch einen abgelegenen Hof; das Gelass, welches sich sehr unverdient „Zimmer" nennt, ist halb europäisch, halb orientalisch eingerichtet, aber auf dem Nullpunkte des bescheidensten Verlangens. Tisch, Bett, Waschkasten schrecken wegen des äußeren Zustandes vor jeder näheren Berührung zurück. Eine Glocke oder ein sonstiges Rufsignal ist nicht vorhanden. Licht, Wasser, Handtuch können erst durch Wanderungen im ganzen Hause und durch energisches Debattieren erreicht werden. So eine Casematte ist eine wahre Fundgrube für Mörder, ein Raubnest schlimmster Art!

In dem nach vorn gelegenen Tract ist so etwas wie ein „Restaurant" — wo Hunger und Durst schwer zu befriedigen sind. Butter, Eier, Milch sind nicht vorhanden, dagegen Brot, Käse und etwas Fleisch in widerlicher Zubereitung. Das sonderbare an der Sache ist, dass sich der Wirth als modernes, centraleuropäisches Gigerl gefällt, denn er ist der Mittelpunkt im Verkehr mit den Dandys von Plewna. Es gehört freilich nicht viel

dazu, dort „Dandy" sein zu wollen. Es wirkt komisch und crass, die Kleidung des Westens neben dem Schmutz des Ostens so ostentativ zu sehen.

Am 14. August unserer Zeitrechnung herrschte in Plewna reges Leben. An jenem Tage wurde die Thronbesteigung Ferdinands I. gefeiert, der uns in Bulgarien mehr zu herrschen als zu regieren scheint. Es wird kaum ein Land existieren, wo der Souverän so unpopulär ist wie hier. Das Arrangement der Feier gieng lediglich von der Regierungspartei aus, welche in Plewna einigen Anhang zu besitzen scheint.

Es ist ja bekannt, dass fast alle Bulgaren Demokraten vom reinsten Wasser sind, die weder Adel anerkennen, noch ihn besitzen, ja, die selbst zum Landesherrn, dem der Titel „königliche Hoheit" gebührt, bei Audienzen oder ähnlichen Gelegenheiten die Ansprache «Gospodin Knjas», zu deutsch „Herr Fürst", statt des officiellen «Czarsko visotschetswo», „königliche Hoheit", gebrauchen.

Auf dem in der Mitte der Stadt gelegenen, regelmäßigen Hauptplatze wurde um das Kriegermonument vom gelben — dem Prinzen Boris gehörenden — Infanterie-Regiment ein Carré formiert, und an der Nordwestseite des Monuments eine Art Altar auf einem kleinen Tische improvisiert, über dem die Bildnisse des Fürsten Ferdinand, seines Erben Boris und seiner Gemahlin Maria Louise hiengen. Das letzterwähnte Bild war mit Flor verhüllt, als Zeichen der Trauer um die in so jungen Jahren dahingeschiedene Fürstin.

Drei Geistliche in schweren, reich gestickten Messgewändern standen vor dem Altare, der älteste in der Mitte. Dieser leitete den Gottesdienst, sprach die Gebete und segnete den Fürsten, seine Familie und das Land. Wenige Schritte hinter ihm standen der Stations-Militärcommandant, der Oberst des ausgerückten Regiments, die Stabsofficiere und Adjutanten, der Bürgermeister und der Abgeordnete des Kreises zur Sobranje. Einige Schritte vor dem rechten Flügel dieser Aufstellung befand sich ein höherer Officier aus Sophia als Vertreter des Kriegsministers.

Rings um die Truppen und theilweise innerhalb des formierten Carrés befand sich die Gesellschaft der Stadt, der sich

Professor Götz und wir angeschlossen hatten. Wir wurden, als die einzigen anwesenden Fremden, von einem höheren Beamten eingeladen, näher zu kommen und in den engeren Kreis einzutreten. Dass man uns zuerst für reisende Engländer und dann für — Preußen hielt, erschien uns recht drollig. Wir wollen weder das eine noch das andere sein!

Nach beendetem Gottesdienste reichten die Popen das massive silberne Kreuz den Nächststehenden zum Kusse, küssten es dann selbst, spendeten nach allen Seiten Weihrauch, schlugen die großen Gebetfolianten zu und entfernten sich ohne weitere Ceremonie. Die Truppen aber stellten sich in Doppelreihen auf, an ihre Spitze trat die von einem österreichischen Capellmeister geleitete Musikbande. Zweimal marschierte das Regiment um den Platz herum, worauf das anwesende Officierscorps die Defilierung abnahm. Es war in der That eine hübsche Parade, welche besonders vom militärischen Gesichtspunkte ganz befriedigend ausfiel. Befremdend ist für den Westeuropäer das Aufrufen und Fragen der Front durch die Commandanten, und das Antworten der Soldaten im Chorus. Der Soldat wird dadurch ein activer Theilnehmer an dem Feste, eine Art Beifallsspender. Das Verhältnis zwischen Officier und Mannschaft wird dadurch patriarchalischer, freundlicher und aufrichtiger. Die Starrheit der Disciplin braucht darunter nicht zu leiden.

Die Mehrzahl der bulgarischen Officiere ist überhaupt ernsterer Natur. Die meisten sind verheiratet, Familienväter, von den Leiden und Freuden der Häuslichkeit erfüllt. In Plewna besitzt fast jeder verheiratete Officier sein eigenes, kleines Haus, welches gewöhnlich mit der Morgengabe der Frau erkauft wird. Von der Gage wird gelebt.

Einer Einladung des Directors der staatlichen Winzeranstalt, Wassili Manuscheff, Folge leistend, erstiegen wir den im Westen der Stadt gelegenen, in sanftem Wellenzuge sich erstreckenden Hügel unweit des neu angelegten Volksgartens. Wohl die beste Rundsicht über Plewna öffnet sich von dieser Höhe dem Auge. Zwischen dem dichten Häusergewirre mit den rothbraunen Dächern erheben sich eine Unzahl alter Bäume südlicher Vegetation. Die Häuser schimmern in weiß, mit großen orientalischen

Fenstern, und die grünen Blätter der Laubkronen heben sich von dem hellen Hintergrunde gefällig ab. Plewna, so gesehen, macht den Eindruck eines sich weit und lang ausbreitenden Dorfes. Im Osten, gegenüber von unserem Standpunkte, wellt sich das coupierte Terrain von Grivitza rumänisch-großsprecherischen Angedenkens, und in der Mitte erheben sich noch zwei Minarets

Im Rhodope-Gebirge.

als letzte Zeugen der nun verrauchten Türkenherrschaft. Das Territorium, auf welchem wir stehen, ist noch von den alten Laufgräben und Trancheen aus dem letzten Kriege durchzogen, von flüchtigen Erdbefestigungen, welche 1877 von englischen Genieofficieren für Osman Pascha entworfen wurden, umgeben. In diesen Laufgräben marschierten die türkischen Colonnen in sicherer Deckung gegen Skobeleff, der am 11. September die Redouten VIII und XIII erstürmte, am 12. September aber an die

Türken wieder verlor. Es ist der sogenannte „Grüne Hügel", auf welchem die Gebeine von 16.000 Soldaten ruhen.

Im Juli 1877 setzten sich bekanntlich die Russen, unter General Schildner-Schuldner als Commandanten der 5. Division, von Nicopoli nach Sophia in Bewegung, stießen aber auf überlegene Streitkräfte Osman Paschas, von denen sie mit einem Verluste von 2000 Mann zurückgeschlagen wurden. Auch ein zweiter Angriff wurde zurückgewiesen, ebenso ein dritter, mit einem Verluste von 8000 Mann. Plewna wurde nun von Osman Pascha rasch in eine Festung — wie bereits erwähnt, nach englischen Plänen — umgewandelt, welche die Russen in ihrer rechten Flanke gefährlich bedrohte und ihnen den Rückzug hätte abschneiden können. Die Generale Suleiman und Mehemed Ali blieben jedoch mit den zugesagten Verstärkungen aus, und so hatten im August die Russen Zeit, große Heeresmassen an sich zu ziehen, mit denen sie zur Cernierung von Plewna schritten. Am 7. September begann das Bombardement auf die befestigten Punkte. Alle Angriffe der Russen und Rumänen wurden zurückgeschlagen, nur die Grivitza-Redoute wurde erobert, worauf sich die Rumänen sehr viel einbilden, und wovon sie wohl bis in die fernsten Zeiten „singen und sagen" werden. Sie giengen aber gegen diese Redoute nicht allein vor, sondern im Vereine mit den russischen Streitkräften.

Aus dem blutgetränkten Boden des sich von Süden nach Westen erstreckenden grünen Hügels sprießt nun seit wenigen Jahren das Blut der Rebe. Die bulgarische Regierung hat die Ergiebigkeit dieses Bodens erkannt und auf demselben eine rationell geleitete Weinbauschule errichtet. Director Manuscheff ist ein in Oesterreich — am pomologischen Institut zu Klosterneuburg — ausgebildeter Fachmann, und seine Weingärten sind mustergiltig für das ganze Land. Er zieht die amerikanische Rebe am hohen Weinstock und bekämpft die auch dort auftretende Phyloxera mit Erfolg. Der gewonnene Wein gelangt nicht zum Export, sondern bleibt im Lande. Ueberhaupt behält jeder bulgarische Weinbauer seine Fechsung zum eigenen Consum, und obwohl unter den einheimischen Weinen — fast durchaus rothe — fast alle Sorten vertreten sind, vom leichten Landwein bis zum

schweren, blumigen „Bordeaux“, wird doch viel Rebensaft nach Bulgarien importiert. Vorzügliche Weinsorten gedeihen in Südbulgarien, namentlich bei Euxinograd, welche an den fürstlichen Hofkeller abgegeben werden. Die Weinberge sind Eigenthum Ferdinands I. Die Bulgaren bedürfen desselben, denn sie sind ganz famose Lebemänner, die es mit jedem Pariser im Essen, Trinken, Spiel und anderen Dingen leicht aufnehmen können.

Freilich ist ihr Aeußeres nicht immer darnach. Das Auftreten ist etwas schwerfällig und die Kleidung des Städters, selbst als sogenanntes „Gigerl“, nicht adrett. Dies kommt von der merkwürdigen bulgarischen Kleiderordnung, welche zur Hebung der einheimischen Schajak-Industrie seit einigen Jahren Gesetzeskraft erlangte. Jeder im Staatsdienste stehende Beamte, oder jeder, der vom Staate Subsidien oder sonstige Bezüge erhält, ist verpflichtet, Kleider aus bulgarischen Stoffen zu tragen, und auf Verlangen sich darüber mit der Rechnung des betreffenden Lieferanten auszuweisen, der seinerseits ebenfalls dieselbe Verpflichtung hat. Ebenso ist es mit den Beschuhungen. Abgesehen von der Unterbindung der ausländischen Industrie, die im nahen Orient ein natürliches Absatzgebiet besitzt, bedeutet jene Kleiderordnung einen Eingriff in die persönliche Freiheit des Einzelnen und öffnet dem Denunciantenthum Thür und Thor. Denn es wird leicht vorkommen, dass der eine oder der andere ein besseres Kleidungsstück tragen will, sei es aus Bedürfnis, Eitelkeit oder aus verschiedenen anderen Gründen. Nicht jeder wird einen Frack aus Schajak tragen wollen. Da ist nun gleich der Anzeiger bei der Hand; der eine aus pecuniären, der andere aus persönlichen Gründen. Der Trieb zum Bösen ist ja im Menschen bald geweckt, — und der „nationale Schajak-Verräther“ sieht dann seiner Bestrafung entgegen!

* * *

Von Plewna führt über Roman eine neuerbaute Eisenbahnlinie nach Sophia. Der Bahnhof ist weit draußen vor der Stadt, vorderhand sehr primitiv, ohne Restauration und Wartesäumen. Die Stationsanlage steckt im tiefen Sande — es macht alles den Eindruck des Unfertigen, des Unzulänglichen. Ebenso sind die Zugsgarnituren: vor allem sind sie schmutzig und werden

selten gereinigt. Die Locomotiven sind klein, vom geringsten atmosphärischen Drucke, von ebenso geringer Fahrgeschwindigkeit oder eigentlich hoher Langsamkeit. Dass ein Wiener Omnibus fast schneller fährt, als eine derartige Locomotive, ist Thatsache.

Die Stationsgebäude tragen noch keine Aufschriften, man weiß nicht, wie die einzelnen Ortschaften, an denen der Zug ungewöhnlich lange hält, heißen. Man kann ferner bei einer tagelangen Reise nichts erhalten, weil auf den Stationen außer unreifem Obst und ungenießbarem Käse oder bedenklichen Würsten nichts zu haben ist — der Hunger begleitet den Reisenden bis ans Ende der Fahrt. Das ist so bulgarische Verkehrsweise, für die die Staatseisenbahn-Verwaltung kein Verständnis und keinen Blick zu haben scheint. Die Bahnen sind dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, Wege und Communicationen unterstellt, welches (wir können es nicht anders bezeichnen) ebenso leichtsinnig als gewissenlos seines Amtes waltet.

Im Coupé befinden sich mit uns elegante Damen aus der guten Gesellschaft. Die ältere stickt an einer Broderie anglais, die jüngere gibt uns zu unserer Verwunderung und Verblüffung in deutscher Sprache einen kleinen Excursus zur Geschichte ihrer Landsleute. Die Bulgaren waren ein türkisch-finnisches Volk, dessen früheste Schicksale in Dunkel gehüllt sind. Sie treten zum erstenmal in der Geschichte um die Zeit vor Christi Geburt auf, als die Bewegungen der Hunnen in Asien begannen. Ein Theil dieses Volkes, die „schwarzen" Bulgaren, gründete im V. Jahrhundert an der unteren Donau das bulgarische Reich, gieng aber in der slavischen Sturmflut unter und hinterließ nichts als den Namen.

Unsere Reisegenossin weiß auch vieles von der Bahn und deren Bau zu erzählen. 22 Millionen Francs hat sie gekostet, rentiert sich wenig, so dass nur ein Zug täglich in jeder Richtung verkehrt.

Eine weite, ebene Grassteppe zieht sich von Plewna bis zum Wid, wo Osman Pascha am 10. December 1877 sich durchzubrechen versuchte; er überschritt den Fluss, um sich nach Widdin durchzuschlagen, wurde aber verwundet und mit 40.000 Mann,

2000 Officieren und 10 Paschas sowie 80 Kanonen gefangen genommen.

Bis zur Brücke des Wid zieht der Bahnstrang im Kreise nach Westen, von hier ab aber zuerst südlich, sodann östlich. Die Trace führt durch wohlbebaute Rodungen, die von Mosen, Flechten und Gras eingesäumt sind. Mose und Flechten auf gutem Ackergrunde nehmen sich so aus wie Strohblumen in einem Rosenbouquet.

Die Bauern sind fleißig an der Arbeit. Der Ertrag derselben ist sehr klein, und von diesem Wenigen gehört ein starkes Pfund dem Einnehmer. Nur die gestählte Arbeitskraft, die seltene Bedürfnislosigkeit, seine Genügsamkeit und ruhige Zufriedenheit mit dem, was ihm die Scholle gewährt, und dazu die große Sparsamkeit erhalten den Bauer auf Haus und Hof, für die er die Abgaben an Staat und Gemeinde pünktlich und gewissenhaft abträgt, wiewohl er stundenweit zum Steueramt wandern muss. Seine Tracht besteht aus rohem Loden, den die Bäuerin herstellt.

Alexander-Mausoleum in Sophia.

Dass das Volk in Unwissenheit und Unkenntnis aufwächst, gehört auf das Schuldconto der bulgarischen Regierung, deren Bildungsgebiet doch ein so eng begrenztes ist! Wenn in der Erinnerung die Bilder der entschwundenen Reisetage lebendig wieder vor das Auge rücken, so nehmen Menschen, die am Ende des XIX. Jahrhunderts nicht lesen und schreiben können, in jenen Bildern eine tieftraurige Stellung ein!

Je weiter wir ins Land hineinfahren, desto charakteristischer wird die Landschaft mit ihrer Bevölkerungsstaffage, welche sich heute, an einem nationalen Feiertage, sehr lebhaft geberdet. Ein günstiger Zufall verschafft uns bei einer namenlosen Station — wer weiß, wie sie heißt? — den Anblick des Hora-Tanzes. Ein geschlossener Kreis von Mädchen und Frauen, alle mit Gretchenfrisur und langen Zöpfen, mit Blumen im Haare, mit kurzen Jäckchen und schweren, faltigen Röcken, welche plump die Gestalt verhüllen, bewegt sich bald nach rechts, bald nach links nach dem Takte der eigenthümlichen, klagenden Schalmeimusik, welche von vier Männern in Costüm auf zwei Violinen, einer Flöte und einer Guitarre executiert wird. Der sonnenklare Tag ist dem Feste sehr günstig, welches sich im Angesichte hunderter Zuschauer rhythmisch abspielt. Tanz, Musik und Farbe spielen bei diesem Volke eine bedeutende Rolle — wenn man noch das karge Brot hinzurechnet, so ist das panem et circensis der Römer, hier in seiner Weise, erreicht.

Der Bahnkörper windet sich in Krümmungen der 450 Kilometer langen Balkankette entgegen. Düstere Felsstürze beginnen aufzuragen, Grabesstille herrscht von der Sohle des Thales bis empor zur öden Jochhöhe. In der Gebirgslandschaft waltet die Melancholie. Hart am Steige liegen gebleichte Gerippe gestürzter Karawanenpferde und einige rohe Gedenksteine über Gräber durch Räuberhand erschlagener oder verunglückter Wanderer, welche die aus Felsenblöcken aufgethürmten Orientierungspfeiler verfehlten und im Schneesturm erstarrten. In den Balkan verlegt der Volksglaube die Feste, Spiele und Tänze der feenhaften Elfen — Samovidi.

Aus der althellenischen Sage wissen wir den Balkan, bei den Griechen Hämus genannt, als Lieblingssitz des Orpheus, der durch seinen Gesang die Felsen erbeben machte. „Die mit bacchantischer Lust erfüllten Mänaden zerrissen den göttlichen Sänger, den Verächter der wonnig-berauschenden Dionysos-Orgien. Kopf und Leier des hingemordeten Orpheus führte der vom Hämusgipfel abfließende Tonisus (Tundža) dem Hebrus (Marica) zu."

Wir nähern uns dem Balkan-Defilé. Hoch oben zieht die imponierende Vogelgestalt des Adlers unter fliehenden Wolken

ihre Kreise im Aethermeere. Es ist eine förmliche Extravorstellung, denn der mächtige Vogel kreist beständig über den vorwärts eilenden Zug dahin. An einem Abhange wird das Dorf Lütibrod sichtbar, früher hieß es Koreja, hat indes außer dem Namen auch sein Aussehen verändert. Kleine, nette, steinerne Häuschen stehen zwischen freundlichen Gärtchen; Balcone, Terrassen, Vorhallen drücken dem Orte den Stempel der Villeggiatur auf. Aber das ist es nicht. Lütibrod ist ein Stütz- und Hauptpunkt des Bahnbaues gewesen — hier hatten die Pionniere der Civilisation ihr Standquartier; die lieblichen Villen waren technische Kanzleien, in denen die Cubikmeter des Gesteins berechnet wurden, die dem Balkanriesen aus seinem Leibe gebrochen wurden.

Sommerlicher Friede schwebt über dem Thale. Es zwitschert und jubelt der freie, sich in die Lüfte schwingende Vogel, ein Bächlein springt lustig über Stock und Stein und überstürzt sich in kleinen Wasserfällen, und hoch oben folgen dem Flüchtling Wolken ziehender Vögel.

Die Bahn nähert sich dem Iskerdurchbruche. Der Isker ist der einzige südlich vom Balkan entspringende Fluss, welcher den Balkan durchbricht. Dem Rilomassiv entquellend, tritt er aus dem Becken von Sophia in ein 60 Kilometer langes, theilweise nur dem Rinnsal Raum gebendes Engdefilé, in welchem er die Balkankette durchquert, um dann auf der Nordseite weiter zur Donau zu fließen. Durch den Iskerdurchbruch zog, wie zahlreiche Castellruinen beweisen, eine römische Heerstraße. Dieses interessante Defilé ist auf dem rechten Ufer theilweise nur auf lebensgefährlichen Hirtensteigen passierbar.

Das eben durchfahrene Defilé bietet bei Sonnenuntergang eines der phantasiereichsten Naturschauspiele: eine in glühendes Roth getauchte Felsenlandschaft, deren obere Etagen oft 200 Meter hohe, bizarre Gruppen von Obelisken, Thürmen und fabelhaften Thiergestalten bilden. Die Mitte dieser wunderbaren Scenerie gleicht einer Felsenfeste, malerisch hingelagert auf hochragenden, durch Brücken miteinander verbundenen Felsköpfen und mit ihrem höchsten Bollwerk eine Klippe krönend, welche sich besser zum Horste für Adler, als zum Aufenthalt für Menschen eignet

Wohl nirgends mag ein steinerner Naturbau sich harmonischer in die ihn einschließenden landschaftlichen Reize eingefügt haben.

Wer unsere Narenta-Bahn in der Herzegowina, Strecke (Sarajevo) Jablanica—Mostar, oder das Gesäuse von Klein-Reifling—Hieflau—Admont nach Selzthal kennt, hat einen Begriff vom Isker-Defilé, welches in manchem dem herrlichen Ennsthale gleicht. So wie hier, geht auch im Iskerthale das Plateau allmählich in das Gebirgsland über, dessen Bodenerhebungen hügelartig als ein systemloses Wirrsal von Geröllkuppen über das gewöhnliche Niveau steigen. Wie ein weiter, gewaltiger Bergsturz, starrt, wohin immer der Blick auch streift, das rothe, zerklüftete Gefelse auf. Thymian und Kräuter überwuchern es, ohne die grenzenlose Blöße des Landschaftsbildes zu verhüllen. Das ganze Panorama ist eine Terra rossa mit Miniaturäckern von rother Erde, welche unter der schwülen Hitze wie der reiche Mann in der Gehenna dürsten.

Südwestlich tritt die Bahn an den Isker, dessen gewundenem Laufe sie in Schleifen folgt. Die Bogen sind in großen Curven angelegt, anstatt in gerader Richtung das Gebirge zu durchbohren.

Nicht nur in den Höhen, auch in den Niederungen erheben sich merkwürdige Felsenbildungen aus Sandstein. An den Stationen liegt noch, über den Haufen geworfen, das Arbeitsmateriale so wie es die Werkleute liegen gelassen haben. Die Kilometerzeiger fehlen entweder ganz oder sind provisorisch aus Holz angefertigt. Die Brücken sind noch unvollendet, der Zug fährt noch langsamer, als es schon normal der Fall ist, über die Pfeiler hinweg. Sämmtliche Brückenconstructionen stammen von den Werken der Oesterreichischen Länderbank in Wien. Bei der größeren Station Mesdra-Braza steigen spitze Nadelfelsen auf, an deren Fuße sich Fischreiher befinden. Es folgt der lange Tunnel Czerepia im rothen Gestein und ein bewegliches Rutschterrain, dessen Opfer ein anderer Tunnel geworden ist. Er wurde vollständig von den beweglichen Massen erdrückt, und bietet in seinem zertrümmerten Zustande ein klägliches Bild der Verwüstung. Die Bahnlinie musste infolge dieses Ereignisses umgelegt werden, sie umgeht den verunglückten Tunnel auf äußerst schwierigem Boden.

Bevor man die Ebene von Sophia erreicht, tritt das Schroffe und Wildgezackte in der Formation noch einmal vor das Auge. Das Gewaltige weicht indes nach und nach einer ruhig-sicheren Harmonie, die sich in feiner Linienführung der steinernen Kämme, in ruhigem, sanftem Anwellen des Bodens, im Uebergang zu lieblichen Gärten, Villen und Dorfschaften äußert.

Die Iskerpartie, die idyllische und romantische Schöpfung

Richelieu-Stiege in Odessa.

der Natur, welche am lachendsten und imponierendsten dort ist, wo sie von Menschenhand unberührt erscheint, ist vorüber, und der Zug gelangt nach zehnstündiger Fahrt in den Bereich des Etropolbalkan bei Sophia, jenem denkwürdigen Schauplatze russischen Kriegsglückes vom December 1877 und Jänner 1878, wo das Heer General Gurkos nach dem Falle von Plewna den Balkan an drei Stellen bei hohem Schnee und furchtbarer Kälte auf Saumpfaden muthig und todesverachtend überschritt und dabei die gesammte türkische Schipka-Armee gefangen nahm.

* * *

Am späten Abend kamen wir in des befreiten Bulgariens Hauptstadt an. Das Fest der Thronbesteigung Ferdinand I. wurde eben gefeiert. Einzelne Häuser in der langen Zeile, welche vom arabisch stylisierten Bahnhof in das Innere der Stadt führt, waren illuminiert, die Petroleumlampen in den Straßen brannten mit besonderem Effecte. Fahnen und Flaggen wehten von den Giebeln, im Garten des „Rothen Krebs" fand zum erstenmal nach dem Tode der Fürstin Maria Louise öffentliches Concert der Militärcapelle, welche zum größten Theile aus böhmischen Musikanten besteht, statt. Bulgarische Damen saßen mit ihren Cavalieren bei heimischem Gebräu — Frauen ohne Anmuth und Schwung, früh verblühten Grazien des sicilischen Südens, des Schönheit mordenden Girgenti, Marsala und Trapani gleichend, darunter resolute Bäuerinnen im langen, reichgestickten farbigen Hemde, über welches ein kurzer, gefällig verzierter Leinenmantel, an der Brust ausgeschnitten, getragen wird, mit feuerrothen Strümpfen, welche in Halbschuhen stecken; der Kopf scheint wohl zurechtgesetzt. Diese Gestalten gefielen uns in ihrer strotzenden Gesundheit, in ihren natürlichen Manieren und in der vollen Plastik der Erscheinung weit besser als die civilisierten Stadtgrößen.

So wie wir den „Rothen Krebs" betraten, standen wir mit beiden Füßen in Sophia und waren mitten unter seiner besten Gesellschaft. Professor Götz war bemüht, uns zunächst mit hervorragenden Mitgliedern der deutschen Colonie bekannt zu machen, die an einer sorgsam gehüteten Tafel allabendlich Hof hält. Unter den vielen lieben Herren fällt die anglisierte Junggesellengestalt des Herrn Kaufmann auf, der über zwanzig Jahre als Vertreter von Krupp in Essen in Bulgarien weilt. Er wird auch scherzweise der „Gesandte des Kanonenkönigs" genannt. Kaufmann ist beim Fürsten wohlgelitten und erfreut sich als Präsident der deutschen Einwohnergruppe großen Einflusses in privaten und officiellen Kreisen. Diese Colonie tritt eben als geschlossene Einheit auf, was bei unseren österreichisch-ungarischen Nationalen leider nicht der Fall ist. Dieses unser patriotisches Bedenken haben wir unserem geschätzten Viceconsul L. de Jeßenßky, der uns im Hotel mit einem Gegenbesuche erfreute, unverhohlen geklagt . . . .

Wir traten ferner mit dem liebenswürdigen deutschen Kaufmann A. Kündig sowie mit dem Ingenieur Fritz Ronte, dem technischen Chef der Ersten bulgarischen Waggonfabrik, errichtet von dem Johann Albrechts-Werke in Mecklenburg, in Verkehr. Die bulgarische Eisenbahnverwaltung zog diese Fabrik ins Land, gab ihr Bestellungen auf mehrere hundert Waggons mit angeblich bestimmter Lieferfrist, und weil einige Wagen rechtzeitig nicht fertig waren, wurde die ganze Bestellung storniert, was die Deetablierung der Fabrik zur Folge hatte! Den überaus freundlichen Schweizer Staatsangehörigen, Herrn A. Vögeli, lernten wir schon auf der Fahrt durch die Felsenwände des Balkan kennen und folgten in Sophia einer Einladung in sein gastliches und reizendes Heim mit vielem Vergnügen. Wir durften die Stunden in diesem Hause, dieser Oase des Guten und Schönen, zu den angenehmsten der Reise zählen.

Durch den sehr gefälligen, ritterlichen Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde lernten wir den Hofphotographen Iwan A. Karastonajoff kennen. Diese Bekanntschaft war für den beobachtenden Reisenden schon deshalb interessant, weil das jener Mann ist, der vor etwa zehn Jahren im Rilogebirge auf einer Fußtour zum fürstlichen Sommerschloss von Räubern abgefangen wurde. Sowie das Rhodope-Gebirge bietet auch der Rilo-Rayon Scenerien von fesselndem Reize; seine Thäler, Schluchten, Panoramen wetteifern an landschaftlicher Pracht mit den Veduten des Peloponnes. Die Bevölkerung zeichnet sich durch schönen Wuchs und malerische Costume aus. Echte Kinder der Natur, besitzen die Leute ein unverdorbenes Gemüth, Frohsinn und Biederkeit — — und in einem solchen Distriete wurde der brave Mann zum Gefangenen gemacht, um von ihm ein hohes Lösegeld zu erpressen! Er wurde nachts an einem Baume im Walde gebunden, bei Tage musste er mit den Banditen unwegsame Pfade durchwandern. Unausgesetzt ward auf ihn der Lauf der langen Räuberflinte gerichtet, bei der geringsten verdächtigen Bewegung hätte die Kugel und damit das Verhängnis ihn dem Tode geweiht. Dreißig Tage lebte er so in beständiger Angst, immer an die Seinen denkend. Er schilderte den Räubern das Elend seiner Familie, die Folgen für dieselbe, wenn er, dem am Leben wenig liege, es verlöre. Er

bat und bat, er spielte auf einer Geige schwermüthige Weisen und sang in stiller Waldesruhe Lieder des Volkes. Das wirkte mehr als die Aussicht auf Geld, und eines Tages gaben sie Karastonajoff, den in Sophia Todtgeglaubten, den Vielbeklagten, den Beweinten, der Freiheit wieder. Sie beschenkten ihn mit Nahrungsmitteln und brachten ihn unter sicherem Geleite auf einen Pfad, auf den er nach zehntägiger, mühevoller Wanderung nach Hause gelangte. Seine Frau empfieng ihn in Witwenkleidern — ein Diminutiv-Enoch Arden ganz eigener Art!

An dem Tage unserer Ankunft in Sophia fand die Thronbesteigungsfeier Ferdinand I., dessen Herrschaft lange noch nicht befestigt ist, und der bei dem Volke bisher wenig Popularität gefunden hat, im Militärlager nächst der Knjaschewoer Chaussee, vom Metropoliten Partheni unter großer geistlicher Assistenz celebriert, statt. Die Honneurs der Stadt machten der Bürgermeister Popow und der Polizeipräfect Major Basmadschew. Nach dem Gottesdienste nahm der Kriegsminister Oberst Paprikow die vom Divisions-Commandanten Oberst Petrow commandierte Parade über die Truppen der Garnison ab. Das stramme Aussehen der Truppen machte den besten Eindruck.

Aus Anlass dieses Erinnerungsfestes wurden von einigen Patrioten Geldmünzen unter arme Leute vertheilt, welche mit dem Bildnis des Fürsten Ferdinand I. geprägt waren. Alexander I. begnügte sich, auf die Landesmünzen das Wappen Bulgariens zu setzen.

Nachmittags gieng zu sehr ermäßigten Preisen (75 Percent Nachlass) ein Extrazug nach Plewna ab, wo der Ausflügler Führer harrten, um ihnen die wichtigsten Ereignisse auf dem Schlachtfelde zu erklären.

Die Bulgaren haben in der That Ursache, sich auf den Feldern des Kampfes und der Befreiung umzusehen und hier dankbaren Gefühls der Russen zu gedenken; hauptsächlich aber des Generals Gurko, der am 4. Jänner 1878 durch rasche Besetzung Sophia vor der von dem türkischen Commandanten anbefohlenen Vernichtung durch Feuer rettete. Wenn seither der frühere pittoreske Reiz durch das Verschwinden der Minarets stark

gelitten hat, so ist durch jene rasche Besetzung der orientalische Charakter der Stadt trotz occidentalen Miliens dennoch gewahrt worden.

Sophia, am Fuße des 2330 Meter hohen Vitos gelegen, präsentierte sich in der türkischen Epoche nirgends so übersichtlich, als von der selbst im Verfalle noch großartigen Stadtumwallung, mit welcher die Römer ihr berühmtes Serdica umschlossen hatten. Viele dicht nebeneinander auftauchende Minarets verriethen die

Sebastopol.

einstigen Hauptviertel der herrschenden Rasse, während der Mussselim- und Telek Hassan-Moschee weiße Spitzsäulen neben den Kuppeln der Kathedralkirche im Christenviertel nur isoliert auftraten. Heute ist die Mehrzahl der Moscheen verlassen, und in dem zur Residenz umgestalteten Pascha-Konak wohnt nun der zweite Fürst Bulgariens.

Das moderne Sophia an der Bojana hat jetzt etwa 50.000 Einwohner, von denen zwei Percent Türken sind. Wenn manche von „neuerblühtem Leben" und „stetem Aufschwung" sprechen, so ist das entweder nur Selbsttäuschung oder durch

rosige Brillen Geschautes. Wir haben eine im Werden befindliche Stadt angetroffen, allenthalben Unfertiges gesehen, und nicht nur alte, sondern auch neue Ruinen wahrgenommen. Eine Anzahl Bauten wurden unternommen und mitten in der Ausführung im Stiche gelassen. Wenn auch neue Stadtviertel und Straßenzüge geschaffen wurden, so ist damit noch nicht gesagt, dass architektonische Werke entstanden sind; allerdings hat auch Herr Architekt Rumpelmayer an der Bojana sein Licht leuchten lassen, es wäre aber für den Palast des Fürsten auf dem unregulierten Alexander-Platze besser gewesen, wenn dieser Bau-„Künstler" nicht in Sophia gewesen wäre. Der Palast in deutscher Renaissance an Stelle des alten Konaks erbaut, verdient diesen Namen gar nicht. Es ist höchstens eine monumentale Villa, wie sie die reichen Lords Englands in Schottland sich erbauen lassen. Also ein herrschaftliches Landhaus, welches nur durch das dem Platze zugekehrte Wappen verräth, dass es eine Fürstenwohnung ist. Die Residenz eines Regenten kommt in keiner Weise zum Ausdruck.

Stylvoller und würdevoller präsentiert sich ein anderes Fürstenheim — freilich ist es die Grabesstätte eines Todten: das auf mäßig gewelltem Terrain im Osten der Stadt sich erhebende Mausoleum Alexander I. Frei variiert aus griechischen, barocken und Renaissance-Motiven bietet es in dieser Composition einen gefälligen Anblick. Die schön gewölbte Kuppel mit Fürstenkrone und Kreuz krönt den schmucken Bau entsprechend, ein gefälliges Gitter aus Schmiedeeisen schließt ihn stylvoll ab. Zur Zeit unserer Anwesenheit ist der Carrara-Sarkophag aus Italien gebracht worden. In diesem Marmelstein ist Alexander I. endgiltig hineingebettet worden.

Als wir das Mausoleum verließen, rückte in Sommeruniform und in voller Stärke das Ferdinand-Regiment zum Scheibenschießen aus. Der Oberstlieutenant gab auf bulgarisch das Commando „Habt acht! Links schaut", worauf die Soldaten mit besonderem Elan ihre Köpfe nach der Fürstengruft wandten.

Viele andere geplante Bauten sind Projecte geblieben, so das Rathhaus und das Theater. In gewisser Beziehung ein Glück, denn die Entwürfe stammen von — Rumpelmayer.

Ein recht netter Bau im Norden der Stadt, der mit dem Osten die besten Quartiere enthält, ist die Sobranje, das Gebäude der Nationalversammlung. Es ist einen Stock hoch, in leichtem Styl ausgeführt und gelb angestrichen. Der Sitzungssaal ist hell, geräumig, akustisch, die Ausstattung einfach, die rothen Sitze sind jedoch zu schmal. Ueber der Thronestrade befindet sich ein lebensgroßes Porträt des regierenden Fürsten in denkbar schlechtester Ausführung. Schwere Pinselstriche durchziehen die Leinwand, grell aufgetragenes Colorit überschreit die Farben, welche sich in ihrer ungleichen Abtönung gegenseitig schlagen. Der Kopf des Fürsten ist zu wenig markant, die Physiognomie zu leicht behandelt. Pose und Zeichnung gezwungen.

Ein Stück Weges weiter nördlich, gewissermaßen schon außerhalb der Stadt, breitet sich im Rechteck und in gothischen Formen die Junkerschule aus, umgeben von einem System anderer militärischer Bauten, der Reitschule, Fouragemagazinen, Kanonenschuppen u. s. w. Nach den verschiedenen Erhebungen der Junker in ihrem früheren Gebäude dachte man daran, dieselben nicht mehr isoliert zu lassen, sondern unter stetige Bewachung zu halten. Diese Absicht scheint der Anlage mehrerer Kasernen in einem Ganzen zugrunde zu liegen, denn wenn die Herren Junker heute demonstrieren oder ein klein wenig meutern wollten, so ist im Nu Cavallerie und Artillerie zur Hand, welche deren erhitzte Köpfe ins Kühle bringen würden.

Auch an anderen Kasernen mangelt es nicht. Sie umgeben die Stadt nach einem concentrischen Plane von allen Seiten.

So arm Sophia an Merkwürdigkeiten ist, so ist es verhältnismäßig reich an Monumenten. Nördlich ist das Denkmal zur Erinnerung Wasilewskis, eines bulgarischen Patrioten und Freiheitskämpfers, errichtet. Ein schlanker Obelisk aus dunklem Marmor mit ideal stylisierten Cartouche-Feldern auf den Seiten; die vierte Seite enthält das Reliefbildnis in Bronze des Verewigten. In der Nähe der Exercierfelder im Westen ragt in die Lüfte der Denkmal-Obelisk des Czarbefreiers (Alexander II.) in demselben Charakter der Ausführung, mit denselben Adlern, Emblemen und Reliefs, wie alle derartigen Erinnerungszeichen in Bulgarien.

Ein in die Geschichte der Gegenwart hineinragendes Zeichen alter Zeit ist die Sophien-Dschami, eine malerische Moscheenruine, deren übrig gebliebenes Dach einen kleinen Wald von Sträuchern trägt, und deren Inneres durch die theilweise eingestürzte Decke den blauen Himmel erblicken lässt. Die morschen Ziegelwände sind abgebröckelt, die Façade verwittert, verfallen. Zusammengestürzte Mauern, stehen gebliebene Stümpfe, Risse und Sprünge sind Zeugen der Verwüstung, welche die Zeit und der Fanatismus angerichtet haben. Durch die offenen Fenster und Hallen schreitet der Geist der Zerstörung, und wie klagende Cypressen stehen vor dem Haupteingang drei verdorrte Bäume, die nicht recht leben und sterben können.

Rechts von hier erblickt man ein hypermodernes Gebäude, die ganz neu errichtete Staatsdruckerei, und links, nördlich, jenseits der Straße, welche zum Wasilewski-Monument führt, an der Ecke ein freundliches, einstöckiges Haus — das „Kaiserliche ottomanische Commissariat", wie das Schild verkündet. Nicht Consulat oder Agentie, nein, „Commissariat", diese Bezeichnung entspricht besser der Vertretung des souveränen Sultans dem suzeränen Fürsten gegenüber . . . . .

Dass aber diese Vertretung, dass der ottomanische Halbmond sich gegenüber der verfallenen Dschami, dem letzten materiellen Rest aus der türkischen Herrschaft befindet, ist ein merkwürdiger Zufall, ein localer Abschnitt der Weltgeschichte!

Das was man in Sophia am wenigsten suchen, nach dem man gar nicht fragen würde, ist in geradezu glänzender Weise vorhanden — ein Zoologischer Garten! Fürst Ferdinand ist nämlich ein eifriger Dilettant in den Naturwissenschaften, und die Ornithologie ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, zu denen er als Besitzer viel freier Zeit sehr hinneigt. Der Langeweile ist also vorgebeugt. Der Zoologische Garten wird ganz aus den Privatzuschüssen des Fürsten erhalten, besonders aber die ausgezeichnete und reichhaltige Sammlung aus der bulgarischen Vogelwelt, welche fort und fort durch lebende und präparierte Exemplare ergänzt wird. Aber auch die anderen Abtheilungen werden nicht vernachlässigt. Der Garten besitzt Vertreter fast aus dem gesammten Thierreiche, gut gehaltene Käfige, über dreißig Volièren,

welche voll von Kaiseradlern, den Charaktervögeln Bulgariens, Zwerg-, See- und Fischadlern bevölkert sind. Auffallend ist die prachtvolle Gefiederschönheit, Geflügelsteige u. s. w. mit reichen Collectionen von Svinyoe-, Lady Amherst-, Versicolor-, Tragopan-, Gold- und Silberfasanen. Künstliche Brutmaschinen sorgen für die Eibrütung, künstliche Glucken für Aufzucht der jungen Fasane. Die Leitung befindet sich unter einem deutschen Verwalter, dem Jägermeister Kurtins, der sein Amt in ausgezeichneter Weise versteht. Es ist selbstverständlich kein Wunder,

Jalta in der Krim.

dass an eintrittsfreien Nachmittagen die Bevölkerung zur Belehrung herbeieilt, darunter viele Landleute in ihrem bescheidenen Auftreten, in prachtvollen Nationalcostumen.

Ein ganzes Viertel nehmen die im Nordosten der Stadt angesiedelten Zigeuner in Anspruch. Die armseligen Lehmhütten sind mit Blech, wie es von den Petroleumkannen zerbogen und gespalten genommen wird, bedeckt. Im Innern herrschen entsetzlicher Schmutz, Gestank und dicker Qualm; verseuchte Luft, wenn von einer solchen noch gesprochen werden kann, verschlagen dem Besucher

den Athem. Auf der nackten, lößigen Erde bilden sich Tümpel, ausgestampft von Schweinen und Hunden, Katzen oder Ziegen; diese Tümpel sind voll Unrath von der Nothdurft der Kinder und Thiere. Die Strohbündel, welche als Lagerstätten dienen, sind verfault, von den Wänden trieft der Morast herunter. Außer einem Kochkessel und dem nothwendigsten, ordinärsten Eßzeug, einem Wasserbottich, einigen Fetzen, welche einmal Körperhüllen waren, birgt ein derartiger Wohnraum keine Habseligkeiten. Ein in den Lehmbrei gestoßenes Loch, mit Zeitungspapier verklebt oder, in seltenen Fällen, mit blindem Glas verkleidet, gilt als Fenster. Dagegen fehlt der Rauchfang gänzlich; der Qualm vermengt sich mit den übrigen vorhandenen Tuberkel-Miasmen und zieht durch die Lucke, die als Thür betrachtet wird, ab. So steht Hütte an Hütte, welche namenlose Gassen bilden. Zwischen den Hütten lagert eine Menge von Mist, der vom Winde hinweggetragen wird. Eine andere Reinigung ist unbekannt. Einige, schon bessergestellte Zigeuner, welche Pferde besitzen, lassen diese in einer Tenne vor der Hütte durch Antreiben Stroh dreschen. Das Thier läuft den ganzen Tag im Kreise herum und zerstampft dieser Art die Halme. Eine in dem Orient von den urältesten Zeiten her übliche Dreschmethode.

Die Zigeuner selbst sind über den Tag von ihren Familien abwesend: sie treiben sich als Kesselflicker, Hausierer, Taglöhner oder als Gaukler und Diebe, oft auch als Mordbrenner und Räuber in den andern Stadttheilen oder auswärts umher. Sie stellen das Contingent zu den Haiduken und Wegelagerern im Gebirge sowie auf einsamer Landstraße. Frauen und Kinder daheim, welche mit ewigem Schmutze bedeckt sind, halbnackt herumlaufen, Schamgefühl sowie die Schranken der öffentlichen Sittlichkeit nicht kennen, erwarten ihr Oberhaupt stets mit ergiebiger Beute. Oft dauert das Warten lange, lange, es wird bei vielen bis zum jüngsten Gerichte währen, denn der Erwartete ist irgendwo bei einem Mordversuche von der Kugel des Gendarmen oder im Lande durch Richterspruch vom Henker am Galgen in ein anderes Jenseits befördert worden.

Aus dem Viertel der Zigeuner gelangt man in die Hauptverkehrsader Sophias, in die Witoschka-Ulica, welche sich vom Norden

zum Süden erstreckt. Durch die Targowska-Ulica gelangt man zum Boulevard Dondukow-Korsakow. In dieser Gegend stehen allerdings gute Gebäude, moderne Wohnhäuser. An den Geschäftsläden sind Schilder fast nur in bulgarischer (cyrillischer) Schrift angebracht. Wer ein doppelsprachiges Schild führt, hat eine zweifache Geschäftssteuer zu bezahlen! Diese unsinnige Verordnung ist durchaus nicht geeignet, der Kaufmannschaft und der Industrie zu nützen. Die letztere erfreut sich anscheinender Begünstigungen durch Schutzzoll, Einfuhrverbote u. s. w. Man höre zum Beispiel, dass einer Seifenfabrik die zollfreie Einfuhr von 25.000 Kilogramm Kolophonium und 10.000 Kilogramm Sulfuriol sowie eine 35percentige Frachtermäßigung für den Transport dieser Artikel und der eigenen Fabrikserzeugnisse auf den bulgarischen Staatsbahnen bewilligt wurden, nur um ausländische Erzeugnisse dieser Gattung in Bulgarien unmöglich zu machen!

Diese Art Volkswirtschaft nützt aber dem Volke wenig. Auch dem Staatsschatze nicht. Von Montenegro ist es bekannt, dass es Oesterreich-Ungarn seit Jahren die öffentlichen Gelder aus dem Postanweisungsverkehre schuldet. Von Bulgarien dürfte es aber nicht bekannt sein, dass es nicht nur uns, sondern allen im Weltpostverein vertretenen Culturstaaten solche Beträge schuldet. Der ostrumelische Tribut wird entweder gar nicht oder in sehr verspäteten Raten geleistet. Da liest man eine officiöse Meldung, nach welcher ein Uebereinkommen zwischen Bulgarien und der ottomanischen öffentlichen Schuld abgeschlossen wurde, mit welchem die verspäteten Raten des ostrumelischen Tributs geregelt werden. Die bulgarische Regierung wird 100.000 türkische Pfund in bar zahlen und für den Rest von 600.000 Pfund pro Jänner 1900 zahlbare Tresorscheine geben. Sie hat aber diese Tresorscheine nicht gegeben und die 100.000 türkische Pfund nicht bezahlt!

Wenn es Fürst Ferdinand I. nicht gelingen will, in die finanziellen Verhältnisse seines Landes Ordnung zu bringen, wer soll es denn thun?

Auch Sophias Kirchen verdienen eine Erwähnung. Sie sind zwar keine Musterwerke der Baukunst; sie erwecken beim fremden Besucher indes einiges historische Interesse. Vor allem

sei des in Mitte der Stadt aufgestellten alten Glockenthurmes aus Holz gedacht, der neun Glocken, von der größten bis zur kleinsten, trägt. In der Nähe befindet sich die griechische Kathedrale in bulgarischem plumpen Kirchenstyl. Als Centrum der streng orthodoxen Christenheit der Residenz gilt die Sweti-Spas, ein massiger, dreikuppeliger Bau, der wegen verschiedener Gebrechen einer Renovierung unterzogen wird. Unweit liegt die Moschee Banja-Baschi, in welcher die Türken ihren Cultusdienst noch ausüben; die von uns erwähnte Sophia-Dschami, von welcher die Stadt ihren Namen hat, ist außer Gebrauch, die Böjuk-Dschami wird als Magazin benützt. Eine hübsche Anlage ist der Stadtgarten gegenüber dem fürstlichen Palais. Gefällige europäische Baulichkeiten sind: die Consulate Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, die Nationalbank, das Kriegsministerium und die beiden Hotels. An weiteren Gasthöfen mangelt es in Sophia nicht, dieselben sind aber nicht Fremdenhorte in unserem civilisierten Sinne, sondern Brutstätten des Lasters und von noch weit Schlimmerem. Das Hauptanreiz- und Anlockungsmittel sind die Chantantsängerinnen, welche meistens aus Ungarn und Deutschland, seltener aus Frankreich und England, leider aber auch aus Wien importiert werden. Die Frage der „Sängerinnen" in den Ländern des Balkans ist eine Cultursache ersten Ranges und werth, von der Gesetzgebung sowie der Executivgewalt der anständigen Staaten erwogen zu werden. Eine nähere Andeutung in diesen Blättern würde ein Buch im Buche erfordern. Man trifft in Serbien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und der Türkei den Auswurf weiblicher Existenzen, häufig ent- und verführte Mädchen, Opfer gewissenloser Seelenhändler und gefährlicher Frauenspersonen, welche sich in den Großstädten an die unschuldigen, schlecht behüteten Mädchen heranschleichen, um sie unter gleißnerischen Versprechungen, unter Vorspiegelungen von Glück und Glanz dem Laster zuzuführen. Wie das endet, ersieht man in den concessionierten Lasterhöhlen des Orients, in denen sich nicht nur die große Menge, sondern auch jene, welche besondere Rechte für sich in Anspruch nehmen, Officiere, Minister, Beamte, nach ihrer Weise „amusieren". Wir erinnern nur an den sensationellen Fall des Rittmeisters Boitscheff, der im Verein mit dem

Polizeipräfecten von Philippopel eine derartige Chantantpflanze ermordet hat!

Seien nun die Motive, welche die Verlorenen nach den Städten des Orients führen, welche immer — wer diese Geschöpfe auf der Estrade sieht, angethan im ausgeborgten Kleid, mit falschem Schmuck, gefärbtem Haar, mit hochroth, fett geschminktem Gesichte, der kreischenden Stimme, dem frechen Benehmen: der wird auf einen Augenblick das Gefühl der

Kutais (Kaukasus).

Menschlichkeit in sich zurückdrängen und sich mit Abscheu von diesen Figuren wenden!

Crasses in diesem Milieu bot uns ein Abend in einem Locale unter der Firma „Zum zweiten Februar“: was wir da gesehen und gehört, läßt sich in dem einen Worte „Ekel“ zusammenfassen! Wir flüchteten hinaus in die kühle Nacht — Sophias Clima hat kalte Nächte — und sogen den von den Höhen des Witosch wehenden Luftstrom in vollen Zügen ein.

* * *

Um die projectierte Reise genau nach dem Plane fortzusetzten, mussten wir zurück nach Plewna und von dort zurück nach der Donau zu gelangen suchen. Das letztere ist für einen landsfremden Einzelreisenden (Professor Götz trennte sich von uns in Sophia, um seine Studienzwecke in Ostrumelien, namentlich in Kalofer, zu verfolgen) in Bulgarien keine leichte Sache. Der Tractionschef der Sophianer Linie, P. Drazkoff, den wir auf der Romaner Strecke im Zuge kennen lernten, wollte uns an die Hand gehen, damit wir die neuerbaute, jedoch dem Betriebe noch nicht übergebene Zweigbahn Plewna-Somowid benützen können, aber er hielt sein Versprechen nicht, weshalb wir uns durch die allbereite Freundlichkeit des evangelischen Pastors an das Verkehrsministerium wendeten, um ausnahmsweise auf der neuen Strecke zu fahren. Der Betriebschef Karakascheff ertheilte hierzu die Bewilligung, und so konnte von den Freunden im „Rothen Krebs" an einem bestimmten Abende vor der Abreise Abschied genommen werden.

Am nächsten Morgen verließen wir die Hauptstadt. Auf dem Bahnhofe hatten wir Muße, das bulgarische Eisenbahnwesen gründlich kennen zu lernen und uns beim eben haltenden Orient-Expreß zu überzeugen, dass das ganze Un und Auf der obersten Leitung im Bahnverkehre sich der Führung dieses Zuges von der Landesgrenze in Tzaribrod bis zur Grenze bei Harmanly besteht.

Bei der Ankunft in Plewna übergab uns der Stationsvorstand ein Telegramm aus Sophia, mittels dessen es uns gestattet ist, die neue Bahnstrecke auf einem Material-Specialzuge, dem ein Personenwagen angehängt wurde, zu befahren. Wir haben von dieser Erlaubnis schon deshalb Gebrauch gemacht, weil die Wagenfahrt nach Nicopoli allein in der Abend- respective Nachtzeit unrathsam ist. Unverweilt verließen wir also Plewna in der Richtung nach Jasen, von wo die Linie im breiten Thale des Wid, der sich an der rechten Seite der Bahn dem Donaustrom zuwendet, ihren Fortgang nimmt.

Im Flußbette badeten und plätscherten Frauen, Mädchen, Knaben sans gêne, halb- oder ganz nackt, andere holten in großen Amphoren Wasser. Am Ufer weideten zahlreiche Viehherden, besonders Pferde, welche mit den Ochslein, Kälbern, Schafen und

Gänsen vor dem daherschnaubenden Dampfungethüm Reißaus nahmen. Der ungewohnte Anblick machte auch die Bevölkerung in den rumänischen Dörfen stutzig, die Leute saßen vor ihren Lehmhütten, vor der Einfriedung ihrer Weiler und armseligen Gemeinden, erhoben sich beim Vorbeifahren des Trains und fielen vor Schreck auf die Knie. Nur die Palmen des Nildelta fehlten dem landschaftlichen Bilde, welches so sehr an Unter-Aegypten und an die Gegenden um die Natronseen erinnert!

Nach vierstündiger Fahrt wurde der Endpunkt der Strecke, Somovid, erreicht. Die Ortschaft, von rumänischen Bauern bewohnt, ist über zwei Kilometer von der projectierten Station entfernt. Wie Vogelnester kleben die Hütten am Bergabhange. In ihrem unteren Theile ist die Bahn noch unfertig, und als wir von der Locomotive herunterkletterten, mussten wir über Balken und Steinblöcke, über Rinnsal und Gräben, über tiefen Morast und ansehnliche Erdhügel setzen, um zum Fährmann zu gelangen, der uns nach langen Unterhandlungen sammt dem Gepäck aufnahm, um uns die Donau hinunter, längs des bulgarischen Ufers und über die Widmündung hinweg, zurück nach Nicopoli zu bringen.

Die Erbauung der Bahn nach Somovid hat, wie bei allen neuen Linien Donau-Bulgariens und des Balkans, in erster Reihe strategische Interessen zum Zwecke. In zweiter Reihe kommen verkehrstechnische und commercielle Anforderungen in Betracht; Somovid ist als Umschlagplatz gedacht, um den Verkehr von Ost- und Nordbulgarien nach dem Innern und dem Westen zu vermitteln, zu welchem Zwecke die Oesterreichische Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft an die Einrichtung eines Landungsplatzes geschritten ist.

Die neue Bahn hat aber auch internationale Bedeutung, indem dieselbe mittels Trajectes auf das rumänische Ufer nach Turn-Magurellu überführt werden und, wie bereits im vorigen Capitel erwähnt, durch Rumänien näher mit dem Westen in Verbindung gebracht werden kann.

Die Sonne ist längst untergegangen, als wir im Kahn über die murmelnden Donauwellen hinwegglitten. Der Mond ist

aufgegangen und hat mit seinem bleichen Glanze das glühende Abendroth verdrängt. Ungewöhnliche Farben giengen in zarten Tönen am Horizonte auf und unter, Stimmung über die schlummernden Auen und Wälder verbreitend. Die Rufe und Gesänge der Hirten des linken, rumänischen Ufers verklingen ohne Echo in die Unendlichkeit, träumerisch schaukelt der Kahn auf dem Strome. Spät nachts betreten wir wieder den sandigen Boden von Nicopoli.

Wer nie mit sich selbst allein war, der fasst kaum den Reiz eines solch nächtlichen Streifzuges zu Wasser. Das lässt sich nicht in Worten wiedergeben! Wenn einem kein Mensch begegnet, wenn die Klippen, die Ränder der Ufermulden, das Laub des Gesträuches mit einem fahlen Scheine überzogen sind, im Silber leuchten, die Luft wie vom Gesange der Cikaden erfüllt ist, dann weiß man, wo wahre Poesie zu finden ist!

Auf der anderen Seite allerdings die Prosa einer späten Ankunft in Nicopoli. Kein gastlicher Tisch, kein schützendes Obdach. Beides war nur nach mühseliger Wanderung, und beides in selbst dem genügsamsten Menschenkinde abstoßendster Weise vorhanden.

Es ist daher kein Wunder, als wir am nächsten Tage dem fälligen Donaudampfer mit Sehnsucht entgegensahen. Des wackeren Capitän Josef Kirchgässers Schiff „Hildegarde" nahm uns auf, mit uns viele Bulgaren, welche auf einem Donauboote und zu dem Zwecke eine Reise antraten, um einmal anständige Küche und gutes Bier zu consumieren. Beides findet man auf den österreichischen Schiffen. Unter unserer Flagge waren wir wieder zu Hause, auf dem Boden der Heimat!

Die Donau nimmt gegen das bulgarische hochgelegene Sistowo südlichen Lauf und bildet ein großes Insel- und Auengewirre. Unterhalb dieses Platzes biegt sie nach Osten um, welche Richtung sie nun bis zur Mündung bei Sulina behält.

Vom linken Ufer erstreckt sich tief in das Land hinein das rumänische Inundationsgebiet. Rumänische und bulgarische Officiere, die sich auf dem Schiffe treffen, erklären uns die Ausdehnung der Ueberschwemmungsebenen. Auch das Kriegsmonument bei Sistowo ist Gegenstand der Unterhaltung; es ist hübsch

verziert und ornamentiert. Ein zweites erhebt sich als Pyramide an jener Stelle, welche die Russen 1877 im Donau-Uebergange passierten.

Von der Ferne gesehen, bietet auch Rustschuk einen schönen Anblick. Je näher aber der Dampfer herankommt, desto mehr schwinden die Reize der sich nach oben und unten ausbreitenden Handelsstadt.

Die schlanken, weißen Minarets sowie ihr amphitheatralischer Aufbau, das bunte Leben des Hafens, in welchem einige Nussschalen als bulgarische „Donauflotille" schwimmen, das Geschrei der türkischen Lastträger, der charakteristischen Hamal-Gestalten, das Fragen und Anbieten von Lebensmitteln, Putzsachen, Wiener Artikeln u. s. w. bieten demjenigen, der den Orient noch nicht kennt, einen Vorgeschmack von dem, was seiner noch harrt.

Augenblicklich ist in Rustschuk eine landwirtschaftliche Ausstellung, die auch von österreichischen Firmen beschickt wurde.

Das an der Mündung des Lom in die Donau liegende Rustschuk vereinigte in der letzten Zeit der Türkenherrschaft in sich die dreifache Eigenschaft als Festung, Handelsstadt und Regierungssitz des ganzen Donau-Bulgarien und den District Sophia umfassenden Tuna-Vilajets, welches an Midhat Pascha einen fortschrittsfreundlichen Gouverneur besaß. Im letzten Orientkriege spielte die Stadt als Stütze der türkischen Operationen an der Lomlinie eine wichtige Rolle. Ihre commercielle Bedeutung dankt sie ihrer Lage an der Donau und Pontusbahn (nach Varna), welche den Verkehr von Westeuropa mit dem Schwarzen Meere auf kürzester Linie vermittelt.

Gegenüber von Rustschuk befindet sich Giurgevo, eine echt walachische Ortschaft, Station für die Südbahn nach Bukarest. Die vielen Inseln, welche sich von hier weiter abwärts ziehen, gehören alle zu Rumänien. Nach zwanzigstündiger Fahrt langte die „Hildegarde" am frühen Morgen im Hafen von Galatz an.

III.

Ueber Russlands Grenze.

Von Giurgewo ab verbreitert sich die Donau über 5000 Meter, so dass sie stellenweise einem See gleicht. Zwischen dem wichtigen Getreideexporthafen von Braila, einer freundlichen Handelsstadt, und Galatz verkehren bereits große Seedampfer, für die ausgedehnte Docks errichtet wurden. Der Haupthafen aber ist Galatz, wegen dessen verhältnismäßiger Nähe zum Schwarzen Meere. Die Stadt zählt über 100.000 Einwohner, unter denen sich viele Oesterreicher, Ungarn und Deutsche befinden. Auch andere Nationen sind stark vertreten, überhaupt trägt Galatz internationale Physiognomie; trotzdem sind die Einheimischen kleinlich in ihren Anschauungen und ihrem Thun.

Galatz erhebt sich auf einer Anhöhe, von der Hafenvorstadt Mahala durch enge, schmutzige Gassen getrennt. Allenthalben, bis in die späte Nacht, herrscht orientalisches Leben, in welchem die Matrosen der österreichischen, französischen, englischen und russischen Schiffe nicht die letzte Rolle spielen. Von und nach Galatz fluctuiert nicht nur der starke Verkehr der Postschiffe im allgemeinen, sondern auch der Localdienst nach Sulina, wo der Reisende am Ende der Donau, am Pontus euxinus, der seine Wogen mit den Fluthen des zweitgrößten, aber bedeutendsten Stromes des Welttheiles, mischt, anlangt. Die Dampfschiffahrt wird von Regensburg bis hinunter auf einer Strecke von 2113 *km* aufrechterhalten.

Hervorragenden Antheil am Gesammtverkehre hat der „Oesterreichische Lloyd", der die unteren Donauhäfen mit dem Schwarzen Meere verbindet. Von Galatz aus fahren seine Dampfer über die Donaumündungen nach Konstantinopel, Kleinasien, nach der Levante und dem Mittelmeere. Unser „Lloyd" steht in den Ländern dieser Relationen in bestem Ansehen; Passagiere und Gut sind unter seiner Flagge wohl geborgen. Die Concurrenz ist eine große, und wenn dieses größte Schiffahrtsunternehmen Oesterreichs sie ehrenvoll besteht, dann ist der Beweis erbracht, dass der „Lloyd" richtig und sachlich geleitet wird.

Armenierin im Kaukasus.

Das Sumpfland gegenüber vom Hafen, das rechte Ufer, säumt die öde Dobrudscha ein. Dieser Landstrich, für den eigene Verwaltungsreglements und Gesetze ausgearbeitet wurden, kam im Austausche von Bessarabien unter rumänische Herrschaft. Ein scharfes Auge wird einen mäßigen Höhenzug wahrnehmen; das ist der Budjak-Dag, wo in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1877 das erste Blut im türkisch-russischen Kriege floss.

Während am sehr langen Hafenquai und den sich bergan ziehenden Straßen außer den Läden der Kaufleute und den mercantilen Bureaux sich nur noch Spelunken befinden, Thiercadaver auf dem Pflaster herumliegen und die Kasernements der Zollwache sich ausbreiten, ziehen sich die vornehmen Quartiere zu beiden Seiten der Herrengasse sowie durch diese selbst mit

den Gebäuden der Behörden, Consulate und der europäischen Donau-Commission bis zum Volksgarten hinauf. Von hier genießt man einen umfassenden Blick über den Bratischsee, dessen Ufer von den Geleisen der Linie nach Constanza begrenzt sind.

Im unteren Theile der Herrengasse befindet sich der Municipalgarten, in welchem abends das 11. Infanterie-Regiment concertiert. Ein elegantes Publicum lauscht den gut vorgetragenen Tonstücken.

Der König von Rumänien — die Walachen in Siebenbürgen lieben es, ihn König der Rumänen zu nennen, was nicht allein vom Standpunkte des ungarischen Staatsgedankens ebenso albern als bedenklich ist — gefällt sich in dem stolzen Wahlspruche: «Nihil sine Deo» („Nichts ohne Gott"). Mit ihm auch das Volk, wir sagen absichtlich nicht sein Volk, denn er ist ja im Lande schließlich ein Fremder und gehört schon vermöge seiner deutschen Nationalität einer anderen Weltanschauung und Bildungssphäre an. Gottgefällig ist es nun nicht, wie in Rumänien, das durch die Selbsterhebung zum König-„Reich" geworden, verwaltet und gewaltet wird. Nach außen hin ein Ganzes, ist es im Innern die Moldau und Walachei geblieben, wie es zu den Zeiten der Hospodare war, ist Jassy noch immer die Residenz-rivalin von Bukarest, hat der hartköpfige Bojare noch immer das große Wort, ist Bürger und Bauer noch immer von Unwissenheit umgeben, der Arbeiter bedrückt, der Jude rechtlos. Ein Duodez-staat sollte zum Beispiel die Freizügigkeit innerhalb seines Gebietes nicht erschweren, Ausländern den Eintritt durch gänzlich unmotivierte Paßvorschriften nicht unmöglich machen. Die Grenzen, Landungsplätze, Eisenbahnstationen sind von wohlbewaffneten Dorobanzen und Polizisten bewacht, als gelte es den Eingang in die ewige Seligkeit, in ein Land ohne Wünsche, der Erfüllung und Träume zu behüten! Es wirkt fast komisch, wie man in Galatz Pässe fordert, revidiert, und tragisch, wenn man sieht, wie viele nach weiter Herfahrt zurückgewiesen werden, weil der eine seinen Paß nicht im Auslande beim rumänischen Consul gegen Erlag einer Taxe hat vidieren lassen (!), der andere der verhaßten jüdischen Confession angehört, der dritte, wenn auch katholisch oder protestantisch, sich nicht augenblicklich

über seinen Erwerb ausweisen kann, bei einem vierten wieder der Paß angeblich an irgendeinem formalen Gebrechen leidet. Russische Juden werden in Rumänien, rumänische in Rußland überhaupt nicht zugelassen.

In neuerer Zeit wurden die Paßvorschriften an der ungarischen Grenze bei Orsova bedeutend verschärft. Die Gemahlin des rumänischen Ministerpräsidenten Stourdza wollte diese Grenze ohne Paß passieren, da aber die Ungarn mit vollem Rechte Retorsion üben, wurde die Dame, als ausweislos, nicht herübergelassen. Darauf kam von Bukarest der strenge Revanchebefehl, auf den die ungarische Regierung jedenfalls entsprechend geantwortet haben wird.

Im Innern des Landes, das wir von früheren Reisen kennen, herrschen anticulturelle Zustände. Administration, Polizei und Justiz sind nicht sorgfältig voneinander getrennt; ihre Befugnisse greifen zum Schaden des gemeinen Rechtes zu sehr ineinander, das Vertrauen zu den Behörden ist erschüttert, und die Regierung, sei sie nun dieser oder jener Partei entnommen, ohne klaren Blick und guten Willen. Dasselbe kann man von dem Parlamente sagen, das sich die „Freiheit" in seiner Weise zurechtgelegt hat, das großmäulig ist und mit Vorliebe den Gernegroß spielt.

Das Bildungsniveau des Volkes kann tiefer, als es ist, nicht mehr sein; die oberen Schichten äffen mit Vorliebe die Franzosen bis ins Detail nach. Besonders die Tracht, also das Aeußere, ist ganz pariserisch. Wenn man aber nur ein wenig kratzen würde, so würde der Barbar gleich zum Vorschein kommen. . . . In Sachen der Freiheit weht uns der Brodem Asiens, in Sachen der Cultur der Brodem Rumäniens entgegen.

* * *

Noch war der junge Tag nicht angebrochen, noch herrschte zu Wasser und zu Lande das stille Reich der Nacht, als wir einen kleinen, schmierigen Kutter, den „Ismaila", ein Schiffchen der Gagarin-Gesellschaft, bestiegen, um weiter Donau abwärts zu gelangen. Unterhalb Galatz mündet bekanntlich der aus der Bukowina kommende Pruth in die Donau, die

Grenze zwischen Rumänien und Rußland bildend. Nach zweistündiger Fahrt hält das Schiff vor der einsamen Station *Reni*, dem russischen Grenzorte. Die Gendarmen rücken an, mit ihnen das Sanitäts- und Zollpersonale. Die Functionäre kommen an Bord, durchsuchen die Räumlichkeiten und mustern die Passagiere. Wir waren der einzige Ausländer. Auf Geheiß des Polizeiofficiers überschreiten wir die Landungsbrücke, geben unseren vorschriftsmäßig vidierten Paß und das Gepäck ab, die Gendarmen und Zollbeamten umstellen uns — wir sind auf dem Boden Rußlands!

Die Gendarmen, ausgediente Unterofficiere, echte Altrussen, in weißer Sommeruniform, in deren Gehaben dem Reisenden aus dem Westen sich das gelassene, wie eine Art von Schwermuth durchzitterte slavische Wesen offenbart, geleiten uns nach Erledigung der Zollformalitäten — einhundert Stück Cigarren in *angebrochener* Kiste darf man unverstenert einführen; eine Zollgebühr unter drei Rubel gelangt *nicht* zur Einhebung — auf das Polizeibureau, wo mit uns ein umständliches Verhör vorgenommen, unser Paß aber mit der Lupe geprüft wird. Die Giltigkeitsdauer und das Datum scheinen den strengen Männern nicht zu stimmen. Wir geben ihnen aufklärende Auskunft, unterschreiben das Protokoll — und sind frei.

Das neue Handelsgesetz für Rußland schreibt für jeden reisenden Kaufmann die Einhebung einer Geschäftssteuer von 625 Rubel beim Ueberschreiten der Grenze vor. Die strenge Durchführung dieses Gesetzes macht es den Grenzbeamten zur Pflicht, jeden Ausländer auf den Zweck seiner Reise zu perlustrieren. Daher die vielen Umständlichkeiten bei Prüfung der Papiere.

Schon während des „Verhörs" hatten wir Gelegenheit den Wortreichthum der russischen Sprache, welche indogermanischer Abstammung ist, kennen zu lernen. Der Russe, der vor allem Russe bleibt, drückt durch sie den nationalen Geist aus. Sie ist jedenfalls die merkwürdigste aller slavischen Idiome, sowohl durch die Construction wie durch die fremdartigen und fremdklingenden Laute, die sie enthält. Auf dem Wege zum Bahnhofe, durch die berganführenden, einsamen Straßen des etwa 7000 bis 8000 Einwohner zählenden Städtchens begegneten uns mehrere *Jurodiwi*, religiöse Fanatiker, die im Lande herumstreichen. Das Volk

betrachtet diese „Heiligen", die alle irdischen Güter verachten, mit frommer Scheu, hält ihren Eintritt ins Haus für glückbringend und deutet ihre unsinnigen Reden als göttliche Offenbarungen.

Der Empfang, den wir auf dem Bahnhofe fanden, war einzig in der Art: ein großer Hund sprang auf uns bellend los

Scheata-Markt in Tiflis.

und zerriss uns den Rock. Die den Telegraphendienst versehenden Damen fanden das sehr lustig und eine von ihnen versicherte uns: das käme sehr oft vor!

Selbst ein ernster russischer Studiosus, Herr Georges P. Masteroff, der aus dem Auslande zurückgekehrt ist, um die Ferien in seiner Heimat Bolgrad zu verbringen, bestätigt, dass dem so wirklich sei — —

Von Reni nach Bender führt eine eingeleisige, strategische

Bahn durch ganz Bessarabien, welche im letzten Kriege erbaut wurde. Sie führt anfangs durch zerstreut liegende Ortschaften, Gehöfte, Weiler, deren kleine Häuser rothe Dächer und blauen Mauerputz haben. Stellenweise setzt die Bahn über einfache Bauernfriedhöfe hinweg, verläßt dann das Gestadeland und die continentale Charakterlandschaft, um in die melancholische Poesie der Steppe einzudringen. Eine baumlose, wellenförmig gestaltete Fläche, die sich mit einem meerähnlichen Horizonte an das azurne, stellenweise wolkenlose Himmelsgewölbe anschließt, dehnt sich öde und traurig aus. Offene Weiten und grenzenloses Grün!

Die Richtung der Linie geht nach Südosten. Mittagshalt ist in Trajanswall. Die russischen Bahnhofbuffets sind alle gut, führen preiswürdige Speisen und bedienen prompt. Der Staat und die Direction üben in dieser Beziehung strenge Aufsicht; aber auch ohne derselben würde man ebenso zufrieden sein, denn die russischen Gastwirthschaften stehen zu dem Publicum in einem gewissen patriarchalischen, man könnte fast sagen familiären Verhältnisse, und der Wirthshauscharakter kommt nicht so markant zum Ausdruck wie bei uns.

In der Station Leipzigskaja verließen wir den Zug, dem am Ende ein eiserner Arrestantenwagen, genau so wie in Italien, angehängt war. Alle vierzehn Tage verkehrt ein solches fahrendes Gefängnis, auf den Plattformen mit Gendarmen besetzt, um Arrestanten abzuliefern und aufzunehmen. In Leipzigskaja waren wir in — Leipzig, im Süden Bessarabiens. Der ganze Landstrich, officiell Kreis Akjerman genannt, ist von deutschen Colonisten, die schon von Katharina II. berufen worden waren, bewohnt, und sie haben neben ihrer deutschen fortlebenden Muttersprache, neben der deutschen, weiter fortgeltenden Tracht, neben Sitte und Gewohnheit für ihre langgestreckten Dorfgemeinden auch deutsche Namen mitgebracht: Leipzig, Wittenberg, Kulm, Mannheim, Baden, Elberfeld. Die Namen sind geblieben und wurden von den Russen unwesentlich slavisiert.

Bessarabien war stets ein fruchtbares Land. Es galt als Kornkammer des ungeheuren Reiches. Ein bessarabischer Gutsherr war das Sinnbild der Wohlhabenheit. Heute ist dies anders. Auf der Fahrt nach Tarutino, einem der Brennpunkte der jüdisch-

socialen Bewegung im Süden Russlands, haben wir uns augenscheinlich davon überzeugt.

Schon auf der Fahrt nach Leipzigskaja haben wir aus jüdischem Munde Klagen über die heißen Sommer, über Missernten und Hungersnoth gehört. Narcis' Wort von aller Philosophie, die aus dem Magen stammt, ist überall wahr. Schon in besseren Zeiten haben die Lebenskreise des Steppenvolkes ernste Seiten gezeigt, jetzt aber ganz besonders, wo die Gluth des Tages den Thau des Morgens auffaugt!

In einem Tarantas fuhren wir von dem fünf Werst (1 Werst = $1^1/_6$ Kilometer, 1 Meile = 3500 Faden, 1 Faden = 3 Arschin oder $2^1/_3$ Meter) langen Leipzig ins Land hinein. Der Hunger, diese dumpfe, lebensfeindliche Macht, lässt auf dem Antlitze der uns begegnenden, an Leib und Geist verkümmerten Bauern keinen Platz für ein Lächeln. Man sieht es ihnen allzu deutlich an, dass sie arm wie Hiob und Lazarus sind, dass sie darum kämpfen, das Gefühl des Lebens zu erhalten. Man sieht auch ältere Leute mit einem eigenthümlichen, gewiss nicht angeborenen Mal auf der Stirn. Ueber Befragen erfahren wir, dass das ehemalige Soldaten sind, welche in den Fünfzigerjahren als Deserteure gebrandmarkt wurden. Diese Strafe bestand bis zum Jahre 1864 in Russland für Fahnenflucht.

Der Tarantas mit drei Pferden bespannt, fährt hurtig über den schwarzen, podolischen Boden, auf dem nur ellenhohes Gras wuchert. — Je weiter wir kommen, desto dürrer, trockener wird die Erdkrume, der selbst Unkraut nicht mehr entsprießt. Die Aecker, die sonst Weizen, Hirse, Gerste, Mais, Hanf, Flachs, Tabak, Melonen, Gemüse, Fruchtbäume, vornehmlich aber Korn tragen, sind von der Sonne verbrannt — die Schollen sind unfruchtbar, die Viehzucht geht zugrunde, denn für das Vieh ist kein Futter vorhanden. Der Preis des ersteren ist tief gesunken, jeder schlägt die Thiere um jeden Preis los. Nach unserem Gelde ist ein Ochse um fünfzig, eine Kuh um zehn, ein Pferd um acht, ein Kalb um drei Kronen zu haben. Schafe werden um achtzig, Gänse um sechzig Heller angeboten. Der Pferdereichthum ist so groß, dass die Thiere selbst um den geringsten Betrag nicht anzubringen sind; sie werden daher einfach fortgejagt oder, bevor sie aus Hunger verenden,

abgeschlachtet. Das Gouvernement von Kischeneff, der Hauptstadt Bessarabiens, die geschichtlich deshalb von Interesse ist, weil Alexander II. von hier aus der Türkei im Jahre 1877 den Krieg erklärte, hat jedoch eine Verordnung erlassen, nach welcher das Schlachten von Pferden bei hohen Geldstrafen verboten ist.

Als wir am Abend in Tarutino anlangten, thaten sich vor unseren Augen Bilder des Elends auf. Mangel an Lebensmitteln erzeugt Missmuth in der Bevölkerung, die in der sich weit ausdehnenden Stadt mit banger Sorge der Zukunft entgegensieht. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Juden, die als erbgesessene Vermittler in Handel und Verkehr unter der Hungersnoth und Missernte furchtbar leiden.

Bessarabien als Uebergangsland aus den südrussischen Steppen in die Donauniederungen bedarf nämlich zum Austausche seiner Bodenproducte, worunter auch trefflicher Rothwein sich befindet, mit den benachbarten Ländern Oesterreich-Ungarn und Rumänien sehr der Juden, welche, wenn sie nicht massenhaft da wären, gerufen werden müssten. An deren Geschäftskenntnis und Geschicklichkeit in Handelssachen hat das Volk sich gewöhnt. Jetzt aber hat der Verkehr mit den Nachbarstaaten fast ganz aufgehört, und ein großer Theil der Juden legt die Hände in den Schoß.

Es ist daher kein Wunder, dass die schon in gewöhnlichen Zeitläuften willkommene Auswanderungsidee unter solchen Umständen noch willkommener ist; die zionistische Bewegung innerhalb des Judenthums konnte daher nirgends feurigere Adepten finden als in Bessarabien, wo der Zionismus den günstigsten Nährboden fand. Was will der Zionismus? Er erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina — das ist die Quintessenz der Berathungen des Baseler Programmes.

Zur materiellen Durchführung von Idee und Programm, zu deren Sicherung und Verwirklichung wurde in London eine «Jewish Colonial Trust» (Jüdische Colonial-Bank) mit einem Actiencapital von zwei Millionen Pfund Sterling gegründet, eingetheilt in 1,999.000 Stammactien im Nennwerte von je ein Pfund Sterling, und einhundert Gründeractien in demselben Nennwerte. Die letzteren nehmen an dem Gewinne der Gesellschaft

keinen Antheil, sichern aber den Inhabern so viele Rechte, wie sie die übrigen 1,999.000 Actien besitzen. In Bessarabien, namentlich im Kreise Akjerman, fanden die Actien der jüdischen Colonial-Bank sozusagen reißenden Absatz. Fast jeder Jude hat seine Actie in der Tasche — ein Hoffnungsbrief auf bessere Zeiten, auf eine schönere Welt, auf eine festbegründete Existenz.

Hier ist der springende Punkt! Der materielle Existenzboden des Zionismus heißt Palästina. Palästina ist ein Land,

Asiatisches Viertel in Tiflis.

welches zum größten Theile ohne wirtschaftliche Ressourcen ist. Die Wüste Juda kann kaum die Leute ernähren, welche dort seßhaft sind. Das Land von Hebron, die gesegneten Gefilde von Sarona, die Hochebenen gegen Syrien, die Salzsteppen im Jordangebiete sind in sogenannten „festen Händen". Sei im Besitze — und du lebst im Recht, das ist der Grundsatz alles Rechtes auf Erden. Wer kann nun die gegenwärtigen Besitzer im heiligen Land enteignen, um auf deren Kosten Eingewanderte niederzulassen? Wo soll denn sonst für die Million Juden, die der Zionismus übers Meer bringen will, Platz geschaffen werden?

Wir dachten oft darüber nach, wir zogen alle unsere Reiseerinnerungen zusammen, überprüften Stadt und Land, jeden Punkt, wo wir in Palästina weilten, allein wir konnten trotz eifrigen Suchens, trotz bestem Willen keinen Meter Erdboden finden, wo sich Menschen zur Erwerbung einer gesicherten Existenz festsetzen könnten.

Wenn also *das allein* die Basis ist, auf der der Zionismus und die Zionisten bauen, *das* das gelobte Land, der Traum der russischen Juden, besonders jener aus dem Kreise Akjerman, dann steht es um die so energisch und, wie wir bekennen müssen, so geschickt geführte Sache nicht sonderlich gut. Dass man mit bestem Willen, mit edlem Opfermuthe allein nicht colonisieren kann, wissen wir aus eigener Erfahrung in der Oesterreichisch-ungarischen Colonialgesellschaft.

Die Brust mit einem Stück menschlichen Elends beladen, nahmen wir Abschied von Tarutino. Neben Entbehrungen aller Art haben wir auch eine für Menschen beschämende Unwissenheit vorgefunden. Diese Unwissenheit schändet aber die Juden nicht, denn erstens ist der Schulunterricht nicht obligatorisch, zum zweiten aber ist er percentuell derart geregelt, dass auf einhundert christliche Kinder nur *fünf* jüdischen Bekenntnisses zum Schulbesuche zugelassen werden.

Von Leipzigikaja gieng es weiter mit der Bahn nach *Bender*, einer starken Lagerfestung am rechten Ufer des Dnjester, wo augenblicklich große Manöver von Infanterie und Artillerie stattfanden. Das Gefecht spielte sich in dem Raume zwischen der Citadelle und dem befestigten Thurm im Norden der Stadt und dem Brückenkopfe ab. Als es im besten Gange war, brauste der Blitzzug heran, der uns über Steppen- und Weideland nach Odessa entführte. Die ganze Strecke ist die reine Melancholie, die Stationen in großen Entfernungen voneinander gelegen, die wenigen Ortschaften sehr weit von den Bahnhöfen, welche, wie in ganz Bessarabien, mit einer Mauer umfriedet sind.

Bei der Anlage der Stationen waren durchaus militärische Rücksichten maßgebend. Die Lage der Städte kam gar nicht in Betracht. Die Entfernung eines Ortes von dem seinen Namen tragenden Stationsgebäude beträgt oft fünfzehn bis zwanzig Werst.

Eines der Centren literarischer, künstlerischer, socialer, politischer und religiöser Bestrebungen ist Odessa, die stolze Hauptstadt des Gouvernements Cherson am Schwarzen Meer. Die Bewohner Chersons haben einem günstigen Geschicke eine regsame Hand geboten. Es entfaltet sich eine Arbeitsamkeit und ein Fleiß, ein geschäftiges, emsiges, in allen Dingen sich kundgebendes Streben auf der Bahn des Fortschrittes. Das ganze Russland drückt diesem gewaltigen Handelsemporium seinen Stempel auf. Nur eine halbe Million Einwohner, aber man könnte meinen, es seien deren zwei!

In der „Odessaer Zeitung", welche ihren Abonnenten die Bezugsgebühr bis nach der Ernte stundet und die armen säumigen Schuldner in ihren Spalten veröffentlicht, haben wir das Reichsbudget für 1899 gelesen und in demselben folgende Ziffern gefunden: Ordentliche Einnahmen 1.469,128.203, außerordentliche Einnahmen 4,000.000 und Einnahmen aus den freien Barbeständen des Reichsschatzes auf 98,604.443 Rubel. Die ordentlichen Ausgaben belaufen sich auf 1.462,659.233 und die außerordentlichen Ausgaben auf 109,073.413 Rubel. Die ordentlichen Einnahmen übersteigen demnach die ordentlichen Ausgaben um 6,468.970 Rubel. Im Vergleiche mit dem Vorjahre ergeben die ordentlichen Einnahmen des diesjährigen Budgets ein Mehr von 104,669.986 und die ordentlichen Ausgaben ein Mehr von 112,574.020 Rubel. An diesem Budget participiert das reiche und blühende Odessa mit einer ganz bedeutenden Summe.

In derselben Zeitung fanden wir zufällig auch, dass ein Pferdedieb nach Sibirien verschickt werden kann. „Die gesetzlichen Bestimmungen, betreffend die Verantwortlichkeit für Pferdediebstähle, sind durch einige legale Verordnungen ergänzt respective verschärft worden. So unterliegt eine des Ankaufs oder des Weiterverkaufs eines wissentlich gestohlenen Pferdes überführte Person, sobald sie sich gewerbsmäßig mit dergleichen ungesetzlichem Handel beschäftigt hat, dem Verlust aller besonderen Rechte und Vorrechte und der Verschickung nach Sibirien oder der Einreihung in die Arrestanten-Correctionsabtheilung: der gewerbsmäßige Pferdedieb unterliegt derselben Strafe, wobei je nach den Umständen, unter denen der Pferdediebstahl ausgeführt worden,

die Strafe um mehrere Grade verschärft werden kann. Sind bei einem Pferdediebstahl mehrere Personen gemeinsam thätig, so unterliegen sie dem Verlust aller Rechte und der Verschickung nach Sibirien, selbst wenn ihnen auch nicht die Bildung einer Diebsbande nachgewiesen werden kann." Die Entwendung eines Pferdes ist in den südlichen Districten eine gewöhnliche und eine häufig sich ereignende Sache. Es kann demnach eine große Menge von Leuten zur Verschickung nach Sibirien gelangen. Trotzdem die russische Polizei eine der bestorganisierten der Welt ist, sie beruht hauptsächlich auf dem Präventiv-System, kommen natürlich Diebstähle und andere Verbrechen vor. Auf dem flachen Lande wird die polizeiliche Allgewalt durch den Isprawnik, den Starowoi Pristaw und den Urjadnik (Gendarm) repräsentiert: in den Städten durch den Polizeimeister, durch den Pristaw, den Okolodoschnig Nadsiratjel und den Gorodowoi (Sicherheitswachmann). Die berühmten drei kaiserlichen Worte, die bei der Sanction einem Gesetze zutheil werden: být' pŏ ssjêmŭ, „so soll es sein!" finden als Anfang und „Endlich" in der russischen Polizei ihre Hüter und Vollstrecker.

In allen Städten werden die Straßen und Häuser strengstens überwacht. Jedes Haus muss zur Nachtzeit seine Orientierungsnummer und den Straßennamen, deutlich lesbar von zwei Seiten, in transparenter Beleuchtung tragen. Der einzelne wie die Menge folgen dem Wink der Polizei wie das dressierte Thier seinem Bändiger.

Ein Beispiel für viele. In Odessa entstand um einen Tramwaywagen ein Auflauf, weil ein Mann mit einer Fünfkopeken-Karte über eine bestimmte Zone hinausfahren wollte, vom Conducteur beanstandet, mit diesem in Streit gerathen war. Im Nu hatte sich ein riesiger Volkshaufe angesammelt, welcher für den Passagier Partei nahm, im Nu war die Polizei mit dem Pristaw an der Spitze zur Stelle, und im Nu war auf eine Handbewegung desselben die Menge schweigend auseinander gegangen ....

Das russische Volk ist empfindlicher, aber auch lenkbarer als das des Auslandes. Im allgemeinen spricht sich ja Gogol in den „Todten Seelen" so darüber aus: „Man muss gestehen,

daſs, wenn wir auch in manchem vor dem Auslande zurückſtehen, wir es dagegen in der Feinheit des Benehmens weit übertreffen. Die Nuancen und Feinheiten unſeres Benehmens ſind unzählig. Ein Deutſcher oder ein Franzoſe begreifen ihr Leben lang die Eigenthümlichkeiten und Unterſchiede nicht; ſie reden faſt mit demſelben Tone und denſelben Worten mit einem Millionär und

Abſchiedsſcene im Kaukaſus.

mit einem Krämer, wenn ſie auch im Innern ſie wohl zu unterſcheiden wiſſen."

Wir nahmen den längeren Aufenthalt in Odeſſa zum Anlaſs, uns das Volk auch in der Kirche zu beſehen. Das iſt der geeignete Ort, wo man im Lande der Frömmigkeit am leichteſten zu einem abſchließenden Urtheil gelangen kann. Unter den Frauen fanden ſich viele Schönheiten, würdig der der Griechen, welche eine Aſpaſia, eine Laïs beſaßen. Sie haben einen hervorſtechenden Hang Eindruck zu machen und zu glänzen.

Sie zeichnen sich durch graziösen Gang, schmiegsame Taille und schönen Wuchs aus. Eigenthümlich ist es, dass man eine russische Frau im Französischen mit «Madame» nicht ansprechen darf, weil das eine verächtliche Färbung hat. Man kann dies Wort nur mit nachfolgendem Familiennamen gebrauchen. Da es gerade Sonntag war, konnte man auch Bäuerinnen und Ammen aus vornehmen Häusern im pŏwŏinik, einem diademartigen Kopfputz, bewundern. Dazu passt der sarafán, rundes, rothes Kattunkleid, vorzüglich. (Odessa ist die Geburtsstadt der schönen Königin Natalie, eine der herrlichsten Frauengestalten, die je auf einem Throne gesessen.)

Unter den Männern fielen mehrere ordengeschmückte Personen auf. Man hält in Russland im allgemeinen auf derartige Auszeichnungen nicht viel, aber der Wladimir- oder der Georgs-Orden verschafft seinem Träger denn doch ein gewisses Maß besonderer Achtung. Freilich sind diese beiden Orden die einzigen, welche sich auch die Mitglieder des kaiserlichen Hauses durch persönliches Verdienst erwerben müssen, insofern sie ihnen nicht, wie die anderen Orden, schon bei der Taufe in die Wiege gelegt werden.

Eine andere Gruppe Kirchenbesucher hat vor sich auf der Bank Zeitungen ausgebreitet: die berüchtigte «Nŏwŏje Wremja» (Neue Zeit) und die «Swjet» (Welt), denen selbst Katkow und Aksakow zu wenig panslavistisch sind, und die die Kosakenheere in Wien und Berlin sehen möchten. In dem Blättergewirre sind noch die Titelköpfe der ältesten russischen Zeitungen «Petjerbúrgskija Wjädŏmŏsti» (Petersburger Nachrichten) und «Kijewljánin» (Der Kiewer) auszunehmen.

Mit dem Erscheinen der Geistlichkeit umfängt alles eine göttliche Ruhe und Stille. Am Hochaltar bewegt sich in farbigem, wallendem Gewande ein silberhaariger Priester; in den hohen Chorstühlen haben andere ehrwürdige Gestalten Platz genommen. Große Pergamentbände liegen geöffnet auf den Büchergestellen, und mit langsamen Fingern wenden die singenden und betenden Ministranten die gelben Blätter um.

Ein Sonnenstrahl stiehlt sich von der Decke herunter und fällt, buntgefärbt, durch die gemalten Fensterscheiben auf die goldverbrämten Kleider, oder funkelt auf den alten, schweren

Silberbeschlägen der Einbände. Langsam, in eintöniger Modulation schwebt der Gesang der Priester durch die Hallen; aus der Tiefe des Chores antworten die Silberstimmen der Sängerknaben. Mit hellem, freiem Klange tönt das Glöcklein durch das Summen und Singen; es neigen sich die schneeweißen Häupter, es beugt sich das Knie. Das Innere des Gotteshauses gleicht einem kostbaren Kleinodienschrein. Es flimmert und schimmert von Gold und edlen Steinen. Alle die Heiligenbilder sind in juwelengeschmückte Rahmen gekleidet; die Monstranzen und das Geräth der Altäre könnten die Auslage eines vornehmen Goldschmiedes bilden.

Die dumpfe Menge, welche nach russischem Ritus von den 365 Tagen des Jahres über 110 Sonn- und Feiertage hat, ist von stärkstem, innigstem Gottesglauben getragen, erblickt in der Wonne des Glaubens den Licht- und Himmelvater. Das «gospodi pomilui» (der Herr sei gnädig!) oder das «padai gospodin» (gib es, Herr!) vom Popen gesprochen, ist dem Mann aus dem Volke ein Labsal des Herzens. Vollends aber wird er in seiner andächtigen Stimmung zerknirscht unter der Wucht des von der Kanzel gepredigten Wortes. Hören wir nun Gogol in den bereits citierten „Todten Seelen" das russische Wort analisieren. „Wie zahllos die Menge von Klöstern und Kirchen mit ihren Kuppen und Kreuzen im heiligen, gottesfürchtigen Russenland, so unzählig ist die Masse von Volksstämmen und Nationen, die sich im bunten Gemische auf der Oberfläche des Erdbodens verbreitet. Und jedes Volk, in sich das Unterpfand seiner Kraft tragend, ausgestattet mit schöpferischen Fähigkeiten, mit seiner ausgesprochenen Eigenthümlichkeit und andern Gottesgaben, zeichnet sich noch durch das eigens gestaltete Wort aus. Was für einen Gegenstand es immer bezeichne, es spiegelt sich im Ausdrucke ein Theil des besonderen Volkscharakters ab. Das Wort des Briten drückt weise Lebenskenntnis und Erforschung des menschlichen Herzens aus; wie ein leichtsinniger Stutzer glänzt und flackert das verfliegende Wort des Franzosen; mit besonderer Grübelei erdachte der Deutsche sein nicht jedem zugängliches, trocken-vernünftiges Wort; aber keine Sprache ist so kühn, so flink, kein Wort ist so sehr im Herzen entsprungen, und wallet

und erzittert so lebhaft im Gemüthe, als ein treffend gesprochenes russisches Wort."

Man muss aber bedenken, dass von einhundert Groß-Russen (es sind deren im ganzen, bei einer Gesammtbevölkerung von 130 Millionen, 35 Millionen) siebenundsechzig Analphabeten sind, daher das gesprochene Wort der einzige übertragene Gedanke ist, der in das Gemüth des gemeinen Mannes dringt.

Von der ursprünglichen russischen Mutterkirche, welche die Cultus- und Staatsgewalt zu einem untheilbaren Ganzen vereinigte, und so aus dem Czaren Papst und Herrscher in einer Person gemacht hat, von jener Kirche also hat sich eine Secte losgelöst, welche sich noch heute Raskólniki (die Geschiedenen) nennt, im Gegensatze zu den gebliebenen, den altgläubigen Starowjérzi. Aus dieser Trennung erwuchs das Schisma.

Der von uns geschilderte Gottesdienst ist nach altgläubigem Ritus. Nur in diesem Ritus ist die Kirchenmusik prachtvoll. Die Melodien zeichnen sich durch Strenge und Einfachheit aus.

Die Einrichtung der russischen Kirche besteht zumeist in der quadratischen Form, mit fünf Kuppeln, die größte in der Mitte, jede mit einer lebhaften Farbe angestrichen oder vergoldet respective versilbert und von einem griechischen Kreuz überragt. Vor dem Haupteingang, an der Westseite, erhebt sich gewöhnlich ein Glockenthurm; die Glocke ist unbeweglich befestigt, nur der Hammer wird geschwungen. Das Geläute ist abgestimmt und hat viele hell klingende Glocken. Im Innern, ohne Sitze, ist an der Ostseite der erhöhte Chor für die Sänger und Geistlichen. Eine Bilderwand, der Ikonostás, scheidet den Chor vom Allerheiligsten. Vor den Heiligenbildern brennen eine ewige Lampe und zahlreiche Wachskerzen, die von den Andächtigen dargebracht werden. Von den drei Thüren des Ikonostás heißt die mittlere die „Kaiserpforte", sie darf nur vom Oberpriester benützt werden. Im Allerheiligsten (Frauen ist der Zutritt nicht gestattet) steht, der Kaiserpforte gegenüber, der Altar, auf dem ein Evangelienbuch und die Hostie liegen.

Mit der Ausgestaltung der russischen Kirche steht der Gang der russischen Geschichte in innigem Zusammenhange. Im Jahre 988 wird unter Wladimir I., genannt dem Großen, das

griechische Christenthum Staatsreligion. Unter Alexander Néwskij (in den Jahren 1252 bis 1263) wird das Nationalheldenthum und die Heiligkeit personificiert, und Alexander schon bei Lebzeiten in beiden Eigenschaften gefeiert. Iwan III., der eigentliche Begründer des russischen Reiches, der Eroberer von Nówgorod, Perm, Kasan, der Besieger der goldenen Horde, der Bezwinger des Urals, der Völker am Ob und Irtisch in Sibirien,

Vermählungsfeier im Kaukasus.

erblickt in der Kirche seine festeste Stütze und bevorzugt den Geistlichen vor dem Soldaten.

Iwan IV., der Grausame, nimmt den Czarentitel an und bringt seinen Willen, der Gesetz ist, über Staat und Kirche zum Ausdruck. Er führt das theilweise noch heute in Kraft stehende russische Kirchenrecht ein, er erobert Astrachan und entsendet zur gänzlichen Eroberung Sibiriens die Stróganows, später den kühnen Kosakenführer Jermák (1582).

Es kommt eine Zeit des Religionsverfalles. Feódor I., der letzte aus dem Mannesstamme Ruriks, macht die Bauern zu

Leibeigenen. Er, seine Verwandten sowie sein Stiefbruder Dimitri werden in den Neunzigerjahren des XVI. Jahrhunderts ermordet, und der religionsfeindliche Tatare Boris Godunow herrscht absolut. Mit dem Begründer des jetzigen Kaiserhauses Michail Feódorowitsch gelangen die Romanows auf den Thron. Die Kirche wird zu ihrem früheren Ansehen emporgehoben (1613 bis 1645). In Peter dem Großen (1689 bis 1725) geht Rußland ein Stern der Humanität und Freiheit auf. Er respectierte die Rechte der Kirche, aber er wollte sie nicht über die Gerechtsame des Staates, sondern neben dieselben gestellt wissen.

In der Nähe des von Wiener Künstlern erbauten Theaters — 1884 bis 1886 — erhebt sich das Monument Alexander Puschkins. Seine Legende „Rußland und Ludmilla" diente dem Wiener Maler des Vorhanges zum Vorwurfe.

Dostojewskij stellt Puschkin neben Rafael und ehrt durch diesen Vergleich auch sich selbst. In keinem anderen Lande wurde die Strömung der Geister durch die Literatur so stark hervorgerufen als in Rußland. Das konnte man bei Puschkin ebenso wahrnehmen wie beim romantisch-realistischen Socialreformer von Jasnaja Poljana in unseren Tagen. Nur daß Puschkin die Gemüther seiner Zeit, die Sprache seines Volkes in Bewegung setzte, während der Befreier und Moralist Graf Leo N. Tolstoj, der seine Leier mit dem Geist der Zeit in Verbindung zu setzen wußte, für Gegenwart und Zukunft, für jede Sprache, für die Menschen der ganzen Welt denkt und arbeitet! Chateaubriand erzählt von sich und über sich: „Von den französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der einzige, dessen Leben seinen Werken gleicht: als Wanderer, als Soldat, als Dichter, als Publicist habe ich in den Wäldern die Wälder besungen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von den Waffen geredet. In der Verbannung habe ich gelernt, was die Verbannung ist; an den Höfen, in der Verwaltung, in der Versammlung habe ich die Politik, die Geschichte studiert."

Dasselbe hätte der Schilderer des „Dubrovsky" von sich sagen dürfen. Der schöne Gedanke von Gautier in „Mademoiselle de Maupin": „Für mich ist die Erde ebenso schön wie der

Himmel, und ich glaube, daſs die Vollkommenheit der Form die wahre Tugend iſt. . . . Eine Statue iſt mir lieber als ein Phantom und der Mittag angenehmer als die Dämmerung. Drei Dinge gefallen mir: Gold, Marmor und Purpurglanz, Feſtigkeit und Farbe. Aus dieſen Stoffen ſind meine Träume gebildet und alle meine Luftſchlöſſer gebaut. Niemals ſah ich Nebel und Dunſt vor mir, — —" kann zur Charakteriſtik Puſchkins und ſeiner dramatiſchen ſowie epiſchen Werke trefflich dienen. Wer ruſſiſche Wirklichkeit kennen lernen will, der greife zu Literatur und Dichtung. Zu dieſem treueſten Spiegel des ruſſiſchen Lebens, zu „Väter und Söhne", zu „Anna Karenina", zu „Raſkolnikow", zum „Reviſor", zu Gregor Danilewſkijs lieblicher Erzählung „Potemkin an der Donau", vor allem aber zu Puſchkins „Eugen Onegin".

Mit amerikaniſcher Rapidität iſt Odeſſa aus ſich ſelbſt herausgewachſen. Erſt im Jahre 1794 wurde die Stadt mittels Reſcriptes Katharina II. gegründet. In Ruſsland wurden auf dieſe Weiſe eine Anzahl Städte ins Leben gerufen, und heute noch werden Gemeinweſen auf kaiſerlichen Befehl organiſiert. Das iſt beiſpielsweiſe bei den ruſſiſchen neuen Erwerbungen in Oſtaſien der Fall.

Admiral de Ribas legte den Grundſtein zu Odeſſa, welches an Stelle des verkommenen Tataren-Auls Hadſchi-Bei entſtand. Raſch blühte die Stadt empor, und durch größte Ausdauer ſowie ſorgfältige Pflege wurden im Laufe der Jahre dem ſterilen Boden Anpflanzungen abgerungen, die bei der völlig baumloſen, dünenartigen Umgebung den Stolz der Bürgerſchaft bilden.

Einen der ſchönſten Theile der auf dieſe Weiſe gebildeten grünen Oaſen bildet der Boulevard, der ſich in langer Flucht oberhalb des Hafens hinzieht. Eine monumentale, gewaltige, in mehreren Abſätzen ſich erneuernde Freitreppe führt zum Hafengelände hinab. Von oben blickt die Statue des Herzogs von Richelieu, einſtigen Generalgouverneurs des Cherſones, auf das Meer. Kaiſerliche, Staats-, ariſtokratiſche und Communalpaläſte ziehen ſich den Boulevard entlang, der am Abend bei den Klängen der vorzüglichen Militärcapellen der Sammel- und Erholungspunkt der vornehmen Welt iſt. Unter den Flaneuren ſind

die leichten Gestalten der Cavallerieofficiere bemerkenswert, leicht deshalb, weil in Rufsland ein Reiterofficier ein bestimmtes Maximalgewicht nicht überschreiten darf, und die zahlreichen in- und ausländischen Junggesellen, die in Odessa ein gesuchter Artikel der heiratslustigen, kokettierenden, die Boulevard-Alleen stark frequentierenden Damen sind. Vor dem Buffetpavillon trinkt man „Kwafs", ein aus Roggenbrot hergestelltes, rothes, kühlendes, süßes Getränke, und nimmt dazu belegte Brötchen — mit russischem Chester, der so vorzüglich ist, dafs er nach England exportiert wird, um dort als echter Chester verkauft zu zu werden. In Rufsland hat dieser Käse den früher stark eingeführten und begehrten Käse vollständig verdrängt. Dem Russen müssen zwei Dinge ganz besonders munden, um ihn in behagliche Stimmung zu bringen: Wotka, der nationale Brantwein, und Käse. Dagegen wird man, weil wir schon vom Essen reden, keinen echten Russen bewegen können, eine Taube zu verzehren, weil dieselbe als geheiligtes Thier betrachtet wird.

Von den entferntesten Stadttheilen kann man mittels Iswostschik, den kleinen charakteristischen Droschken, der Duga, dem russischen Gespann mit Krummholz und Glöckchen, welche mit dem kleinen Pferde einem Ponnygespann gleichen, zum Boulevard gelangen. Da in Rufsland eine behördlich festgesetzte Fahrtaxe nicht existiert, nehmen in freier Vereinbarung die Iswostschiks — so nennt man Kutscher und Gefährte zusammen — jeden angebotenen Preis.

Auf diese Weise fuhren wir billig durch die ganze Stadt: zur neuen, im venetianischen Styl erbauten Börse, zum neuen, sehr bequem eingerichteten Postgebäude, dessen glasgedeckte Centralhalle in gothischer Renaissance 46 Schalter enthält, welche mit blauem Glas eingefasst sind. An der nordöstlichen Schmal- und Stirnwand ist das Bild Kaiser Nikolaus II. in Lebensgröße angebracht. Der junge Monarch ist in ganzer Figur in Husarenuniform, die Mütze in der Hand haltend, dargestellt.

Die Beamtinnen beim Schalterdienste sind reizende, junge Mädchen; sie tragen eine kleidsame Blouse von feinem weißen Piqué, mit vergoldeten Knöpfen besetzt. Der niedrige Kragen enthält die Amtsdistinction. Der Rock ist von schwarzer Halbseide.

Das Leben des Tages spielt sich in den breiten, geraden Straßenzügen ab, welche die Stadt von Nord nach Süd, von

Graf Leon Tolstoj.

Ost nach West durchschneiden. Vom Woronzoff-Monument ausgehend, gelangt man in die Preobraschenskaja, von hier zur Deribassowskaja, Posschtowaja, Jekaterinskaja und Puschkinskaja.

Alle diese Straßen sind von herrlichen Bauten eingefaßt, unterbrochen von modernen Kirchen. Alle Baustyle und Variationen derselben sind vertreten, meistens die neurussisch-byzantinische, weniger die italienische Renaissance. Zwischen diesen kommen gothisierende Motive stark zur Geltung.

Südöstlich, hoch über dem Meere, liegt der Alexander-Park, zur Erinnerung des Besuches Alexander II. angelegt. Oestlich ist innerhalb eines steinernen Geländers eine Eiche zu sehen, welche der Kaiser selbst gepflanzt hat. Eine hohe Labradorsäule verkündet in goldenen Lettern jenen Besuch der Nachwelt.

Anziehend wirken auf den Fremden und Einheimischen Ausflüge nach den Seebädern von Lanscherón, nach den kleinen, mittleren und großen Fontainen, Gartenrestaurants, Villenvierteln und Concertlocalen. Weitere Excursionen bringen uns nach den Limanen, Meereseinschnitte mit Süßwasserlauf, welche die Moor- und Sandbäder enthalten.

Odessa ist — mit einem Worte gesagt — in Russland die einzige Stadt, welche neben den Reizen des Südens alle Annehmlichkeiten des Nordens (ohne Norden zu sein) bietet.

IV.

Die Krim.

Die vielgestaltige Welt des handelnden Lebens bietet so viele Quellen der Erinnerungen, daſs die Rückschau auf das Gewesene, auf das Vergangene Gegenwart und Zukunft auszufüllen vermag. Im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe, des Welthandels und Weltverkehres, wo Länder und Völker so nahe aneinander gerückt werden, wird nicht nur das Rad, sondern auch der Gedanke beflügelt. Wie eine mathematische Linie, die an einem bestimmten Punkte beginnt und sich in der Unendlichkeit verliert, so geht der Gedanke, aus den Tiefen der eigenen Seele belebt, vom Steten aus, um im Ewigen die menschliche Erkenntnis, die Freude an der Natur, die unserem innersten Wesen von allem Anfang an eingewurzelt sind, auf den Höhen wie in den dunklen Tiefen des Daseins im neuen Hauche des Lebens zu suchen.

In Odessa wurde die Idee, der Wunsch, eines der pittoreskesten Länder Europas, die Krim, kennen zu lernen, zur werdenden That. Die herrliche Halbinsel ist das taurische Bergland, steil aus dem Meere aufsteigend, von einer felsigen Küste umwallt, von sanften Vorhöhen beschützt. Blumen aller Zonen, Myrthen, Cypressen wie auf Sicilien, schmücken die Gärten, und südliches Leben herrscht in der Hauptstadt Simferopol, wie dort in Palermo. Laubwerk und Blumenflor an

allen Orten: friedliche Flüsse entspringen schäumenden Wasserfällen, um im ungestümen, heftigen Lauf im hohlen Brausen des Meeres unterzugehen. Das Auge zieht an milder und wilder Schönheit vorüber — es glaubt die Gefilde Joniens zu erspähen!

Rußland hat als Preis für seine Haltung im deutsch-französischen Kriege 1870/71 das Recht erhalten, Kriegshäfen im Schwarzen Meere anzulegen. Die Ausübung dieses Rechtes förderte auch die Entwickelung der Handelsflotte, welche ihre Fahrten nach allen Richtungen der Erde ausdehnte. Die Verbesserung des Verkehres brachte wieder in die Technik der Seereisen und in die Bauart sowie Ausstattung der Schiffe einen gewissen modernen Zug, der nunmehr den Touristen sehr zu statten kommt.

Als der „St. Nikolaus" die Reise in die Krim antrat, vom außerordentlich belebten, wohlgeschützten „Praktischen Hafen" auslaufend, um die offene See zu gewinnen, also aus der der Schiffahrt stets gefährlichen nördlichen Brandung so rasch als möglich zu entkommen, zog über die rauschenden grünen Wellen des Schwarzen Meeres, von den tiefen Stimmen der Matrosen begleitet, ein Volkslied, halb klagend, halb jauchzend, sanft und mild, weich und fremdartig — ein seltsam anmuthendes, wie ein Echo aus alten Zeiten zu uns herübertlingendes Singen.

In jene alte Zeit versenkten wir uns, um in der Geschichte der Krim Umschau zu halten.

„Die ältesten Bewohner der Halbinsel", lesen wir in derselben, „von denen wir Kunde haben, waren die Taurier, ein barbarisches Volk, von den die pontische Steppe bewohnenden Skythen hierher zurückgedrängt. Seit dem VI. Jahrhundert v. Chr. siedelten sich griechische Colonisten an, Dorier aus Herakleia in Chersonesus, Jonier aus Milet in Theudosia und Panticapaeum, von den Griechen ganz einfach Bosporus genannt. Das bisher seiner rauhen Uferlandschaften wegen als das ‚ungastliche' bezeichnete Meer hieß nun das ‚gastliche'. Die Archonten von Panticapaeum nannten sich seit dem IV. Jahrhundert v. Chr. Könige des Bosporus; ihr Reich fiel im II. Jahrhundert v. Chr. an Mithridates VI. von Pontus (120 bis 63 v. Chr.), der seine Herrschaft über die ganze taurische Halbinsel und die Küsten

der Maeotis ausdehnte. Seit Augustus ein römischer Clientelstaat, wurde das pontische Reich um die Mitte des IV. Jahrhunderts n. Chr. dem oströmischen Reiche völlig einverleibt. Die Stürme der Völkerwanderung vernichteten auch hier die griechischen Ansiedlungen, aber eine Nachblüthe ward diesen Ländern zutheil, als während der Kreuzzüge der Handel mit Indien den Weg von Tana an der Mündung des Don (an der Stelle des heutigen

Poststation Mchety (Grusinische Heerstraße).

Asow), an diesem entlang, dann an der Wolga abwärts zum Kaspischen und Aralsee, und am Oxus aufwärts über den Hindukusch einschlug. Die Handelsinteressen Venedigs führten wesentlich zur Gründung des lateinischen Kaiserthums (1204). Bald jedoch wurden die Venetianer durch die Genuesen verdrängt, die Eupatoria, Balaklawa und andere Orte gründeten, und besonders Kaffa (Feodosia) zur blühendsten Handelsstadt erhoben. Gleichzeitig aber nahmen die Tataren den nördlichen Theil der Halbinsel in Besitz, während das Vordringen der Türken und Kämpfe mit Venedig der genuesischen Herrschaft 1475 ein Ende

bereiteten. Die Krim'schen Tataren waren, nachdem das Reich Dschingischans zerfallen, bald von der Goldenen Horde, bald von den Nogai-Tataren (Blaue Horde) abhängig. Erst 1411 machte sich Edigei unabhängig, später herrschte die Dynastie Hadschi-Girais. Palastrevolutionen, auswärtige Kriege und Raubzüge füllen die Geschichte des Chanats aus. Ende des XVI. Jahrhunderts geriethen die Krim'schen Tataren in Abhängigkeit von der Pforte." Von den Krim'schen Tataren entwirft ein älterer Reisender folgendes Bild: „Nachdem Rußland 1783 den letzten Chan zur Abdankung gezwungen hatte, wanderte ein beträchtlicher Theil der Tataren nach der Türkei aus; die zurückgebliebenen sind friedliche und fleißige Ackerbauer, als Moslims aber jedem Fortschritte abgeneigt. Der äußere Typus derselben ist infolge der starken Mischung mit griechischen und andern Elementen von dem ihrer mongolischen Stammverwandten nicht unwesentlich verschieden: wenig schrägstehende Augen, Adlernase, schlanke Gestalt zeichnen die Krim'schen Tataren aus. — Die Tracht der Tataren ist schon erheblich von der westeuropäischen beeinflußt, eigenthümlich ist den Männern die blaue Jacke mit Silberlitze; bei den Frauen, die im Gegensatz zu ihren Stammverwandten in Kasan und Kaukasien selten verschleiert gehen, bildet den Kopfputz der Dschiegefs, ein längliches weißes, an dem Ende mit Seide- und Silberstickerei verziertes Wollentuch; ein langes weites Kleid wird über den bis zu den Knöcheln reichenden Pumphosen getragen, über das häufig noch ein zweites geworfen wird."

Von der Vergangenheit zur sonnigen Gegenwart zurückkehrend — es war ein erquickender Sommernachmittag, und die Fluthen des Meeres kräuselten sich im Wiederschein der strahlenden Sonne — traf das Lachen und Scherzen junger russischer Damen, die etwas lärmende Unterhaltung beurlaubter Officiere unser Ohr. Ein karaimischer Chacham (Rabbiner) in seiner halb christlichen, halb orientalischen Tracht schreitet durch die Menge auf den Bug des Schiffes zu, wo eine Anzahl Bauern sich zur weiten Fahrt nach Kleinasien befindet. Es sind Großrussen, wie wir belehrt werden, gekleidet in bunte Hemden, die über ebenfalls bunte Pluderhosen getragen werden. Diese stecken bis

zum Knie in weiten Röhrenstiefeln, der charakteristischen nationalen russischen Fußbekleidung. Den Kopf bedeckt eine Schápka, die tellerartige schwarze Mütze. Das Haar ist am Scheitel getheilt, am Nacken wie eine Bürste glatt abgestutzt.

Aus den Gouvernements Charkow und Poltawa waren viele Kleinrussen an Bord. Diese unterscheiden sich wesentlich von den Großrussen in Sprache und Lebensweise. Diese Bauern, welche man in Ostgalizien und der Bukowina Ruthenen nennt, sind ein plumper Menschenschlag und in der culturellen Entwickelung auch sehr zurück, schweigsam und verschlossen. „Aber," wird uns von einem freundlichen höheren russischen Staatsbeamten gesagt, „wenn man den richtigen Ton anzuschlagen versteht, wenn man ihn verständig fragt, dann gewinnt er Vertrauen, und es erschließt sich vor Ihnen ein Mensch der Natur, wie eine Blume des Feldes. Sie segnen in ihren Gebeten immer und immer das Andenken Alexander II., der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft eine große sociale und ökonomische Umwälzung im Reiche bewirkte."

In der Abtheilung der Frachten sind viele Fässer mit bessarabischem Wein aufgespeichert. Ein Fass = 40 Wedro = 492 Liter.

Bei den Klängen der Schiffscapelle wird auf Deck gezuckerter Thee und schwarzer Kaffee gereicht. Gegen Sonnenuntergang versammelt sich die Gesellschaft im Speisesaale, dessen Marmorwände Platten mit goldenen Inschriften zur Erinnerung an die Fahrten des Czarewitsch und des Großfürsten Michael auf diesem Schiffe schmücken. An der Table d'hôte eines erstclassigen Dampfers hat man Muße die russische Gesellschaft zu studieren. Wir sitzen neben einem Gendarmerie-General aus Finnland, der mit seiner Gemahlin zur Erholung in die Krim reist. Wir bemerken zum erstenmal, dass es an russischen Tafeln nicht Sitte ist, beim Kommen und Gehen zu grüßen. Jeder wendet seine Aufmerksamkeit vor allem der Wotkaflasche zu und der Zakuska, dem aus allerlei Assietten bestehenden Vorimbiss, der à discretion zur Verfügung steht. In dieser Einrichtung liegt etwas vom schwedischen Buffet, nur dass in Schweden und in den südlichen Theilen Norwegens diese Speise

mit durch das ganze Diner läuft, mit der conditio des Selbstbedienens und für alles im fixen Preis.

Der „St. Nikolaus" ist, gleich den andern Schiffen der russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel, auf das prächtigste eingerichtet. Die Damencabinen sind von den übrigen Räumlichkeiten vollständig isoliert. Bequemlichkeit und einfacher Comfort sind leitende Motive der Ausrüstung. Er enthält über 2500 Tonnen, 2500 Pferdekräfte und 190 Betten. In ihrer Anlage übertreffen die russischen Schiffe jene der Hamburger Packetfahrt und des Norddeutschen Lloyd, der jedenfalls mehr an Reclame als an Thaten leistet. Dagegen stehen die russischen Dampfer, bei aller Anerkennung der Verpflegung, gegen unseren Oesterreichischen Lloyd weit zurück. Den Russen kann man auch den Vorwurf nicht ersparen, dass ihre Seeschiffe durchaus für einheimische Reisende berechnet sind, und dass Fremde in Bezug auf Verständigung, Sprache u. dgl. in keiner Weise berücksichtigt werden. Die Capitäne sind nicht so gefällig und zuvorkommend, wie die Officiere des Triester Lloyd.

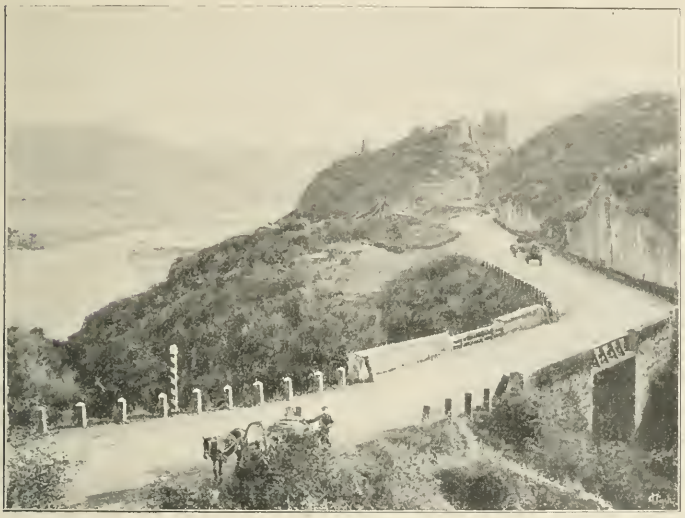
* * *

Von Odessa aus wurde der Cours nach Süden unverändert beibehalten. Am Morgen des nächsten Tages hält das Schiff in Eupatoria, von wo eine Landstraße nach Simferopol führt. Gegen Mittag landete der Dampfer vor Sebastopol, wo die gesammte Panzerflotte des Schwarzen Meeres verankert ist. Schon auf offener See begegneten wir zwei Torpedobooten, welche pfeilschnell vorbeischossen. Die ersten Vorboten des Krim'schen Gebirgslandes, eine coulissenartig sich vorschiebende Alpenwelt, wird sichtbar. Die felsige und maritime Scene wird immer fesselnder, bis das Fahrzeug den äußeren Hafen von Sebastopol gewinnt.

Die Einfahrt ist theils durch neue, theils aber noch durch Fortificationen aus der Zeit des Krimkrieges gedeckt. Die neuen Befestigungen von Sebastopol überhaupt haben ihre starken Seiten nach jener Richtung, von wo im Jahre 1855 die Franzosen siegreich vordrangen.

Vor dem Landungsplatze erhebt sich die Bronzestatue des Generals Nachimow in — für einen Feldherrn — unsympathischer

Haltung. Von hier führt eine elektrische Tramway zum weit entfernten Bahnhof am Ende der Südbucht, welche die Befestigungswerke, die zahlreichen Kasernen, den Malakow-Hügel, das Alexei-Dock und das an der äußersten Spitze erbaute Fort Constantin von der eigentlichen Stadt trennt. Diese ist sehr rein gehalten, liegt ziemlich hoch über dem Wasserspiegel und gewährt mit den aus Kalkstein erbauten Häusern ein freundliches Aussehen.



Rabenthurm bei Mchetty.

Von der breiten Landungstreppe mit monumentalem Portieus führt eine Allee zum Seeboulevard, von welchem man den orientierenden Ueberblick genießt. Der Hafen ist, von hier besehen, eine tief eingeschnittene Bucht in S-Form, während die Stadt amphitheatralisch hinansteigt.

Von öffentlichen Gebäuden ist die Peter-Paul-Kathedrale erwähnenswert, weil sie dem Theseus-Tempel nächst der Akropolis in Athen nachgebildet ist, und das Museum der Vertheidigung, welches außen und innen Geschütze und Projectile, Modelle versenkter Kriegsschiffe, Pläne, Karten, Ansichten aus der Belagerungs-

epoche, sowie Erinnerungen an Vertheidiger und Angreifer enthält. Ein Blick aus einem der Museumfenster legt dem Beschauer die ganze Pracht des Golfes von Sebastopol, ein wundersam wonniges Bild, zu Füßen; ein Blick über den Golf hinweg bietet ein anderes Bild, das wie ein Riesengrabmal der Weltgeschichte den Wanderer anstarrt — der große russische Friedhof mit den Gebeinen von etwa 50.000 Gefallenen. Fürst Gortschakoff und General Todleben ruhen ebenfalls hier. Jedes der zahlreichen Massengräber bedeckt zweihundert Todte. An den Seitenwänden der hochragenden Kapelle sind die Truppentheile, die an den Kämpfen theilgenommen haben, unter Benennung ihrer Verluste, manche bis zu 5000 Mann, verzeichnet.

„Nachdem das französisch-englische Heer bei Eupatoria gelandet war und die Russen unter Mentschikoff an der Alma zum Rückzug gezwungen hatte, begann am 5. October 1854 die Belagerung der Stadt, epochemachend in der neueren Kriegsführung und eine der merkwürdigsten aller Zeiten. Der Angriff, auf die Südseite der Stadt gerichtet, machte anfangs geringe Fortschritte, da die Vertheidiger ihre ursprünglich meist unfertigen Werke unter Todlebens genialer Leitung rasch verstärkten und gleichzeitig Entsatzversuche gemacht wurden, die zu den Schlachten von Balaklawa (13. October) und Inkerman (24. October) führten. Da die Nordseite Sebastopols frei blieb, konnte die Verbindung mit dem russischen Heere außerhalb unterhalten werden. Der Winter und Krankheiten brachten die Operationen der Belagerer zeitweilig ganz ins Stocken. Erst nach der Ankunft des französischen Ingenieur-Generals Niel wurden sie lebhafter aufgenommen und der Angriff der Franzosen hauptsächlich auf den Malakow und den grünen Hügel, der der Engländer auf den großen Redan gerichtet. Im Mai 1855 übernahm der energische General Pelissier an Stelle Canroberts den Oberbefehl, aber seinen stürmischen Angriffen setzten die Vertheidiger die zäheste Ausdauer entgegen. Erst nachdem durch fortgesetztes furchtbares Bombardement die Festungswerke zum Theil in formlose Erdhügel verwandelt waren, gelang es am 27. August (8. September) 1855 den Franzosen, den Malakow zu erstürmen und zu behaupten, während der Angriff der Engländer auf den Redan

gänzlich misslang. Trotzdem war damit die Stadt unhaltbar, und Fürst Gortschakoff zog die Besatzung auf das nördliche Ufer der Bucht zurück. — Die Belagerer hatten zusammen 700 Kanonen in ihren Trancheen und Batterien, aus denen während der 349 Tage 1,350.000 Schüsse abgegeben wurden." (Aus der Geschichte des Krimkrieges.)

Die Ausfahrt aus dem Kriegshafen Sebastopols ist womöglich interessanter als die Einfahrt. Das Schiff muss viele Wendungen, Umdrehungen und Schwenkungen machen, ehe es unter die Kanonen der Artillerie-Bucht gelangt. Dann passiert es die vorgeschobene Constantin-Batterie (welche nicht mit dem gleichnamigen Fort identisch ist) und steuert, nachdem es die Stadt ganz umfährt, an den Wällen der Südseite ins offene Meer hinaus. Auf der Weiterfahrt nach Jalta steigen die horizontal gelagerten Sandsteinfelsen der Küste bis zu fünf Meter über dem Wasserspiegel. Sie ist mehrfach zerklüftet und weist eine Menge Einschnitte auf. So wie am Cap Matapan in Griechenland, so ist auch das Cap Chersones, welches das Schiff in einem Winkel von 45 Grad umfährt, stets unruhig. In gerader Linie geht der Cours zum Cap Fiolent, auf dessen ins Land sich erstreckenden Höhen sich die französischen, englischen und italienischen Friedhöfe aus den Kriegszeiten befinden. In Windungen schlängelt sich oben die Straße nach Inkerman. Am höchsten aber ragt der Klosterbezirk von St. Georg hervor, mit grün und rothbraun schillernden Dächern, blauen und weißen Maueranstrichen, einem schlanken, viereckigen Thurm, dessen Kappe oder Helm stahlgrün im Licht der Sonne erglänzt. Weitläufige niedere Gebäude, Arcadenbauten, Landhäuser, kuppelgekrönte Kapellen ziehen sich, von Blumengewinden überschüttet, bis zum steilen Felsengehänge der Küste. Eine breite Bucht schneidet von Nordost hinein, in ihr steigen zwei einzeln stehende, röthliche Felsen in romantischen Formationen auf. Das liebliche Panorama wird von einem kahlen Felsenkranze umschlossen. Ein wenig den Schleier der Mythologie lüftend, gewahrt man hier das alte Vorgebirge Parthenium, wohin das Heiligthum der Artemis, in dem Iphigenie, das Land der Griechen mit der Seele suchend, Priesterin war, verlegt wurde. Dann kommt die tiefeingeschnittene Bucht von Balaklawa,

auf deren breitem Vorland, am Fuße eines Schlosses und thurmgekrönten nackten Gebirgsrückens, enge aneinander geschmiegt, niedliche Häuschen eine anmuthige Ortschaft bilden. In diesem schmalen Gewässer ist während des Krimkrieges das französische Transportschiff „Antilope" mit 700 Mann versunken. Die Lästrigonenbucht in Homers Odysseus soll die Bucht von Balaklawa sein.

Während das untere Gestade nun die kräftigsten Formen südlicher Zonen annimmt, breitet sich oben das romantische Baidar-Thal aus, dessen Kunststraße, aus dem Felsen gesprengt, Felsenthore und -Tunnels durchzieht. Die steinigen Scenerien des „Baidarthores", mit dem Durchblicke auf das Meer, einem sich massiv thürmenden Riesenfelsen, dessen Plateau eine Kirche im russischen Style trägt, würden dem geschicktesten Decorationsmaler eines Hoftheaters zur Ehre gereichen. Mit der Umschiffung des Cap Saritsch ist der südlichste Punkt der tauriſchen Halbinsel erreicht, und hier blicken schon die Spitzen des 1316 Meter hohen Ai Petri dem Reisenden entgegen.

Die kaiserlichen Lustorte Oreánda und Livadia erglänzen ockergelb aus tiefstem Grün. Wer die stolz gewachsenen Bäume hoch ins Blaue ragen sieht und deren würzigen Duft einathmet, den die Luft auf das Schiff herüberträgt, der denkt wohl kaum an die Verästelung der Wurzeln tief am Waldesboden! — — In dem kleinen Palast zu Livadia ist bekanntlich Alexander III. Ende October 1894 gestorben.

Auf Deck entsteht nun jene gewisse sensationelle Bewegung, die immer wichtigen Ereignissen vorangeht, sie ankündigt. Das Schiff nähert sich dem Rayon von Jalta, dem fashionablen Sommer- und Herbst-Sejour des russischen Adels, einer Welt voll höchster Ansprüche, einem Gelände, aus dessen Grün und Laubkronen schimmernde Villen im tartarischen Geschmack herausleuchten. Auf einmal ist es in der Reisemenge still geworden. Das sonnige Lächeln leuchtet heute zum letztenmal dem Felsensturz; es wird Abend und Glockentöne ziehen über die Fluthen. Wir glauben ein Ave Maria zu hören; wir glauben dort unten im Hafen rauhe, sonnverbrannte Fischer in ihren Segelbooten auf die Knie fallen zu sehen, zur gnadenreichen Gottesmutter

um glücklichen Fischfang, um Schutz zur See, um gnädige Erhaltung von Weib und Kind daheim beten zu hören.

Plötzlich ist laue Südnacht mit dem ganzen Sternenbrevier über die Landschaft hereingebrochen — ein Blick auf das im Halbrund dem Meer sich anschmiegende Jalta, auf die Landhäuser, auf russisch Datschen genannt, auf das satte Grün seiner welligen Höhen, auf das dunkelrothe massige Gebirge, welches die

Kasbék-Gletscher im Kaukasus.

eisigen Winde der jenseitigen Steppen zurückdrängt, erschließt ein Bild abgeschlossener Ruhe und harmonischer Einheit.

Eine schwere Hand legt sich uns wohlwollend auf die Schulter; Gendarmerie-Oberst Manschuk, mit dem wir auf dem Schiffe bekannt geworden sind und der hier aussteigt, sagt uns Adieu. Nach vierzehnjähriger Dienstzeit in Ostsibirien, wo auch das liebenswürdige mitreisende Töchterchen geboren wurde, ist dem zwar etwas rauhen, innerlich aber seelenguten Soldaten eine Badecur in Jalta zu gönnen. Die schöne Welt, die den Dampfer bevölkerte, verläßt uns. Nur wir und ein Berliner

Reisender in Cuivre poli bleiben zurück. Wir benützen die Zeit des Aufenthaltes, um mit Herrn Müller (welch seltener Name!) in einem mit Plachen gedeckten Wägelchen, welche genau so auf Gibraltar zu sehen sind, die heiße Stadt zu durchfahren. Ein langer Pier, wie in Ostende, erstreckt sich zur Landungsbrücke, die von einer bunten Volksmasse umgeben ist. Der Quai, der Garten, der Promenadeweg, der Cursaal sind mit seinem Publicum besetzt. Wenn der Russe elegant ist, dann ist er es im besten Sinne des Wortes. Wenn eine Russin schön ist, dann gleicht sie den majestätischen Gestalten aus der „Edda". Beides ist hier der Fall.

Nebelhaft verschwommen, dem Auge kaum sichtbar, läuft in silberhell glitzernden Ferne die zarte Linie des Meereshorizonts, der Mond gießt sein mildes Licht aus über Land und See, über Blüthen und Früchte, über Reben und Oelbäume. Orangen funkeln wie goldene Sterne unter den Blättern hervor. Ein angenehmes Empfinden theilt sich unserem Wesen mit, ein ruhiges Gehenlassen der Seele, ein classisches Genießen des schönen Augenblickes!

Die elektrischen Bogenlampen lassen aus dem Halbdunkel bei den tatarischen Kaufleuten im Bazar Körbe mit Weintrauben herausleuchten, Weintrauben wie man sie in Größe und Qualität in Italien gewiss nicht kennt ... In schwerer Menge ist ein duftendes Füllhorn der allgütigen Natur ausgeschüttet: Obst und Früchte des Südens, würdig der Palette der Farbensymphoniker aller Zeiten!

Auf der Weiterfahrt folgen Jaltas landschaftliche Rivalen, Nikita, Gursuff, Alluschta, Sudák. Keines kann den Vergleich aushalten. Gursuff ist interessant, weil im Jahre 1820 Puschkin dort lebte. Einige Datschen (Villen) sollen Mursen, tatarischen Edelleuten, gehören. Nikita besitzt eine große Weinbauschule, aus welcher das im Lande berühmte Rebenblut Nr. 18 und Nr. 20 herstammt. Man liebt es in Russland, die inländischen Weine nicht mit Namen, welche nur den importierten gegeben werden, zu belegen, sondern mit einer Zahl zu benennen. Die hier angeführten repräsentieren die edelsten Sorten in Roth. Eigentlich sind sie schwarz und schwer, aber mit feinwürzig

duftender Blume. Allerdings schlummert in diesem Weine nicht die göttlich lachende Heiterkeit, die uns in unseren österreichischen, ungarischen, deutschen oder französischen Weinen erfreut. Der lustige, junge Bacchus ist eher im Gumpoldskirchner und im Rheinwein seßhaft.

Die Wein- und Agrumenanpflanzungen der Krim bieten sich in übersättigender Fülle in enormer Fruchtbarkeit dar; bis nach Feodosia ziehen sich in zauberhafter Anmuth die Weingärten. In diesem von Sebastopol über kaufmännischen Wunsch hierher verlegten Handelshafen sind werthvolle Traubenculturen vorhanden.

Jenseits von Feodosia erstirbt der heitere Charakter in der Küstenlandschaft, und die Luft des Nordens weht uns bei Umschiffung der Landzunge entgegen. Der Dampfer biegt nordöstlich in die Straße von Kertsch und gelangt in den Bereich des Asow'schen Meeres, welches durch die eben durchfahrene Bosporidenstraße mit dem Pontus Euxinus in Verbindung steht.

Kertsch-Jenikále, eine sich sowohl am Meere wie am Gebirgsabhange in Breite und Länge dehnende Stadt, liegt mit ihren Befestigungen am Eingang zum Asow'schen Meere. Von den Ebenen Stawropols, vom Kuban'schen Landstrich, aus dem Gouverment des Don'schen Heeres fegt der Wind in seinen düsteren Gassen. Eine wichtige Dampferroute führt nach Taganrog, dann weiter die Eisenbahn nach Rostow am Don, Asow sowie in die östlichen Gouverments. Die Stadt liegt am Fuße eines kahlen Gebirgszuges, stellenweise auf seinem Rücken. Eine lange Hauptstraße und zwei Marktplätze weisen auf lebhaften Handelsverkehr. Sie ist im Halbkreise von hohen Bergen umgeben, die mit Kurgans, alten Grabeshügeln, besäet sind. Kurgans nennen die Russen jene kegelförmigen Erdaufwürfe oder Hügel, die man in bestimmten Gegenden, besonders in den südlichen Steppen Rußlands findet. Hier tragen einige wenige noch merkwürdige alte steinerne Bildsäulen. Unter den verschiedenen Vermuthungen über ihre Entstehung ist die, die sie für Grabstätten erklärt, die wahrscheinlichste, da die meisten Kurgans die aufgegraben wurden, sich als solche erwiesen. Jenseits der Berge gähnen nach der Landseite Steppen ohne jede

Vegetation. Kertsch war die Residenz der Bosporiden-Könige, an deren Herrschaft das Grab Mithridates VI., Reste einer Akropolis und der sogenannte „Steinerne Thron" Mithridates' auf der Höhe erinnern. Im Vorblicke von unten machen sich die Tempelreste mit Säulen, Cella und Capitälen selbst in ihrem trümmerhaften Zustande noch gut. Wir haben den Berg erstiegen, um den alten „römischen" Tempel, dessen Decke auf dem Boden liegt und dessen Säulenschäfte übertüncht sind, näher zu beschauen. Sarkophage, Denksteine, Architrave, Inschriftenblöcke liegen ordnungslos umher.

Wir hatten bei dieser Excursion das Glück, bedeutende archäologische Funde bloßlegen zu sehen. Das Haus und die Bäder Mithridates' lagen ausgegraben in ihrem Grundrisse auf der Höhe vor uns. Der Präsident der kaiserlichen archäologischen Commission Graf Bobrinski und der Geschäftsführer der Commission Ssussslow sind eben in Kertsch anwesend, wo sie zur Besichtigung der von dem Director des örtlichen Museums Duhmberg bewerkstelligten hochinteressanten Ausgrabungen auf dem Mithridates-Berge eingetroffen waren. Entdeckt wurden Hermen, Frescomalereien, das Fundament eines Tempels, wahrscheinlich eines Herkules-Tempels, sowie die berühmte Katakombe Stassows, welche seit dreißig Jahren als vernichtet betrachtet wurde.

Auf die im Grabe des vielgenannten Königs Kul Oba sowie des Mithridates — schon in früheren Zeiten — gefundenen Goldsachen, welche sich jetzt in der Eremitage zu St. Petersburg befinden, kommen wir noch zurück.

Vom historisch-düstern Berg wendeten wir uns zu den satirischen Einwohnern von Kertsch. Sie scheinen etwas von dem beißenden Spott, den Mithridates gegen die Heere Lucullus' richtete, in ihrem Blute zu haben. —

V.

In den Kaukasus.

Der Europa von Asien scheidende Grenzwall ist die natürliche Fortsetzung der Kalkgebirge der Krim, welche durch die Straße bei Kertsch unterbrochen werden.

Derselbe Schnelldampfer, der in der Relation von Odessa Kertsch anläuft und auf offener Rhede hält (die Passagiere werden in den Hafen mittels Dampfbarcassen gebracht), fährt nach längerem Aufenthalte über Anopa östlich nach Noworossijsk einem geräumigen, runden Hafen, mit enormem Elevator, der die Ladungen von dreißig Schiffen zu fassen vermag. Dieses Wunderwerk von einem Gebäude ist mittlerweile durch Feuer zerstört worden.

Noworossijsk ist eine wichtige Handelsstadt und für das mittels Bahnen verbundene Hinterland der einzige Stapel- sowie Umschlagplatz. Die Stadt liegt malerisch auf dem Bergabhange, steigt im Halbkreise concentrisch an und bietet ein farbiges Bild mit den weißen, gelben und blauen Häusern, mit den rothen Dächern sowie den grünen Kuppeln der vielen Kirchen.

Bei der durch hübsche nautische Manöver bewirkten Ausfahrt aus dem Hafen entfaltet sich bei südlichem Course ein Panorama wie in der Schweiz; das buchtenreiche Küstengebirge steigt steil in Abschnitten aus dem Wasser auf. Spärliches Gewächs bedeckt die im Hintergrunde blauenden Kämme — noch umfängt uns ein Hauch heimatlichen Zaubers in diesen Bergen von

mitteleuropäischer Formation: die Mündung des Kuban hinter, die ostpontische Küste vor uns, mit dem schimmernden Meer und der blendenden Sonne am tiefblauen Himmel. Die classischen Formen der Berggipfel mit ihrer zarten, duftigen Färbung lassen uns wissen, dass wir bereits im Kaukasus sind!

Das Verdeck hat eine neue, uns bis jetzt fremde Physiognomie angenommen. Der Beschmet, der so charakteristische Tscherkessenmantel und der langschößige Kaftan werden sichtbar, die hohe kugelförmige Lammfellmütze der Kaukasier, die Patronen an der Brust, der krumme Säbel mit silbernem Griff am silbernen Gehänge in geschmückter Scheide. Der faltige Taillenmantel, offen an der Brust getragen und der wiegende Gang, die stolze, gerade Haltung dieser Männer vom Kriegshandwerk führen uns in eine neuartige Welt. Dort wieder, an Backbord, steht ein Rudel Kosaken mit orientalisch melancholischem Ausdruck, jeder unausgesetzt Cigaretten rauchend. Der bis an die Zähne bewaffnete Trupp ist als „Räubercommando" in das Innere des Landes designiert.

Die russischen Kosaken sind in zehn Heere eingetheilt, unter denen das donische und kubanische die größten sind. Die Friedensstärke sämmtlicher Kosakenheere beträgt beiläufig 60.000 Mann, die Kriegsstärke beiläufig 150.000. Der „Ataman", Höchstcommandierende aller Kosaken, ist der Thronfolger.

Während bis hierher das Schwarze Meer seinen bösen Ruf glänzend widerlegte, fieng das Schiff plötzlich zu stampfen, später zu rollen an. Das Meer ist unruhig geworden, von den zahlreichen Ortschaften an der Küste konnten viele gar nicht berührt werden. Vor Guelendjik, wo der Dampfer gewöhnlich auf offener Rhede hält, entfernte er sich vom Cours, um den brandenden, schaumgepeitschten Wogen des Litorales zu entgehen. Weiter draußen war aber hohle See — mare morte, wie der Italiener sagt — die Sturzwellen giengen immer höher und höher, sie begannen bereits die Eichenbohlen des Verdecks gründlich reinzuwaschen! Die Schraube konnte dem Anprall der rasenden See nicht widerstehen, das Fahrzeug lavierte, ja es trieb wie willenlos umher, es war ein aussichtsloser Kampf gegen Sturm und Wasser!

Die Bewohner vom entfernten Gueleudjik sahen aus ihrem sicheren Port dem Schauspiel auf dem Meere mit Theilnahme zu. Vom Hafen stieß eine Barke mit Reisenden ab, welche zu uns herüberruderten. Aber mit welch übermenschlicher Kraft, mit welcher Todesverachtung und herrlicher Kühnheit lenkten die kampfgeübten Männer die schwache Barke durch die vom Sturm gepeitschte See! Bald hoch oben auf einer thurmhohen Woge,

Tamasafort in der Darielschlucht (Grusinische Heerstraße).

bald unten in einer tiefgehenden Wellenfurche, schwankte der Kiel nach rechts, nach links, bis die Haken des Dampfers die heroischen Ruderer an Steuerbord auf das Fallreep zogen. Bei Djonbga wiederholte sich dieses Accidens von Ausschiffung und Aufnahme; es war sogar noch ärger. Das Schiff wurde auf der Rhede, wo es fahrplanmäßig halten sollte, vom Winde um die Achse gedreht, der Sturm gieng mit aller Macht los. Wie der Donner von Belagerungsgeschützen erdröhnten seine vehementen Stöße gegen die Planken des Schiffes. Die Windsbraut, die Verlobte des Sturmgottes, umkreiste pfeifend, zischend, singend und heulend die

Masten. Am Bug oder Achterdeck zu verweilen war mit Lebensgefahr verbunden. In unsere Cabine drang durch die lose, geschlossene Fensterlucke eine murmelnde Wassermasse, alles verwüstend. Scheffelweise trugen die Matrosen und Stewards den gefährlichen Eindringling davon und gaben ihn seinem Element zurück. Der aus West tobende Ocean hielt Tag und Nacht an — die Stationen Adler, Mont Athos und Suchum-Kalé konnten nur mit größter Mühe angelaufen werden. Ueber die nun sichtbare Centralkette des Kaukasus ziehen sich schwarze Wolken zusammen, und schwerer Regen prasselte nieder auf die aufgeregte See. Die Wogen zerschellen am Schiffspanzer und bieten in ihrer Raserei ein furchtbares Bild. In Poti kann gar nicht gelandet werden. Drohende atmosphärische Klumpen ballen sich in der Luft, vom armenischen Hochlande über den Elbrus getrieben, finster zusammen. Hundert Passagiere und 3000 Pud Fracht, für Poti bestimmt, müssen bis Batum mitgenommen werden, wo wir endgiltig zur Ueberzeugung gelangten, dass das Schwarze Meer den schlechtesten Ruf verdient!

Wie mit einem Handgriff des Maschinenmeisters auf der Bühne die Nacht dem Tage, der Mond der Sonne weicht, so gieng in Batum nach vollzogener Landung das schönste Wetter auf. Aromatische Duftwellen werden eingeathmet, und die Entfaltung eines reichen animalisch-vegetabilischen Lebens gaukelt den Sinnen die Zone der Tropen vor. Ungehegt und ungepflegt blühen Mandel- und Olivenbäume; Reben und Rosen ranken sich um die Stämme breitschirmiger Pinien, im wuchernden Grün stehen friedliche Cypressen. Die feuchte Luft und milde Vegetation fördern den üppigen Pflanzenwuchs, besonders in dem 1885 angelegten Alexander- oder Stadtgarten, wo Magnolien und schöne Abies Excelsas, Ficus, Cacteen, Palmen- und Nadelhölzer wunderbar gedeihen. Am Strandboulevard glaubt man sich auf der Promenade des Anglais in Nizza. Der Gischt und die Brandung arbeiten unaufhörlich, wie ein Uhrwerk der Natur, an der klippenreichen Küste. Mit vollem dunkelrothen Feuer sinkt die Sonne im Horizont des Westens unter.

In dem Parkclub, am Anfang des Boulevards, spielt die Militärcapelle Wiener Walzer, und ein liebenswürdiges Publicum

lauscht den melodischen Klängen des Dreiviertel-Taktes, jeden Takt wie eine kostbare Frucht aus dem Garten der Seligkeit mit Aug' und Sinn genießend. Die verführerischen Töne klingen nach in den orientalischen Straßen, vibrieren bis in die freundlichen Villen mitten unter belaubten Bäumen. Auf den flachen Dächern der im russischen oder im einfachen Styl gebauten Häusern lauschen reizende Frauen von zärtlichen Endymions umgeben, dem Brausen des Meeres und die alttürkisch bunt gekleidete Bevölkerung huscht pantomimisch durch die stillen Gassen. Im neuen, nordwestlichen Theil rufen die Glocken der im altrussisch-byzantinischen Styl gehaltenen, noch unvollendeten Kirche Alexander III. zur Vesper, und die bauchigen, vorderhand kreuzlosen Kuppeln lasten massig-schwer auf dem gefälligen Bau.

Am Hafen, der ein gut Stück an die Marina zu Smyrna gemahnt, arbeiten hunderte von Händen an der Bergung des von Baku mit Cisternenwaggons gebrachten Petroleums, werden Hölzer, Häute, Wolle, Seide ein- und ausgeladen. Soldaten und Zigeuner, Juden, Christen, Türken vergnügen sich vor den Schenken an Schaslik, klein geschnittenen, am Spieß gebratenen Hammelstückchen oder an Gipapschita, am Rost gebratenen Würstlein aus Lammfleisch, oder auch an Brschola, einem stark ausgebratenen Stück Rindsrippe, und trinken den schwarzen, jungen, schlecht behandelten Kaukaserwein aus Schalen und irdenen Töpfen dazu.

Die Dampfercourse setzen sich von Batum nach Trapezunt, Samsun und Sinope längs der armenischen Küste zum Bosporus nach Constantinopel fort. Das Bahnsystem von Anatolien und dem armenischen Hochlande wird in Flügellinien über Erzerum und Kars vom Hauptstrange Cäsarea-Bagdad-Persischer Golf in den Kaukasus fortgeführt werden.* Kars-Tiflis sind auf diese Weise miteinander bereits verbunden.

Der Bahnhof in Batum bietet eine Musterkarte aller kaukasischen Völkersplitter und -Trachten. Die Aufschriften und Kundmachungen sind in drei Sprachen: russisch, persisch und arabisch. Der Bahnstrang umzieht im großen Bogen die Stadt,

* Siehe „Vom Kreuz zum Halbmond" von Jacques Jaeger, Wien 1894. (Literarische Anstalt L. Rosner.)

berührt den Petroleumhafen und geht nordöstlich als zweigeleisige Hauptbahn ersten Ranges bis Tiflis.

Auf den kaukasischen Bahnen herrscht die größte Freiheit der Bewegung und des Verkehres der Passagiere, etwa so wie in Spanien oder in Griechenland. In den Stationen kann man während des Aufenthaltes alles Mögliche und Unmögliche kaufen: lebendes und todtes Geflügel, junge Schweine von allerdings häßlicher Rasse, kleine Kälber u. s. w. Längs der Bahn zieht sich der Telegraph nach Indien, die parallel laufenden Wege und Straßen sind in schlechtem Zustande, die Bauernhäuser auf der ganzen Strecke sind in tatarisch-indischem Styl, mit kleiner Säulenvorhalle und ohne Stockwerk. Außer üppigem Laubholz gedeihen Tabak, Mais und Wein, letzterer am besten dort, wo das Terrain ansteigt. Die Weinregion in Rußland ist eine Fläche, die zum Beispiel Frankreich mindestens zweimal an Größe übertrifft, der Weinertrag höchstens aber nur $^1/_{20}$ Percent der französischen Fechsung. Ambulante Hausierer durchwandern den Zug während der Fahrt und bieten sehr schöne Trauben zum Kaufe an, aber auch Matten, Seide, Stickereien sind bei ihnen feil.

Während der Fahrt in der breiten Fruchtebene des Rion hat man den Ausblick auf das Pontische Gebirge. Die erste wichtige Station ist Samtredi in der Landschaft Imeretien. Nach mehrtägiger Fahrt kann man Sugdidi, die Hauptstadt der mingrelischen Fürstenfamilie Dadian, die seinerzeit für den bulgarischen Fürstenthron prädestiniert war, erreichen. Von Rion zweigt eine Linie nach Kutais ab, einstens die Hauptstadt des alten Kolchis. Im Schatze des nahen Klosters Geláti wird die imeritinische Königskrone gezeigt.

Aus der kolchischen Ebene bei Kwirily, wo der reißende Fluss gleichen Namens eben eingedämmt wird, steigt die Trace an, weshalb zwei Locomotiven dem Zuge vorgespannt werden. Bis Warwárino sind eine Menge Viaducte und Kunstbauten, dann öffnet sich der finstere Schlund eines Tunnels, dem ein vier Werst langer zweiter Tunnel folgt, der sich durch den Rücken des Surám, eines Imeretien von Georgien trennenden Gebirges, bohrt. Diesseits des gewaltigen Objectes, am Eingang,

also an der Westseite desselben, steht auf breiter Unterlage ein Obelisk mit einem dreiflügeligen russischen Adler als Erinnerungszeichen der Vollendung des großartigen Bauwerkes. Wenn man in das Thal des Rion hinabblickt, gewahrt man noch einen Schienenstrang mit einem Tunnel; früher verkehrten die Züge unten, wegen des wildschäumenden Flusses aber musste die Bahn in Serpentinen höher hinauf verlegt werden, was Millionen von

Hafen von Petrowsk am Kaspischen Meer.

Rubeln gekostet hat. Jetzt freilich macht die verlassene Trace einen ungewöhnlichen, eigenartigen Eindruck.

Nach sechsstündiger Fahrt erreicht der Zug Michailowo. Von hier zieht sich bis Batum hinab längs des Geleises eine 300 Werst lange Rohrleitung zur Beförderung des Petroleums. Die Anlage hat drei Millionen Rubel gekostet und hat den Zweck, die Bahn, welche das aus Baku kommende Rohproduct in seinen enormen Mengen nicht befördern kann, zu entlasten. Die eisernen Rohre liegen theilweise frei auf dem Felde, theilweise in der Erde. Auf der ganzen Strecke, auf allen Stationen

spürt man den Petroleumgeruch. Zwischen den Schienen bilden sich Lachen und Tümpel des während der Fahrt ausgeronnenen Productes. Sämmtliche Locomotiven wie Maschinen werden statt mit Kohle mit Petroleum geheizt, nicht nur im Kaukasus, sondern in Russland überhaupt. Die Construction der Kessel ist eine dementsprechende. In langem Zickzack, durch ödes Felsengelände hat sich der Zug emporgewunden. In der Ferne sieht man Trümmerhaufen — je näher man herankommt, desto deutlicher werden die Massen, die übereinanderliegenden Steine gleichen scharfkantigen Ecken; regelmäßige Einschnitte, Mauern und Zinnen alter georginischer Burgen sind zu erkennen. Im Vordergrunde thürmen sich bewaldete Berge in die Höhe. Der Fremde steht neuartigen Höhen- und Flächenformationen, aber auch neuen Clima- und Culturverhältnissen gegenüber. Es sind also nicht die Berge allein, die in welligem Steigen sich vor ihm erheben, nicht die von oben herunterziehenden, tiefe, scharfe Furchen schneidenden Fiumaren, sondern auch die Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung, welche zu Betrachtungen anregen.

Michailowo entsendet einen Bahnstrang nach dem Mineralcurort Borshóm, dessen Wasser mit jenem von Gießhübl concurrieren will, aber nicht kann, weil in Borshóm, ebenso wie in Abás-Tumán, dem vornehmen südkaukasischen Badeorte, in welchem der russische Thronfolger im Sommer 1899 verunglückte, mehr Gießhübler als heimische Quelle getrunken wird.

Ueber Gori braust der Zug an der tief rauschenden Kura-Schlucht durch Georgiens Hügellandschaft nach Tiflis.

* * *

Kaum hat man den Boden von Tiflis, der Hauptstadt von Kaukasien betreten, beherrschen uns schon die Stimmung und das Gefühl des Orients. Der Orient spricht zu unserem Herz und zu unseren Sinnen, und unwillkürlich mussten wir bei der Einfahrt in die mondbeglänzte Stadt an „Tausend und eine Nacht" denken, wo Kaufleute oder verkleidete Prinzen ihren nächtlichen Einzug halten in eine unbekannte Märchenstadt mit Thürmen, Kuppeln und Minarets.

In demselben modernisierten arabischen Styl wie in Batum ist auch der Bahnhof zu Tiflis erbaut. Die Beibehaltung dieser Stylgattung bei öffentlichen Gebäuden ist eine Concession an die Bevölkerung. — In träumender Ferne grüßen die Kaukasischen Alpen aus dem steilen Kamm- und Kettengebirge herüber; steinige Gebirgseinsamkeit umfängt die inneren lichten Höhenzüge, deren Gratsenken bis an die Thalspalten der tiefen Kura, deren Flussbett mit Schiffmühlen besetzt ist, reichen.

Wenn man den Thalkessel von Tiflis überblickt, so wundert man sich, wie die 160.000 Einwohner hier Platz finden. Die kahlen Bergwände rücken das ebene Territorium sehr zusammen, weshalb die Bewohner, ähnlich wie in Karlsbad, in die Höhe zogen. Im Norden befinden sich die neuen russischen Quartiere, im Süden jene der Eingeborenen, etwas tiefer die Heimstätten der Grusier. Die engen Gassen und Gässchen ziehen sich amphitheatralisch die Berge hinan — ein Haus steht gleichsam über dem anderen. Die Bauart der orientalischen Gebäude ist eine unbestimmte, undefinierbare. Ein Gemisch von Willkür und Phantasie, von Einheit und Regellosigkeit, von Geschmack und Barbarei prägt sich in den wirren Gassenzeilen aus. Arabisch, indisch, persisch, türkisch, byzantinisch, russisch, europäisch, planlos hingestellt, ohne Symmetrie, sind die armenischen und asiatischen Viertel. Höchst malerisch in der Perspective ist der Scheata-Markt mit einer architektonisch vollendeten Moscheenaltane, die oben eine säulenartige Balustrade mit spitz auslaufender Kuppel trägt. In Bazaren von reinem orientalischen Charakter werden von Persern und Armeniern Seiden-, Leder- und Schmuckwaren verkauft. Haupthandelsartikel sind Teppiche und Silberfiligrane. Hundert Jahre sind vorübergangen, seitdem Tiflis aus persischer Herrschaft unter das russische Scepter kam, aber national-russisch ist es nicht geworden. Das bunte Völkermosaik, das über siebzig Sprachen spricht, ist in allem und jeglichem ein orientalisches Natur-Kaleidoskop geblieben. Dazu trägt der bedeutende Transitverkehr mit Persien Wesentliches bei. Auch für den Weltverkehr besitzt Tiflis eine bevorzugte Lage, es ist der Stapelplatz im Handel zwischen Europa und Asien in weiterem Sinne, und zwischen Cis- und Transkaukasien. Dieser Verkehrs

aufschwung hat ein buntes, aus den entgegengesetzten Gegenden zusammengeführtes, aus den heterogensten Elementen zusammengesetztes Menschengewimmel, wie es sich wohl an keinem anderen Orte der Erde wiederfinden mag, hierhergebracht! In diesem Tohuwabohu fallen die Armenier durch ihren Reichthum, aber auch durch ihre unmoralischen Eigenschaften auf. Sie verschlucken, um sich der Zahlungspflicht zu entziehen, Wechsel vor Gericht, und nicht selten enden Proeesse mit Revolverschüssen. Mit den Kaukasiern wetteifern sie im Schwören falscher Eide . . .

Originell sind die Armenier im Anpreisen von Handelsartikeln:

„Waren werden mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel befördert."

„Wir verpacken unsere Waren mit einer Sorgfalt wie sie eine junge Frau ihrem Gatten erweist."

„Unsere Seidenstoffe und Satins sind so weich wie die Wangen einer hübschen Frau."

„Druck klar wie Krystall, Text elegant wie der Gesang eines jungen Mädchens."

Die kaukasischen Stämme zeichnen sich durch Kühnheit und kriegerischen Sinn aus. Das haben sie bei der Eroberung des Kaukasus, wo sie sich mit Todesverachtung den Russen entgegenstellten, bewiesen. Als Reiter sind sie ohnegleichen: sie sitzen auf dem Pferde ohne Sattel und Bügel. Ein Menschenleben hat bei ihnen fast gar keinen Werth, und die jetzt sieben Millionen starke Bevölkerung — mehr Männer als Frauen — geht stark zurück. Turgenjeffs Frage in seinen „Briefen": „Wenn der Mensch sich nicht selbst vernichten wollte, wer könnte ihn vernichten?" ist auf die kaukasischen Anschauungen wie gemünzt.

Ebenso mannigfaltig wie die Architektur, wenn man anders dieses Wort hier anwenden darf, ebenso viele Variationen weisen die Trachten auf. Von einem schönen Costüm kann man nur bei den Frauen sprechen. Armenierin und Georgierin legen besonderen Werth auf die Kopfbekleidung, welche aus einem Diadem, befestigt auf schmalem schwarzen Sammtreifen, besteht. Mitten auf der Stirne ist ein Stern angebracht. Vom Kopf bis auf die Schultern fällt ein feiner, seidener Schleier, reizend gewebt. Darüber ein noch feineres Seidentuch als Baschlik; bei Witwen ist das

Tuch aus schwarzer Wolle. Bei den eleganten und schönen Georgierinnen ist die Kleidung mehr europäisch modernisiert; manche entfernt sich vom guten Geschmack so weit, dass sie auf der Straße ein Unding trägt, das einem Frisirmantel gleicht.

Reichere und jüngere Damen tragen einen leichten, lustigen, schwarzen Ueberwurf, der mit einer rückwärts gebundenen Schärpe emporgezogen wird und, wie ein venetianischer Schleier über

Hafen von Baku.

Scheitel und Oberkörper gewunden, Antlitz und Büste lustig drapiert.

Durch das nationale Gewand wird die Georgierin, selbst wenn sie häßlich ist, schön, durch die moderne europäische Kleidung, selbst wenn sie wie eine Venus ist, abstoßend. Wahre Schönheiten haben wir nur auf dem Lande gesehen, — allerdings ist auch des Abstoßenden genug zu finden.

In der Beurtheilung der Männer hingegen spielt nicht so sehr die Tracht, als die Physiognomie die wichtigere Rolle. Sie sind hübsch, kräftig und energisch. In ihrem Wesen liegt ein Gemisch von

Verwegenheit und List, das Abbild von punischer Habgier, grausamer Gewaltthätigkeit und hinterlistiger Treulosigkeit. Die wenigsten können lesen oder schreiben, die Geschäfte führen daher auf den Firmenschildern neben der Schrift die verkäuflichen Artikel auch gemalt an. Die Illustration ersetzt das geschriebene Wort. Sie sind auch dem Trunk ergeben und der Faulenzerei, der sie Tag und Nacht in den persischen Läden obliegen. Sie huldigen der Liebe nach dem Grundsatze „jedes Bienchen aus jedem Blümchen sich sein Schöppchen saugt", und außer der Frauenanbetung wird noch viel Pferdecultus getrieben. Wir berufen uns auf Lermontoff's „Held unserer Zeit":

Wohl reich ist unser Land an schönen Frauen,
Und ihre Reize rühmt man weit und breit;
Süß ist's, in ihrer Augen Gluth zu schauen,
Zu kosten ihrer Liebe Seligkeit.

Doch süßer leuchten mir der Freiheit Strahlen,
Und höher schätze ich mein braves Pferd:
Ein gutes Roß ist nimmer zu bezahlen —
Vier Frauen tauscht man ein um Geldeswert . . .

Was gleicht dem Muth des Rosses, seiner Schnelle,
Was seiner Treue und Beständigkeit?
Der Frauen Sinn ist launisch wie die Welle
Und wechselnd wie das Wetter und die Zeit!

In keinem Lande der Erde wird man so viele Adelige finden wie im Kaukasus. Im Gouvernement Tiflis allein sind nicht weniger als 21.000 Fürsten. Im Bereich des ganzen Generalgouvernements sollen deren 67.000 sein. Sie sind aber auch danach! In Tiflis ist der Brennpunkt ihres merkwürdigen Treibens ein Tingl-Tangl, welches aus einem sogenannten „Wintergarten" und einem Hof, der „Sommergarten" getauft wurde, besteht. Je weiter man nach Osten dringt, wird das Leben theurer, und der Speisezettel dieses Etablissements weist bei geringen Leistungen recht hohe Preise auf. — Dem servierenden Kellner wird das Gewünschte nicht mündlich bekanntgegeben, sondern auf einem Blatt Papier mit dem an der Karte befestigten Bleistift notiert. Sehr viele von den „Fürsten", welche als Adelige mit weißem

Beschmet und mit hoher weißer Lammfellmütze bekleidet sind, können aber nicht schreiben, und rufen daher laut die verlangten Speisen oder Getränke durch den Garten dem Kellner nach.

In einer Ecke aber ist ein Podium aufgestellt, eine Art „Bühne" mit Vorhang, auf dem Frontispice die Allegorie des Gesanges und der heiteren Muse. Die offene Scene wird mit einer Gebirgslandschaft als Prospect abgeschlossen, die Coulissen stellen Coniferengewächse dar. Eine Soffite existiert nicht. Vor der Rampe sitzen drei Musikanten und auf den Brettern erscheinen in entsprechenden Zeitdistanzen „Artistinnen" unter Absingung eines Liedes. Die matte Beleuchtung des äußeren Schauplatzes stimmt zum Halbdunkel der Scene. Aus welchen Kreisen, auf welchen Wegen und durch welche Ereignisse eine solche Sängerin in die Tiflíser Bude gelangt, ist eine leicht zu errathende Sache. Es sind Elemente, welche Europa ausgesp—eichert hat, schon in der Heimat tief gesunkene, verkommene Mädchen, welche durch Auftreten im Kaukasus das weibliche Geschlecht entehren. Zu Hause in Folge angeborenen Leichtsinnes oder sorgloser Erziehung verführt, steigt das schlecht behütete Mädchen in ihren Ansprüchen an Dasein und Genuss, sinkt aber immer tiefer in der Moral. Jedermann weiß es, am besten sie selbst, nur ihre Eltern sind gegen die fressende, ätzende Verderbnis blind, nur sie allein sehen nicht das gefärbte Haar, die geschminkte Wange, den Ausdruck erlebter Sinnlichkeit in Kleidung, Sprache und Haltung: sie sehen nicht die verlorene Ehre ihrer Tochter! Dann kommt entweder die Flucht, die freiwillige Auswanderung oder irgendein anderes Ereignis, nicht selten eine Anstreisung des Zuchthauses, welche ein etappenweises Verlassen der Heimat rathsam erscheinen läßt. Das Wanderziel ist fast in allen Fällen der Orient, Belgrad gewöhnlich die erste Station, Sophia die zweite (siehe das Capitel „In Bulgarien"), dann folgen Philippopel, Salonichi, Griechenland, Constantinopel, Smyrna; mit Tiflis wird nach Osten abgeschlossen. Es ist die käufliche Liebe, die sich in ihren abscheulichsten Formen zu Markte trägt, die das Singen als Deckmantel zur Preisgebung des feilen und faulen Körpers benützt. Aber die Hetären können gar nicht singen, sie leiern mechanisch, das was sie ohne Gefühl vortragen

ist eine ordinäre Zote, welche bei der urtheilslosen Menge sogar Beifall findet.

Die ausgetragenen Kleider und abgelegten Weiber finden im Orient noch immer Verwendung, finden in Angebot und Nachfrage als gangbare Speculationsobjecte ihren Werth!

Alle civilisierten Staaten: England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, liefern ihre Figuren zu diesem abstoßenden Culturbilde, welches eine krankhafte sociale Erscheinung der Zeit ist.

Freilich ist es in den großen Städten Europas nicht besser, vielleicht schlimmer. Schauspielerinnen, Sängerinnen, Soubretten gewissen Schlages, von einer ihre Aufgaben verkennenden Presse gehoben, erwerben sich ein rauschendes Dasein nicht durch die Kunst sondern durch raffinierten Luxus, durch Bloßstellung ihrer Reize, durch extravagante Thaten. Sie können ohne nervenerregende Emotionen nicht mehr leben, sie dünken sich unerreichbar und unersetzlich, sie genießen und werden genossen, bis die rächende Stunde erscheint, die aus der noch gestern angebeteten Courtisane heute eine vergessene, eine vergilbte, abgelebte Existenz macht.

Die Emotionen der Fürsten von Tiflis also sind die erwähnten „Sängerinnen". Das Lied ertönt von der Bühne, ein Fürst schreit Beifall durch den Garten, andere weisen die Störung zurück, weisen den vorlauten Mann zurecht, worauf manchmal Unbeschreibliches folgt. Er greift in das Arsenale, das er stets als Vorrecht seines Standes bei sich trägt, langt nach einem Dolch oder nach einer Pistole und macht von der Waffe Gebrauch. Derartige Excesse ereignen sich häufig und werden von den Behörden mit Langmuth geduldet. Bei Beschwerden wird kurz erwidert, dass es jedermann freistehe, zurückzustechen oder zurückzuschießen! Erst der gegenwärtige General-Gouverneur des kaukasischen Gebietes ist gegen derartige Ausschreitungen strenger vorgegangen und hat das treffende Wort gesprochen, *dass der Gebrauch einer Waffe gegen einen Wehrlosen unter allen Umständen und von wem immer ein Act der Feigheit und Brutalität ist.* Häufig fürchtet der Zahlkellner die Bezahlung der Zeche zu

fordern, weil der betrunkene Fürst mit dem Messer antwortet, im nüchternen Zustande will er sich an keine Schuld erinnern und erkennt nichts an; das ist allerdings hinterlistig, gemein, betrügerisch, aber nicht fürstlich!

Der gewaltthätige Charakter dieser Gattung Leute äußert sich auch im Auslande. Die Bergakademie zu Leoben in Steiermark, welche als ausgezeichnete Lehranstalt auch von vielen kaukasischen Studenten besucht wird, bot im Sommer des Jahres 1899 einen Beleg hierfür. Dort wurde ein „Fürst" aus Tiflis verhaftet, weil er nächtlicherweile in das Schlafzimmer einer Schauspielerin eindringen wollte. Er wurde auf der Gewaltthat ertappt und dem Gerichte eingeliefert. Er und seine Commilitonen waren darüber erstaunt, dass man in Oesterreich für so etwas bestraft werden kann, denn im Kaukasus würde derartiges als ganz gewöhnliches, nicht zu ahndendes Ereignis betrachtet!

Karabaghinisches Frauencostüm (Kaukasus).

In älteren Zeiten war mit dem Besitze eines gewissen Ausmaßes von Ackerboden auch der Adel verbunden. Der Knjas war nichts anderes als das Gegenstück des Nichtbesitzenden. Dieses slavische Wort wurde, möglicherweise irrthümlich, mit „Fürst" übersetzt, aber ohne dessen Bedeutung im hocharistokratischen Sinne der civilisierten Welt. Nach der Eroberung des

Kaukasus beließ in weiser Erwägung die russische Regierung den unterworfenen Bergvölkern einige ihrer traditionellen Rechte, demnach auch den „Knjas“ und die Erlaubnis des Waffentragens.

Mit der Zeit aber sind diese Fürstenfamilien herabgekommen; die russische Verwaltung machte dem früheren Raubritterthum ein Ende und forderte von jedem den Nachweis von Arbeit und Verdienst. Sie gieng den arbeitsscheuen Rittern hart an den Leib, und so wurde mancher Fürst Koch, Kellner, Kutscher, Briefträger u. s. w. Der Oberkellner des Gasthofes, in dem wir zu Tiflis abgestiegen sind, war ein Knjas, ebenso der Koch, beide anständige, bescheidene, durch ehrliche Thätigkeit brav gewordene Männer.

Der nördliche, europäische Theil von Tiflis weist unter anderen öffentlichen Gebäuden in der sehr langen Hauptstraße eine neue Kathedrale in romanisch-byzantinischem Styl auf. Die Kirche ist auf allen vier Seiten mit erbeuteten orientalischen Geschützen als Trophäen und als ständige Warnung umstellt. Das Innere hat die Form eines lateinischen Kreuzes, ist mit schönen, aber überladenen Decorationen, Malereien und vielen heiligen Bildern in vergoldeten Silberrahmen geschmückt. Vom Heiland ist stets nur der Kopf, und zwar dunkelbraun a tempera gemalt, der Oberkörper ist in Goldplatten geätzt oder graviert. Ein monumentaler Bau ist in dem unteren Theil dieser Straße das neue persische Theater. Das herrliche Foyer ist mit märchenhaften ornamentalen Arabesken überzogen, welche in ihrer Zeichnung und Erfindung sowie Farbenpracht unbeschreibliche Effecte bieten. Das Gold, Blau, Roth reflectiert in Spiegeln an den Schmalwänden wie an der kunstvollen Decke und kommt bei Beleuchtung in Glanz und Decor zur sinnberückenden Geltung.

Der Theatersaal dehnt sich nicht in die Tiefe, sondern in die Breite, während die Bühne geometrisch sich dieser fremdartigen Configuration anpasst. Die Sitzplätze steigen amphitheatralisch wie in Epidaurus an.

Die reichen Sammlungen des Ethnographischen Museums bieten eine lehrreiche Schau in die Geschichte des Kaukasus. Seit mehreren Jahren fahndet ein ungarischer Lebemann nach

Spuren ungarischer Stämme aus der Zeit der Völkerwanderung. Trotz eifrigen Suchens kann man aber nichts von ungarischen Spuren in den Sammlungen finden, während der „gelehrte“ Graf Eugen Zichy aus Budapest doch wiederholt Expeditionen zur Erforschung des Kaukasus anführte, um darzuthun, dass ein Stamm der Magyaren seine Wiege hier gehabt habe. Wir wissen nicht, warum gerade dieser Graf sich berufen glaubt, seinem Volke ein ethnographischer Pfadfinder zu sein, und vermöge welcher Studien er eine so ernste Sache auf sich nahm. Er hat allerdings archäologische und naturwissenschaftliche Gegenstände zusammengebracht, aber ob die Vogulen, Ostjaken, Tscheremissen, Mordwinen, Votjaken mit Avaren und Hunnen verwandt waren, darüber fehlen wissenschaftliche Belege. Die selbständigen Forschungen und Mitarbeiterschaft an der Expedition des Grafen Zichy, der wissenschaftlich gebildeten Männer Dr. Johann Jankó, Dr. Béla Pósta und Ernst Csiky haben uns Respect abgerungen, allein in gutem Glauben abgegebene Hypothesen sind noch keine feststehenden Beweise.

Wir stehen daher den eigenen Forschungen des Ausstellungsgrafen Eugen Zichy mit Skepsis gegenüber und gründen dieselbe auf Anschauungen von Gelehrten, die den Kaukasus gründlich kennen.

Ein noch hervorzuhebendes Charakteristikon der Architektur in Tiflis sind die in letzter Zeit entstandenen, meist einstöckigen Wohnhäuser, deren Fronten viele Fenster haben. Wo wir ein Fenster haben, sind in Tiflis deren zwei. Dasselbe ist der Fall beim Rathhaus in arabischem Styl mit seinem in ein Tabernakel sich verjüngenden Thurm.

Von öffentlichen Denkmälern ist jenes des Fürsten Woronzoff, jenseits der steinernen Brücke über der Kura, erwähnenswerth. Modellierung und Bronzeguss sind künstlerisch durchgeführt.

Das Wort „Marienthal“ hört man im Kaukasus mit besonderem Interesse. Es ist eine von Tiflis über dreißig Werst entfernte Colonie deutscher Ansiedler, auf der Poststraße nach dem weinreichen Kachetien, wo Gott Bacchus Gegenstand hoher Verehrung ist. Die Weinpflanzer sind auch Weinliebhaber,

und die Rebe gilt ihnen, wie den alten Etruskern, als Symbol des Lebens und der Zerstörung.

* * *

Aus dem Chaos bizarrer, zernagter Felsen, die wie aus dem Boden gewachsen scheinen, windet sich die grusinische Heerstraße hervor, die Ciskaukasien mit Transkaukasien verbindet. In zwei Tagen und einer Nacht legt man den beiläufig 280 Werst langen Fahrweg zurück.

Wer den Kaukasus, seine innerste Materie gesehen haben will, muss diese Straße befahren. Ein Blick auf die Karte lehrt, dass diese strategische, theilweise durch eisumpanzerte, todesstarre Einöden des Felsengebirges führende Kunststraße, das Herz des Landes ist. Die Längenfurchen, Gesimse, Spalten und Tobeln, die unten mit stahlblauen Blüthendolden gesegnet sind, sind die Arterien, die diesem steinernen Herzen alpines Leben verleihen.

Der immer weitere Kreise ziehende Alpinismus, die mächtige Anziehungskraft, die das Hochgebirge mit seinen imposanten Naturscenerien, seiner erhabenen Ruhe, mit seiner geist- und körperstärkenden Licht- und Aetherfülle auf die überarbeiteten, nervenschwachen, dem Walten großer Naturkräfte entrückten Menschen der Großstädte immer siegreicher ausübt, werden gerade im Kaukasus den Reisenden bestimmen, die in ihrer Art einzige Fahrt zu riskieren. Zu riskieren! Ja, das ist die richtige Bezeichnung für das Unternehmen. Das Räuberunwesen steht, wie die Maffia auf Sicilien und die Vendetta auf Corsica, im Kaukasus in voller Blüthe. Niemand ist vor den Ueberfällen der Osseten sicher, selbst die höchsten Staatsbeamten nicht. Einige Wochen vorher wurde der Gepäckswagen des Gouverneurs von Baku ausgeplündert, und selbst der rückwärts am Wagen mit Seilen festgebundene Koffer der Dienerschaft wurde geraubt. Es kann leicht passieren, dass plötzlich eine verdächtige Gestalt auftaucht, die um eine milde Gabe, bestehend aus Börse, Uhr, Ringe, Rock und Stiefel, bittet ... dass so ein Raubgeselle seinen Mantel lüftet und den erschreckten Reisenden seine Dolchklingen oder die an den Hüften befestigten Pistolenläufe, auf welchen das tanzende

Feuer von den Holzstößen der Wegelagerer rothe Blitze zeichnet, bewundern läßt!

Weit und breit ist sonst kein Mensch zu sehen, tiefste Stille herrscht ringsumher, selbst der Flug einer Fliege würde an ihrem Gesumme zu erkennen sein. Aus irgendeinem Aul — Dorf — wäre Hilfe nicht zu erwarten, weil die Bewohner durchwegs räuberisch gesinnt sind.

Persische Mauer in Baku.

Als Schattenseiten sind ferner die Staub-, Bettler- und Trinkgeldplage zu betrachten. Zeitweilig erheben sich förmliche Wolken von feinem Sand und schwerem Staub, alles gelbbraun überziehend. Bei den Poststationen warten Bettler, mit allen menschlichen Gebrechen das Herz des Reisenden rührend, stöhnend und wimmernd, und beim Pferdewechsel erscheinen der bisherige sowie der antretende Postillon, jeder ein Trinkgeld fordernd, dazu noch der Pferdewärter und der Postknecht — bei einer Anzahl von fünfzehn Stationen ein erkleckliches Geschenkbudget.

Beim Passieren größerer Ortschaften wird man anderseits durch interessante Volksbegebenheiten reichlich belohnt. Hier erblickt man auf freiem Felde eine Tscherkessen-Patrouille, welche die Recruten feierlich abholt, deren Abschied von der Familie von der Braut, die Gruppen der Dorfbewohner, meistens Weiber, welche den Reitern ihre Pferde am Zügel halten; dort unter freiem Himmel eine Vermählungsceremonie unter Ziehharmonikabegleitung. Des jungen Kosaken Leiden beginnen schon mit dem Verlieben... Braut und Bräutigam stehen in bäuerlich-nationalem Alltagsgewande mit ernstem Ausdrucke, sie voller Scham, er voller Würde, vor einem Spalier der Angehörigen, Dorfinsassen und Neugierigen aus der Umgebung, den segenspendenden Popen erwartend. Durch eine Ortschaft reist ein kaiserlicher Prinz, Triumphbogen, kostbare reich decorierte Sternenzelte mit den kaiserlichen Initialen, Wappen und Machtsymbolen, aufdringlich in Farbe und Zeichnung, sind errichtet, davor, einer lebenden Hecke gleich, die Ehrencompagnie, an deren rechtem Flügel, in Reih und Glied, das Officierscorps in den kleidsamen weißen Tellermützen — eine Paradekopfbedeckung existiert in Rußland nicht, im Winter tragen die Soldaten statt der Mütze die schwarze Lammfell-Schápka — der hemdartigen Blouse, den in hohen Röhrenstiefeln steckenden Pluderhosen, dem weißen Gürtel, und dem am Ueberschwung getragenenen slavischen kurzen Säbel, dessen Messinggriff nicht nach vorne, sondern nach rückwärts geht, in schwarzer Scheide — — in einer „Habt Acht"-Stellung, die an Salzsäulen gemahnt, ein Bild von hohem Interesse.

Wenn man das fieberschwangere Thal der Kura — Fieber herrschen auch im Thale des Rion und an den Küstenabhängen des Schwarzen Meeres — hinter Tiflis verläßt, kommt man durch einen alten Stadttheil, in dessen Häusern sich der aus Persien und Indien herübergekommene Baustyl ausprägt. Mit dem Kurathal verläßt man indes auch das alte Iberien, den Hauptsitz des Volkes der Georgier, deren jetzige Nachfolger von den Russen Grusier genannt werden. Auf jedem Blatte der Geschichte dieses Volkes liest man von byzantinischer Bedrängnis, macedonischen Einfällen und persischer Oberhoheit. Die georginischen Fürsten, deren einer, Aschot, aus dem Geschlechte der

Bagratiden, sich vom jüdischen König David herleitet, unterlagen nach und nach den angreifenden orientalischen Horden, und das Land selbst gerieth unter dem Fürsten Heraklius von Kachetien gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts unter russische Herrschaft.

Mit dem von sechs Pferden gezogenen, etwas diluvianischen Postwagen verließen wir nordwestlich Tiflis. Durch das breite, monotone, menschenleere Kurathal bog der Weg nach Osten um, den Strang der Eisenbahn nach Baku übersetzend. Von einsamen Felsen blickt düster grau eine Ruine herab, und im fernen Hintergrunde treten in bläulichem Duft die Spitzen der kaukasischen Berge hervor. Der Postillon schmettert auf seiner langen Trompete ein lustiges Lied, die Pferde greifen munter aus. Die russischen Pferde zeichnen sich durch Ausdauer, Zähigkeit und Genügsamkeit aus. Sie sind schnell, fromm und haben schönen Gang. Der Diligence, welche im Innern Platz für zwei Personen bietet und noch einen kleinen Gepäcksraum enthält, vorn und rückwärts noch vier Personen aufnehmen kann, waren eine Glanzrappstute, ein Glanzrapphengst, zwei Blauschimmel und zwei polnische Braun vorgespannt. Wir flogen anfangs glatt und leicht wie ein Vogelschwarm dahin. Unser Nachbar im Coupé, mit dem wir auf mehrere Wochen hinaus, bei gleicher Route und gleichen Reisezwecken, gute Freundschaft halten sollten, war ein Staatsanwalt aus Petersburg, der erste Gehilfe des Oberprocurors. Ein Panslavist strengster Richtung, ein fanatischer Deutschenfresser, der alles Uebel dieser Welt den Germanen und Juden zuschob. Für ihn gibt es in absehbarer Zukunft ein mächtiges Ringen zwischen Pangermanismus und Panslavismus, und für ihn ist es auch nicht zweifelhaft, wer als Sieger aus dem mörderischen Kampfe hervorgehen wird.

Der Staatsanwalt war ein Mann in jüngeren Jahren, sah aber infolge zerrütteter Nerven, fortwährender übler Laune und anstrengender geistiger Beschäftigung älter aus. Wie viele gelehrte Männer, war er auch sehr zerstreut, ohne festen Stützpunkt in Handlung und Idee. Sein Familienname war in ganz Russland bekannt, auch in Centralasien wusste man ihn zu nennen. Der Name klang zwar slavisch, aber nicht russisch. Wir dachten uns im Stillen, dass wir einen böhmischen Renegaten

vor uns haben, und diese Vermuthung erwies sich später als richtig.

Der hochgradige Panslavismus des Herrn Staatsanwaltes hätte am liebsten das Königreich Böhmen aus dem Leibe der Austria herausgeschnitten, um es in den russischen Corpus zu transfusionieren. Da man aber weder Länder noch Berge versetzen kann, so tröstet sich der Staatsanwalt damit, dass die geistige Zusammengehörigkeit Böhmens mit der slavischen Allmutter materiell und psychologisch bestehe, dass sie von drüben gepflegt und dereinst dem Czechenvolke zu Heil und Nutzen gereichen werde.

Sehr scharf gieng es gegen die Deutschen und gegen das Deutsche los. Der Staatsanwalt betrachtet die fortschreitende Entwickelung Deutschlands für eine europäische Gefahr, der von allen anderen Nationen, Russland voran, hemmend entgegentreten werden müsste.

Wir wussten, dass man in Russland genau zwischen den Anschauungen der maßgebenden officiellen Kreise und den fanatischen Expectorationen gewisser Schichten zu unterscheiden hat. Auch die slavische Welt, die slavische Idee, die slavische Allmacht hat ihre Grenzen, innerhalb deren sie ja von niemandem gestört werden wird. Wenn man nun bedenkt, dass eine bedeutendere amtliche Person, die doch einen einschneidenden Wirkungskreis besitzt, über dieses Ziel hinausgeht, wessen kann man sich von jenen versehen, die nicht durch Eid und Pflicht gebunden sind?

Das Thal wird enger; nach zweistündiger Fahrt wird in der ersten Poststation Mtzchet, einem armen Dorfe, welches vor Tiflis die Residenzstadt der georginischen Könige war, halt gemacht. Die Berge sind höhlenreich. Von hier aus beginnt die Steigung in langen Serpentinen, die Straße fällt aber wieder, um dann neuerlich zu steigen. Sie ist sehr breit, denn Gespanne mit vier Pferden in der Reihe können sich gegenseitig ausweichen. Klöster und Ruinen begleiten fortwährend den Wagen. Das Terrain wird immer zerklüfteter, Geröll deckt Abhänge und Thalsohle. Ernster, ruhiger Gebirgscharakter lagert über der Landschaft, in welcher ab und zu eine armselige Hütte, ein Duchán, auftaucht. Man bekommt in derselben zur Noth ein

Glas Tschaj (Thee), ein Stück Brot, manchmal auch rothen jungen Wein. Der angehäufte Schmutz, der pfützige, unbelegte Boden sowie die wildaussehenden, schnapstrinkenden Osseten machen ein längeres Verweilen nicht angenehm.

Die eigentlichen Wohnhütten der Osseten ziehen sich terrassen-

Asiatische Stadt in Baku.

förmig übereinander den Berg hinauf, sind aus rohen Steinen gefügt und haben große Fenster sowie flache Dächer. Sie kleben wie Schwalbennester an den zerrissenen Felsen und gewähren mit ihren vier scharfen, nach oben sich verjüngenden Ecken, in der Mehrzahl von unten gesehen, einen merkwürdigen Anblick. Von der Ferne gesehen, gleicht ein Ossetendorf einem Haufen dunkelbrauner Ruinen, aus welchem ein schlanker Thurm empor-

ſtrebt. Die Oſſeten nennen ſich Arier (in ihrer Sprache „Iron"), betrachten ſich von ariſcher Abſtammung, ſprachlich hingegen den Medo-Perſern naheſtehend. Sie gehören zum größten Theile, vielleicht 60.000 Seelen, der mohammedaniſchen, an 40.000 Seelen der chriſtlichen Religion an.

Gruſiniſche Knaben, welche dem Wagen, Purzelbäume ſchlagend, nachliefen, waren für viele Stunden die letzten menſchlichen Weſen, die wir erblicken ſollten. Die Straße folgt dem Laufe der Aragwa, die in ihrem tiefen Bette wie ein Sturzbach dahinrauſcht.

Duſchét, Ananár, Paſſanaúr werden durchfahren. Aus der Schlucht heraus beginnt die große Steigung in hohen Serpentinen. Starken Felſenmaſſen entquillt ein Waſſerfall mit der Wucht eines Hochſtrahles. Es folgen nun die Kunſtbauten, ſteinerne, gewölbte Brücken, hohe, ſolide Viaducte, auf beiden Seiten von gewaltigen Pfeilern geſtützt. Unten im Thale behauptet ſich noch ſpärlicher Feldbau, exiſtieren magere Weiden, auf denen die Hirten das Vieh graſen laſſen. Maleriſche Staffage von Poſthäuſern, Landwohnungen, Villen beleben in zerſtreuter Lage das Berg- und Hügelgebiet. Die Centralgruppe des Kaukaſus ſchimmert mit ihren röthlichen Spitzen im ſilberblauen Aether, hohe, graue Pyramiden als Trabanten um ſich. Stimmungsvoller Sonnenglanz verklärt die ſchweigenden Hochthäler, ſpielt auf den rothen Dächern der einſamen Plateauhütten und wirft ſeinen Widerſchein hinab in den toſenden Fluſs. Die reine Luft, das ſchöne, klare Wetter ſowie die glückliche Mittagsbeleuchtung der Centralkette, welche einer geſchloſſenen Reihe von Obelisken gleicht, liefern ein Hochgebirgsbild von ſeltenem Reiz. Die vielen Klammen erhöhen noch dieſen Reiz. Rechts thut ſich dräuend eine ſenkrechte Wand auf; an mancher Stelle ſcheint es, als wären die Berge durch Titanenkraft auseinander geriſſen worden, tiefe, ſchmale, wilde Schluchten bildend. Die tiefe Ruhe des Gebirges zu ſtören, bläſt der Poſtillon ein Lied auf ſeiner Drommette. Es verhallt dasſelbe in dieſer gewaltigen Natur ebenſo ſpurlos wie das Raſſeln des Poſtwagens beim Niedergehen einer Schuttlawine. Als Zufluchtsſtätte romantiſcher Träumer wüſsten wir uns keinen erhabeneren Ort!

Noch wächst Getreide — Weizen — an den Abhängen freilich sehr kümmerlich. Dem stellenweise günstigen, geschützten Boden entsprießen Fünffingerkraut, Primeln, Butterblumen, Labradorthee: es sind die letzten Boten blühenden Lebens in todesstarrer, eisiger Hochgebirgswildnis. Man erblickt noch eine Pflanze, welche nur im Gailthale als Wulfenia carinthiaca vorkommt, soweit die Erde reicht, nur dort gedeiht und bekannt ist, aber in einer Spielart auch im Kaukasus auftritt.

Immer höher steigt, an Felsenwänden vorbei, die Straße, links mit herrlichen Ausblicken auf die Flusslandschaft und die gegenüberliegenden Berge. Die Poststation Mchéty ist in Sicht, knapp an der Straße die Ruine des Rabenthurmes. Ueber Gudaur erblickt man die über 3800 Meter hohen Siebenbrüderberge. In enormer Höhe erstreckt sich endlich die Passhöhe. In gewaltiger Größe und mit finsterem Antlitz, in Schnee und Dunst gehüllt, ragt hoch das Haupt des Kasbek-Gletschers in den Himmel, rauch- und wolkenumlagert, steil sich aufschwingend, in seiner obersten Formbildung ein spitzer Kegel. In seiner schneeblendenden Höhe überragt er ein imponierendes Gebirgssystem, aus welchem jede einzelne Spitze für sich Achtung gebietend und dominierend wirken würde. Vorgelagert dem Riesengletscher, bilden sie eine Art eisgepanzerter Brustwehr. Wie wild durcheinander geworfen wogen, wälzen, drängen und schieben sich Berge an Berge. Nördlich erklimmt die Straße den höchsten Punkt, die Kresstówaja Gorá (Kreuzberg), mit 2800 Meter Höhe. Ein Obelisk und ein von der sagenhaften Königin Tamára errichtetes Kreuz bezeichnen die Passhöhe in der Centralkette des Kaukasus. In seiner vollen Majestät liegt der vulkanische Kasbék (5043 Meter hoch) vor uns. Die Jason-Sage und die Argonauten-Legende knüpfen an seinem Bestande an, und Prometheus soll an seinem Rücken angeschmiedet gewesen sein. Nach Kobi senkt sich der Gebirgsweg, um in das Terekthal einzutreten. In voller Pracht zeigt sich der Hauptgletscher in der Poststation Kasbék. Ein monumentaler Brunnen mit vier Malachitsäulen und einer schönen vergoldeten Bronzetafel verewigt den Besuch der Kaiserin Maria Feodorowna, des jetzt regierenden Kaisers Nikolaus II. und des nunmehr in

Abbás-Tumán verstorbenen Thronfolgers Großfürsten Georg, im Jahre 1888.

Eine erstarrende Kälte umfängt uns in dieser Höhe, aber auch eine reine, klare Luft in einer erhabenen Naturstarre. Neben dem gewaltigen Heroismus der steinernen Giganten die Dorfidylle von Kasbék mit der kleinen eisernen Brücke über den wild einherbrausenden dunkelgrünen Terek, dessen Fluthen Felsen umbranden, Granite, Quadern aushöhlen; mit dem kleinen weißen Häuschen, den Ställen, Pferdetränken, Viehweiden und Hirtenlagern.

Trefflich paßt auf den Kasbék-Gletscher, was Kennan in seinem „Zeltleben in Sibirien" über dortige Gebirgslandschaften sagt:

„Zu allen Zeiten, unter allen Umständen und in all seinen wechselnden Erscheinungen ist er der schönste Berg, den ich jemals gesehen. Bald ruht er im warmen Sonnenschein des Nachsommers, nur einige Flockenwölkchen an der Schneegrenze, Purpurschatten auf die Hänge werfend; bald hüllt er sich wieder in dichte schwarze Rauchwolken und sendet den zu seinen Füßen liegenden Dörfern eine donnernde Warnung zu; gegen Abend endlich legt sich eine graue Nebelkappe um seinen Gipfel, die dann an seinen Hängen herabwallt, bis er dann in der klaren Luft wie eine riesige Wolkensäule emporragt.

„Nichts Schöneres dünkt dich als der zarte rosige Schimmer, der seine schneeige Hülle färbt, wenn die Sonne im purpurnen Westen sinkt. Wenn aber dann der blasse Mondschein seine Nebelkappe silbern säumt, schwarze Schatten in seinen tiefen Schluchten sich weben und weißer Nebelschein auf den beschneiten Zinnen glänzt; wenn das Sternenheer seine schroffe Höhe umkreist und des Siebengestirnes wirre Silberkette an seinem Felsengrat zu hängen scheint — dann wird dir wieder dieses viel schöner scheinen als seine Tagespracht."

Zur Sicherung gegen die herabbrutschenden Steinblöcke sind an der Fahrstraße von und nach Kobi Schutzdächer über der Straße angebracht. Gegen Schneewehen, wanderndes Gerölle, Unterwaschungen des Straßenfundamentes sind massive Stützmauern, welche streckenweise als gedeckte Viaducte gebaut sind

errichtet. Die russische Regierung erhält die grusinische Heerstraße vornehmlich zu militärischen und strategischen Zwecken — Touristen sowie andere Reisende kommen in zweiter Linie in Betracht.

Kobi besitzt eine wohlschmeckende Mineralquelle. Eine zweite Specialität dieses Ortes sind die massenhaften, kecken Fliegenschwärme, welche den Menschen das Dasein sehr verleiden.

Die Straße fällt nun nördlich, immer im breiten Thale

Bahnhof in Baku.

des wild und rasch dahinlaufenden Terek, dessen Wellenzug sich in die Dariel-Schlucht verliert. Diese Schlucht ist ein beiläufig zwei Kilometer langes Felsendefilé, von hohen, jäh und unvermittelt aufsteigenden Thalwänden eingeschlossen, eng und düster. Neben dem in wilden Katarakten durch vorgebeugte Felsen dahinstürzenden, schäumenden Gewässer hat nur noch die Straße Raum, und das Auge kann kaum einen schmalen Himmelsstreifen erfassen. Einen gefälligen Eindruck macht das in der Schlucht errichtete Fort, welches den Aufstieg zum Kasbék deckt.

Zwischen Lars und Balta ist der Terek ausgetreten und hat die Straße auf etwa 100 Meter weggerissen. Das Wasser reicht bis zum Fuß des steilen Gebirges, alles verheerend, Erde und Steine, voluminöses Felsengerölle mit sich reißend, stürmt es in wildem Lauf dem Norden zu. Das Thal wurde zum Bett eines wüthenden Stromes; vor der Gewalt des losgebrochenen Elements hält nichts stand. Alles wurde überfluthet, zerrissen, vernichtet. Ein schmaler Bergsaum ist noch freigeblieben, den man überschreiten könnte, um jenseits der Ueberschwemmung zu dem von Wladikawkas gesandten Wagen zu gelangen. Hiebei hätte man allerdings einen Seitenbach zu durchwaten. Die von dem verheerenden Elementarereignisse überraschten Ingenieure verwehren uns, über den Pfad hinüber zu gelangen, weil das reißende Wasser weiter arbeitet und den restlichen Theil der Straße unterwäscht, sie jede Minute zum Einsturze bringen kann. Wir protestieren gegen die Zurückhaltung, welche Tage, vielleicht Wochen währen kann, während jetzt Rettung noch möglich wäre. Schließlich gibt die Obrigkeit mit der Clausel unseres eigenen Risicos nach, und wir verlassen den Postwagen, Trägern das Gepäck übergebend, um den steilen aber sicheren Weg zu erklimmen. Auch der reißende Bach wird durchwatet, wieder der Abhang erklommen, unten rechts fällt Scholle um Scholle in die gierig fressenden Fluthen. Nach einstündiger Wanderung ist die kleine Colonne am jenseitigen Schauplatze angelangt, um mit neuer Fahrgelegenheit die Reise fortzusetzen. Spät nachts sind wir in der wichtigen Festung Wladikawkas — „Herr des Kaukasus“ — angekommen, um alsbald in einem der ebenso schlechten als theuren Gasthäuser abzusteigen.

Wladikawkas ist eine russische Mittelstadt mit langen geraden Straßen, schöner Promenade und Gärten. Sie ist von jener ertödtenden bleiernen Langeweile erfüllt, wie sie zum Beispiel in Oesterreich Olmütz, Troppau oder Laibach zu eigen ist. Sie wird von Süd nach Nord von dem baumreichen Alexander-Prospect durchzogen, an welchem auch der etwas monotone Clubgarten liegt, der Terek durchzieht denselben, und an seinen beschädigten Ufern arbeiten Sträflinge in zerlumptem Gewande. Es ist eine bedeutende Handelsstadt, hat viel Verkehr mit Persien, daher viele

Perser in den Straßen zu sehen sind. Man sieht auch viele eingelieferte Briganten, verwegene in Ketten geschmiedete Verbrecher von starken Escorten in das Regierungsviertel transportieren. Das Gebäude des Gouverneurs in dieser Gegend, in energischem, gothisierendem Festungsstyl, mit gelbem Anstrich und pompöser äußeren Ausstattung macht einen gefälligen Eindruck. Es steht ganz frei und ist von grünen Anlagen umgeben. Als Schnarrposten steht ein Kosak mit Gewehr und Cavalleriesäbel in den Händen.

Südlich blicken die schneebedeckten Häupter des Kaukasus in das Weichbild der Stadt, und im Norden dehnt sich eine lange Ebene aus, durch deren Gelände der wilde Terek zum Kaspischen Meere läuft. In der Nähe des Bahnhofes ist einem einfachen Soldaten aus dem letzten Kriege ein Erinnerungswerk gewidmet: eine zwar geschmacklose, aber adlergeschmückte Denksäule für Heldenmuth und Opfertod. Wladikawkas ist der Garnisonsort der Terek kosaken, welchen seit fünf Jahren der Emir von Buchara a la suite angehört. Er wird täglich zur „Inspicierung" des Regiments sammt seinem Sohne und Gefolge aus Pjatigorsk erwartet. Wladikawkas besitzt eine Anzahl kunstgewerblicher Ateliers und Magazine, wo sehr fein gearbeitete Goldsachen zu haben sind. Sie sind aber unverhältnismäßig theuer, ebenso wie das einzige Bad der Stadt, wo der Fremde nach allen Regeln moderner Beutekunst „übers Ohr gehauen wird". Ebenso wird man übervortheilt beim Wechseln höherer Rubelscheine, welche einem überhaupt wie kleine Vögel davonfliegen, oder von russischen goldenen Imperials, wobei jene mit dem Bildnisse Alexander III. mehr Goldwerth besitzen als jene von Nikolaus II. In Wladikawkas sowie in Petrowsk sucht man nun den Fremden durch Gleichstellung der ersteren Münze mit der letzteren um fünf Rubel zu betrügen!

VI.

Jenseits der Berge.

Von Wladikawkas führt ein neueröffneter Schienenstrang hinab nach Petrowsk zum Kaspischen Meer. Es nahm uns bei der Abreise sehr wunder, dass für den so regen Verkehr ein solch kleiner Bahnhof, der höchstens zum Familienwohnhause geeignet wäre, errichtet wurde. Die Züge, besonders die in der Nacht verkehrenden, sind sehr lang; jeder Waggon enthält in allen Classen Schlafplätze. Die Bahn führt durch eine Landschaft voller düsterer Granitfelsen, dichter Nadelholz- und Laubwälder, neben schäumenden Wasserfällen, an spärlichen Weizenfeldern und Wiesengründen vorbei. Die Gegend hat ein durchaus ernstes Gepräge.

Ueber Rasslan führt die Bahn nach Petrowsk hinab, — eine dreizehnstündige Fahrt zum Kaspischen Meere, jener merkwürdigen Naturerscheinung, welche ohne Ebbe und Fluth ist. Es füllt den tiefsten Theil der westlichen Senkung vom Ural aus und liegt 26 Meter *unter* dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Das Kaspische Meer, welches an der Westküste den Terek aufnimmt, ist von 28 bis 1100 Meter tief, bis zu 360 Kilometer breit und bis zu 1200 Kilometer lang. Zwischen diesem und dem Schwarzen Meere erstreckt sich in diagonalem Zuge der mächtige Rücken des kaukasischen Massivs.

Die Bahnhofanlage von *Petrowsk* ist in jedem Betracht großartig — wegen des von Baku zugeführten Petroleums,

welches in vierachsige Cisternen-Wagen mittels Rohrstranges, oder in die zahlreichen dunkelrothen Reservoirs gepumpt wird. Ueber 60 Millionen Pud werden, wie früher berichtet, durch die kaukasische Leitung nach Batum befördert. Also viel Petroleum, aber wenig Lebensmittel in der Stationsrestauration, die wohl zu den schlechtesten und theuersten in diesen Gegenden gehört. Petrowsk ist ein staubiges, schmutziges Nest, welches eben

Tscherny Górod bei Baku.

erst im Entstehen ist. Seine Begründung erfolgte in allerjüngster Zeit, und zwar zu Schiffahrtszwecken. Der Hafen ist noch schlecht, der Vorhafen oft so stürmisch, dass Dampfer nicht auslaufen können oder ausgelaufene oft zurückkehren müssen.

Im Hafenrayon arbeiten um geringen Lohn hunderte Tataren und Perser, ekelerregende Gestalten, welche sich durch sonderbare Gewandung, durch Schmutz und körperliches Gehaben noch häßlicher machen als sie schon von Natur aus sind.

Von Petrowsk nach Baku verkehren — angeblich in regelmäßigem Turnus — Passagierdampfer.

Auf dem Kaspischen Meere weht, als Gegenconcession für die Oeffnung des Schwarzen Meeres für alle Nationen, nur die russische Flagge. Dieses Meer ist der Hebel der russischen Macht in Transkaukasien, Persien und Centralasien. Die Schiffahrt auf demselben ist übrigens gefährlich wegen der zahlreichen Küstenbänke und Klippen sowie der stets herrschenden heftigen Stürme, welche das Wasser weit in das Land hineintreiben. Man will sie deshalb durch die Ausbauung der Bahn Petrowsk—Baku theilweise abkürzen, was inzwischen auch geschehen ist.

Der Verkehr zwischen beiden Orten war bis jetzt mangelhaft. Nur durch das energische Eingreifen des schneidigen Staatsanwaltes konnten wir auf dem eben lichtenden Dampfer „Poseidon" der Gesellschaft „Kawkas-Merkuri" wenigstens in der dritten Classe — Verdeck — mitfahren. Schöne Aussichten für zwei Tage und eine Nacht! Das Schiff war geradezu bedenklich besetzt, hunderte von Persern füllten alle Räume. Während der Fahrt färbten sie sich den Bart und die Nägel roth und rasierten sich den rechten Theil des abnormen Schädels. Obwohl Leute aus den niedersten Schichten, führten sie ganze Wagenladungen schönster, selbstverständlich echter Teppiche und Eselstaschen mit sich. Solche Teppiche sieht man in unseren Zonen selbst bei den reichsten Leuten nicht.

Unter dem vielen Volke waren auch nach Centralasien oder Persien auswandernde Altrussen, welche ihre kleinen Kinder in Körben an den Mastbäumen aufhängten, und die schreienden Würmer in der Luft schaukelten. Es war zum Erbarmen!

Während wir bei der lavierenden Ausfahrt aus dem Hafen von Petrowsk die in allen Farbentönen fettschimmernde Wasseroberfläche — eine Folge des ausfickernden Petroleums — anstaunten, machte man uns auf die untersten Räume des Schiffes aufmerksam.

Es waren fahrende Gefängnisse, vollgepfropft mit Arrestanten und Soldaten. Im permanenten Justizdienste werden von den Schiffen Gefangene aufgenommen und abgesetzt, in einer schauerlichen Relation —— nach und von Sibirien! Mit Sonnenuntergang müssen alle Häftlinge im untersten Mittelraume antreten, umgeben von der Escorte. Der commandierende Unter-

officier fungiert als Vorbeter: zwischen brennenden Kerzen wird ein Altar improvisiert, und der Gottesdienst nach der russischen Liturgie singend absolviert. Derartige Gesänge auf offener See, von den rauschenden Wogen und dem Rasseln der Schiffsschraube begleitet, ist eines jener Vorkommnisse, die man nur im Reiche des Czaren erleben kann.

Wir halten diese religiösen Uebungen entschieden für tröstend und gemüthsberuhigend. Wenn dem Gefangenen schon alles genommen ist, seine Freiheit, seine Ehre und sein Willen, nicht selten auch seine Familie und seine Habe, so ist ihm doch der Zusammenhang mit Gott geblieben, was bei der Denkungs- und Führungsweise des russischen Volkes von großer Bedeutung ist.

An der gemeinsamen Tafel war der commandierende Officier des Transportes, ein Stabscapitän, unser Sitznachbar. Mit gewinnender, höchst liebenswürdiger Freundlichkeit machte er uns gewissermaßen die Honneurs des Schiffes, ohne den Capitän desselben oder seine Officiere in ihrem Eifer, uns gefällig sein zu wollen, zu behindern. Die Gesellschaft am ersten Platze war mit uns Fremden von einer Art, wie sie nur in Russland sein kann. Man erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, in Entschuldigungen ob der Ueberfüllung des Schiffes und trat uns für die Nacht die Diensteajüte des Commandanten ab, während dieser selbst mit einem unbequemen Platze vorlieb nahm. Wenn man in Russland Gastfreundschaft übt, dann ist sie ebenso grenzenlos wie die russische Eroberungslust, welche ja ebenfalls keine Grenzen kennt!

Der Dampfer hält den Cours entlang des transkaukasischen Hochlandes. Die zackigen Berge der Küste verschwinden, vom Schiffe aus gesehen, allmählich in bläulich durchsichtiger Ferne. Je mehr das Schiff sich dem offenen Meere nähert, desto rascher verschwindet der Küstenhang, sanft ersterbend, im Horizont.

Südwärts steuernd, naht sich das Schiff der Küste von Daghestan, um in den Haupthafen Derbent einzulaufen. Das ist der Centralpunkt des transkaukasischen Räuberunwesens. Setzen wir zur Definierung desselben eine Mittheilung des St. Petersburger „Herold" vom 18/13. September 1899 hieher: „Kürzlich wurde das Gesetz zur Reorganisation der Landeswache im

Kaukasus veröffentlicht, und damit ist wohl der rechte Schritt zur Ausrottung des dort zu einer wahren Landplage gewordenen Räuberunwesens gethan worden. Die Landeswache in Transkaukasien, ebenso die Miliz von Kars und Batum, wird gänzlich abgeschafft und an deren Stelle wird eine besondere, dem Landeschef unterstehende Polizeiwache organisiert. Die Oberleitung über die Wache werden besondere Gouvernementswachinspectoren und Officiere aus den Heeresabtheilungen führen; zu niederen Wachbeamten sollen vorzüglich verabschiedete „Gemeine" gegen Lohn genommen werden, im ganzen 5500 Personen. Die Wache hat die Obliegenheiten des niederen Polizeidienstes zu erfüllen und der Polizei zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung behilflich zu sein. Die Verwaltung der neuen Wache ist also eine rein militärische, und damit ist das streng militärische Regime, welches im Jahre 1893 durch Einführung der kriegsgerichtlichen Todesstrafe für besonders schwere Verbrecher begonnen wurde, fortgesetzt. Im vorigen Jahre wurde für Verbrechen auch die solidarische Verantwortlichkeit der Ansiedlungen am Thatorte eingeführt. Gegenwärtig hört man aus dem Kaukasus seltener von ruchlosen Meuchelmorden und Räubereien, vielleicht ist somit schon eine Wendung zum Bessern eingetreten. Das Verbrecherthum in diesem Gebiete hätte sich wohl nicht so sehr entwickelt, wenn nicht die Traditionen der eingeborenen Bevölkerung und der Mohammedanismus die Möglichkeit gewisser Gewaltthaten begünstigten. Man kennt die Tradition der Blutrache und die zur Voreingenommenheit und geradezu zur Feindlichkeit gegen Christen, überhaupt Andersgläubige anregenden islamitischen Principien.

Viele der zur Zwangsarbeit verschickten kaukasischen Eingeborenen sind sich überhaupt keiner Schuld bewusst, sie wissen nur, dass sie Blutrache geübt, also einem allgemeinen Brauch genügt haben. Man pflegt in Transkaukasien *die Räuberei einem jeglichen ehrlichen Erwerbszweig gleichzustellen*, nur mit dem Unterschied, dass sie bestraft wird, ja an manchen Orten hält man das Rauben für eine vornehmere Beschäftigung als ein Handwerk oder Feldarbeit, und daher mag es wohl kommen, dass man unter den Räubern sogar *gebildete Leute* findet."

Neben diesen Eigenschaften sind die wackeren Dagheſtaner auch ſchneidige Virtuoſen im Frauenraub. Wenn das junge Mädchen den Eltern nicht abgekauft wird, ſo wird es mit Gewalt entführt — das iſt ſo Landesbrauch. Es wird entführt, allerdings zu einem beſſeren Zweck, zur Heirat. Werbung und Verlobung in unſerem Sinne kennen die Dagheſtaner nicht —

Petroleum-Fontaine bei Baku.

ſie ſind Männer raſcher Entſchlüſſe und raſcher Thaten. Daſs es einige Gemeinden gibt, wo ſtatt des Mädchenraubes die Namen der heiratsfähigen jungen Leute in einer Urne geſammelt werden, aus der alljährlich durch einen alten Mann und eine alte Frau eine Art Ziehung paarweiſe erfolgt, um „Braut“ und „Bräutigam“ durch den Zufall zu beſtimmen, iſt eine von jenen Merkwürdigkeiten, die man bei dieſem zügelloſen, halbwilden Volksſtamme der Lesghier häufig trifft. So zerklüftet und geſpalten

wie ihr Bergland, brüchig und curios ist auch ihr Nationalcharakter. Sie duzen sich fast alle untereinander, sind miteinander verwandt, ohne den Grad der Verwandtschaft genau zu kennen — eine Folge der unglaublichen Sittenlosigkeit des Volkes.

Anderseits sind sie im Kampfe kühn, tapfer, verwegen. Der Herd aller Aufstände gegen die russische Occupation waren die Landstriche der Dagheſtaner und Tscheschtschen, und als Heros der Schlachten wird ihr Emir Schamyl besungen, der mit kleinen, schlecht bewaffneten Scharen den wohlorganisierten russischen Colonnen siegreich entgegentrat. In den Jahren 1859 bis 1860 brannte die ganze Westküste am Kaspischen Meere lichterloh im Aufruhr. Erst in friedlichen Unterhandlungen gelang es den Russen, das Bergvolk von der Nutzlosigkeit des Widerstandes zu überzeugen.

Schon im Jahre 1722 fiel Peter der Große mit 100.000 Mann in die damals zu Persien gehörende transkaukasische Provinz ein und nahm sie in seinen Besitz. Erst von Katharina II. wurde sie dem Schah zurückgegeben.

Vor uns liegt die Reproduction eines Oelbildes, Schamyl und den Fürsten Bariatynski (den letzten Bezwinger des Kaukasus) mit seinem Stabe in gemüthlicher Unterredung an einem Waldesabhang zeigend. Der ganze Trotz des Mohammedaners spricht aus den erbitterten, ernsten Zügen Schamyls, aus seinen tiefliegenden Augen sowie aus seiner stolzen, selbstbewussten Haltung; der spitz zulaufende, lange, gekräuselte Bart umrahmt ein ausdrucksvolles Gesicht mit einer Habichtsnase. Vom Turban fällt ein wallender Schleier über den Beschmet, den nationalen langen Rock, herab, und Gürtel sowie Brustseiten sind gespickt mit Schieß-, Hau- und Stichwaffen.

Angesichts einer zerstörten Festung wird unterhandelt. Der Ausgang ist auf dem Bilde wohl nicht ersichtlich, aber doch zu errathen. Die gesenkten Standarten der Unterworfenen und die hoch entfalteten Fahnen der Russen verkünden deutlich, dass nun auch der letzte Rest des kaukasischen Hochlandes in den Besitz des Eroberers übergegangen ist. Schamyl aber wird gefangen genommen, um nach Kaluga in Centralrussland als Verbannter gebracht zu werden.

Später, als seine Kraft gebrochen ward wie jene seines Volkes, als des Adlers Schwingen und Krallen unschädlich gemacht wurden, gab ihm ein kaiserlicher Befehl die Freiheit mit der Bestimmung nach Medina in Arabien, wo er als letzter Emir des Kaukasus im Jahre 1871 gestorben ist.

Damit hat das seit 70 Jahren spielende Völkerdrama der Lesghier, wie all die südlichen Stämme des kaukasischen Ostabhanges im Alterthum und jetzt ethnisch genannt werden, seinen Abschluss gefunden.

Nach Umschiffung der Halbinsel Apscheron fährt der Dampfer bei leise bewegter See in den Hafen von Baku. Ringsum alles öde, still, schwarz, leer. Wie wirr durcheinander geworfen sind Häuser, Dächer, Thürme. Rechts und links das Meer. Im Osten stieg der Vollmond auf und warf einen silberglänzenden Streifen in die schwarzen Straßen, um die seltsam geformten Häuser zu beleuchten. Das Schiff glitt über den Hafenspiegel dahin, und ließ mit Getöse seine Ankerketten in die Meerfluth fallen.

Von Tiflis nach Baku kann man auch auf anderem Wege gelangen — auf der Eisenbahn zum Kaspischen Meere über Akstafa der Abzweigung nach Eriwan, Kars und zum 5221 Meter hohen, großen Ararat; über Jelisawetpol, wo sich eine deutsche Ansiedelung, Helenendorf, befindet, und Schemacha, welches schon in der öden, transkaukasischen Steppe liegt.

Die Bahn berührt die Landschaft Karabagh, wo die Frauen des Kreises Schuscha noch altpersische Costüme tragen. Die Bevölkerung ist seldschukisch (türkisch). Der russischen Dynastie ist sie sehr ergeben, und wohl als Zeichen dieser Ergebenheit haben die Frauen der Kaiserin von Russland ein karabaghinisches kostbares Kleid mit Krone und Schleier in zarter Goldstickerei verehrt.

Entlang des persischen Grenzgebirges laufend, senkt sich der Schienenstrang in den Wüstensand von Baku hinab.

Noch heute, obschon seit 1813 unter russischer Herrschaft, erinnert das Leben der Straße sowie das Aussehen von Baku an die Zeiten des persischen Chanats.

Wie der Kasbék nördlich, so ragt hier südlich als dominierende Berggestalt der Elbrus (5642 Meter hoch) empor. In seinem Gebiete grassieren Aussatz und die „persische Krankheit", ein ekelerregender Ausschlag, von dem die niederen Schichten befallen werden. Tiger, Schlangen und Stechfliegen gefährden den Wanderer, und bewaffnete persische Räuberbanden aus Lenkoran fallen in das Gouvernement ein, um zu morden und zu brandschatzen. Die Regierung konnte sich nicht anders helfen, als indem sie die Grenzbevölkerung mit Gewehren zum eigenen Schutze betheilen ließ.

Von diesen räuberischen Einfällen, die oft mit romantischen Liebeslegenden verwoben werden, erzählt man Wunderdinge. Man glaubt, der Gegenwart entrückt zu sein und in den Tagen der orientalischen Märchenwelten zu leben. Poesie und Prosa finden sich, eine erstaunt von der anderen, in den Unternehmungen der Banditen, die oft für ein Winziges ihr Leben in die Schanze schlagen.

Mit diesen räuberischen und romantischen Begebenheiten hat sich der Schwede Sven Hedin, der als Ingenieur zu den Petroleumwerken seiner Landsleute, Gebrüder Nobel, nach Baku berufen wurde, liebevoll befasst. Hedin verließ bald seinen profanen Beruf, um sich als Ethnograph, als Dichter und Forscher dem orientalischen Volke und seinen poetischen Blüthen zu widmen. Er sammelte sie, um sie zu einem Strauß zu winden, der ein Gesammtbild persisch-arabischer Erzählungskunst vereinigte. Er vertiefte sich in die vielen Abarten der mohammedanischen Sprachen, dichtete Selbstempfundenes, dichtete nach, was er in dem Volksgewühl der Schemachastraße, in den asiatischen Bazaren, in den amphitheatralisch aufsteigenden Straßen des asiatischen Viertels, beim Schwerterfest, bei der Selbstzerfleischung der Tataren, in der modernen Quaistraße Naberisch, in der altasiatischen, minaret- und altanengeschmückten Stadt mit den schmalen, bergigen Sträßchen, den originell gekleideten persischen Händlern, den eseltreibenden Jungen; oder innerhalb der alten bauchigen Festungsmauer, der Schutzwälle und Gräben der alten Festung, im Palast der Chane und in den Moscheen gehört; was er von den Karawanenführern vor den schweren Gemäuern vernommen.

Derart geschah die Vorbereitung zu den Wanderungen in die Eis- und Schneewüsten Hochasiens, die Steinwüsten Tibets und Chinas, zum Pamir, dem Dach der Welt, der, als Vater der Eisberge, 3500 Meter höher ist als der Montblanc.

Schon auf dem Consulate in Tiflis erfuhren wir, dass seit einiger Zeit unser Gesandter in Teheran, Herr von Eperjessy, und unser Consul in Täbris, Herr Doctor Kozianofski, in

Tempel der Feueranbeter bei Surachany.

Baku weilen. Die beiden Diplomaten waren im Begriffe, auf ihre Dienstesposten abzureisen und warteten hierzu das Abgehen eines Dampfers nach Lenkoran und Enseli ab. Von der letztgenannten persischen Station gelangt man nach Rescht und weiter nach Täbris. Als der Consul zum erstenmal nach Täbris kam, und seine Möbel noch unterwegs waren, musste er sich in Ermangelung eines Tischlers selbst Bretter einkaufen, um sich aus denselben eine Lagerstätte zu zimmern. Der Gebrauch, ja sogar der Begriff eines Bettes ist in einem großen Theile Persiens

unbekannt. Ebenso war es mit dem Tisch, den sich der Consul mit eigener Hand machen musste!

Seife und alle andern Kleinigkeiten, welcher ein Culturmensch bedarf, wurden unserem Vertreter in Täbris aus besonderer Gefälligkeit vom Consulat zu Tiflis, welches nach Osten hin als die letzte Stadt der Civilisation zu betrachten ist, an die Grenze geschickt, von wo der Adressat, der schon früher von der Absendung brieflich verständigt wurde, sich die Sachen — 200 Kilometer weit — holen lassen muss, natürlich im Wege irgend einer Karawane, die vom Grenzhafen aufbricht!

* * *

Baku ist das bedeutendste Petroleumgebiet der Erde. Dadurch ist es auch zur wichtigsten Handelsstadt Transkaukasiens und des Kaspischen Meeres geworden. Leider participiert Oesterreich am Import so gut wie gar nicht; die deutsche Industrie hat uns alles genommen: Stahl und Eisen, Leder u. s. w. Eine größere Regsamkeit des Viceconsuls wäre sehr zu wünschen. — Es ist Station der kaspischen Flotte und führt im Stadtwappen drei Flammen.

Der phänomenale, vulcanische Boden Bakus ist ohne jede Spur von Leben und Gedeihen. Der kahle Gebirgsrahmen ist bar jeder Vegetation, er umschließt ein fahles Stadtbild, dessen Häuser wie Terrassen übereinander stehen. Ein blauer, feiner Dunst breitet sich innerhalb der Gebirgsumrahmung aus, und die Luft zittert leise über den unter der Oberfläche glühenden Zündmassen.

Was nicht durch die Naphtha („Neft" nennen es die Russen) erstickt wird, das wird von den brennenden Strahlen der Sonne aufgezehrt. Schatten fehlt überall, und wo irgend ein schmaler Streifen hinhuscht, flüchten und drängen sich die Menschen in seinen Bereich, als gelte es, den Eingang in die ewige Seligkeit zu erobern. Da sehe man sich am Hafenquai so eine Art von „Garten" an! Ein Versuch, dem heißen Sande ein Gestrüpp abzuzwingen; die Vegetation, wenn hier von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, ist kümmerlich, die kleinen Zweige zum Erbarmen vertrocknet, die Blätter mit Krusten dicken Staubes

überzogen, die Bäume saftlos und siech. Und das ist das Buon retiro von Baku . . .

Die Sonne weicht den Straßenasphalt auf, so daſs man auf demselben wie auf elastischen Federn schreitet. Im Schweiße des Angesichtes keucht Mensch und Thier durch die langen Häuserzeilen — zerrissen, zersetzt die jämmerlichen Gestalten der Lastträger aus Chiwa und Persien, welche auf ihren gekrümmten, braunschwarzen Rücken enorme Lasten um einen Spottlohn tragen. Um einhundert Rubel jährlich arbeitet solch ein Mensch vom frühesten Morgen bis zum späten Abend am Landeplatz der Frachtenschiffe, schwergebeugt, keuchend und stöhnend unter der Last der Kupferplatten, Eichenbohlen, Schmiedehämmer, Weinfässer auf seinem Nacken.

Das untere Volk ist des Lesens und Schreibens unkundig, was auch beim Górodowoj (Polizeiwachmann) der Fall ist. In den Gewerben ist es auch nicht ausgebildet; es muſs daher hier jene Arbeiten vollbringen, die anderwärts dem Lastthiere zugewiesen sind.

Alle öffentlichen Aufschriften, Schilder, Straßentafeln, Kundmachungen und Placate werden in persischer Sprache gemacht; den Analphabeten helfen die zahlreichen lesekundigen Derwische, welche, wie Irrwische in dunkler Nacht, in ihren lichten Gewändern aus der schwarzen Menge herausleuchten. Ein Barbier, der im Osten keine geringe Rolle spielt, macht seinen Laden nicht wie bei uns durch Messingschüssel, oder wie in Ruſsland durch Bretzen, sondern durch übereinander gekreuzte rothe Handschuhe kenntlich. Sonderbar, weil im ganzen Kaukasus kein Mensch Handschuhe trägt. Dort, wo die Leute barfuß gehen, wäre das doch ein großer Luxus! Kauft der Transkaukasier eine Uhr oder einen Ring, so genügt ihm die russische Punze nicht. Vor allem kann er sie nicht lesen. Eine massive, angehängte Bleikapsel mit persischem Punzzeichen muſs ihn von der Echtheit des edlen Metalles überzeugen.

Das schwer verdiente Brot will er nur nach Gewicht beim Bäcker nehmen. Da alle Lebensmittel zugeführt werden müssen, sind sie enorm theuer, voran das Brot, welches dem Armen manchmal unerschwinglich ist.

Wenn die furchtbare Hitze des Tages durch die Nacht gebrochen wird, wenn die Sonne im Westen versinkt, das Meer und den Horizont vergoldend, ein in Baku herrliches Naturschauspiel, dann athmen die Menschen erleichtert auf. Es ist zwar noch immer schwül, die elektrischen Bogenlampen sind wie in undurchdringlichen Dunst gehüllt, und die vielfarbigen Lichter auf dem alten Thurm Kis-Kalé aus den Zeiten des Chanats, der in Ermangelung eines Hafensemaphors die Zwecke einer Seeleuchte erfüllt, ergänzen in unbestimmbaren Tönen — aber es ist doch erträglicher geworden. Aus der westlich der Stadt neu erbauten indisch-byzantinisch-russischen Kirche, einem pagodengleichen, überladenen Prachtwerk, erklingen Orgel und Stimmen; die frommen Russen danken dem Schöpfer, dass es Abend geworden ist!

Im hochgelegenen, staubigen und sandigen Stadt- oder Gouverneursgarten spielt eine Kosakencapelle vor einem interessanten, europäisch-orientalischen Publicum hübsche Tonstücke; der Dirigent wirkt selbst auf der Flöte mit. Es ist, als wenn alle 120.000 Einwohner sich auf einem Flecke Rendezvous gegeben hätten, so eng und so beengend wird es dem an die Verhältnisse nicht Gewöhnten. Bettler und Arbeiter, Mönch und Soldat, Bürger und Bauer, Kind und Greis, Mann und Weib — sie alle lechzen nach einem erquickenden Hauch, nach befreiendem Odem. Dass die Frauen sich nicht mit Blumen schmücken, dass in dem sogenannten Garten kein gefiederter Sänger sein Liedchen trillert, kommt daher, dass jedes Blumenleben verkümmert, kein Vogel existieren kann.

Von der Höhe dieser Anlage überblickt man am besten die Stadt. Zwischen den modernen europäischen Profanbauten stehen arabische und persische Wohnhäuser, Bäder, Bazare, schlanke, frei ragende Minarets. Man sieht den von der Natur, nicht von Menschenhänden geschaffenen Hafen, der sich halbrund an die Stadt schmiegt. Zwei Bergzungen, welche sich in das Meer erstrecken, dienen als Wellenbrecher; sie sind es, die den natürlichen Hafen bilden.

Man blickt indiscret in die weiten Höfe der großen Handelsmagazine, der Vorrathsräume und Lagerhäuser. Auf den

flachen, rechteckigen Dächern nehmen sich die Ventilatoren und Luftableiter wie kleine, schmale, arabische Stelen aus. Im Vordergrunde die eisernen Elevatoren des Hafens, und auf der Rhede draußen ein Wald von Masten, Schloten und Segeln.

Bis zum maurischen Bahnhof, der in sandiger Einöde sich erhebt, schweift der Blick. Käfigartige, schmale, zweiräderige Karren, deren roher schmaler Holzkasten mit naiven Ornamenten bemalt ist, bewegen sich in jener Richtung. Sie haben als Ziel die große

Moschee Schach-Sinda in Samarkand.

Sandwüste, wo morgen Sonntag der Markt abgehalten wird. Das ist fürwahr ein Bild, welches sich dem Gedächtnis unverlierbar einprägt! Aller erdenklicher Kram, alles was in Russland weggeworfen wurde, wird angeboten. Nichts ist so schlecht, als dass es keinen Käufer fände. Von der Windel des neugeborenen Kindes bis zum Sarge, vom Federmesser bis zur Motormaschine, vom Gänsekiel bis zum Koran, vom Kamm bis zum Stiefel ist alles und jedes zu haben: Mäusefallen und Melonen, alte Röcke und Haartinctur. Die Waren lagern im Sande, von Millionen Fliegen bedeckt.

Noch am Abend unserer Ankunft in Baku fuhren wir hinaus nach Bibi-Eybat, um die nur des Nachts wahrnehmbaren Gasquellen auf offenem Meere in Augenschein zu nehmen. Es sind unterseeische, vulcanische, wie behauptet wird, schwimmende Inseln, welchen Gase und Naphtha entströmen. Ein Regierungsdampfer suchte gerade die Stellen ab und warf lange, brennende Fackeln auf die Oberfläche des Wassers. Die seltsame, geisterhafte Scenerie rang uns Erstaunen und Bewunderung ab. An mehreren Stellen entzündeten sich die Gase im raschen, leichten Aufblitzen von hellen Flammen. Fackel um Fackel wandert über Bord, sie schwärmen wie Leuchtkäfer, wie blutrothe Adern in die schwarze Nacht hinaus. Aus dem Wasser steigt eine Feuersäule auf, bald senkrecht in die Höhe, bald in gebrochenen Garben. Ueber vierzig Minuten brannte eine solche Gassäule, aber manche brennen fort zwei bis drei Tage.

Mächtig lodernd sahen wir das Phänomen, als wir uns schon lange auf dem Rückwege befanden. Um Mitternacht machten wir halt im Rothschild'schen Werke auf einem breiten Hügel. Aus einer Tiefe bis 250 Meter wird mittels Dampfpumpe das rohe Erdöl gewonnen. Jeder Stoß der Pumpe bringt 40 Pud (1 Pud 40 Pfund, 1 Pfund = 32 Loth oder 1/3 Kilogramm) empor. Das dauert im ganzen eine Minute. In einer Stunde werden also 2400 Pud des kostbaren Rohstoffes so gut wie mühelos aus dem Schoße der Erde heraufgebracht!

Neun Zehntel der gesammten russischen Petroleumindustrie liefert Baku mit 400 Millionen Pud jährlich aus 200 Bohrlöchern, vielen Fontainen und Springbrunnen. Von jedem Pud werden 60 Kopeken an Steuern entrichtet. Im Jahre 1898 betrug diese Abgabe 20 Millionen Rubel. Petroleum ist in Russland ein unentbehrliches Heizmittel, welches auf vielen Industriegebieten die Kohle ersetzen muss. Die Berg- und Hüttenwerke, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, Fabriken, kleine Werkstätten, Arsenale arbeiten mit Petroleum.

Die eigentlichen, zum großen Theile den schwedischen Gebrüdern Nobel gehörenden Naphthaquellen befinden sich auf der Halbinsel Apscheron. Man gibt die Zahl der Fontainen mit 800 an; deren Tiefe reicht bis zu 550 Meter. Das rohe Material besteht aus

einer dünnflüssigen, grünlichen, gegen Licht gehalten, bernsteinbraunen, leicht explodierbaren Masse, aus der durch Raffinade das klare, farblose Petroleum oder Photogen — die Russen sagen Kerosin — gewonnen wird. In weiterem Verfahren ergibt sich auch Benzin. Wie gebannt bleibt man vor dem Naturschauspiele stehen: steinige Einöden, wo der Wind die von der Sonne verdorrten Disteln und winzigen Hälmchen schüttelt. Lautlose Stille herrscht auf der weiten Fläche — hinter uns, unten fluthet lautlos das silberne Meer, aber nicht lautlos ist der dampfende Vulcan; wie aufblitzende Sterne öffnen sich feurige Löcher in der schwarzen Erde, es quillt, schäumt und schießt wie ein Strom von Diamanten; es rinnt und rieselt, strömt und prasselt, schimmert und leuchtet. Wohin man sich wendet, nach rechts, nach links, nach vorn, nach rückwärts, klaffen tiefe, breite Schlünde, aus denen die Kraft des Dampfes Welle um Welle heraufrollt. Es vereinigen sich sämmtliche Fontainen zu einem Sausen und Brausen, zu einem Rauschen, Summen und Toben!

Wenn ein Krater Feuer fängt oder aus irgend einem Grunde angezündet wird, so ist ein Verlöschen desselben unmöglich; er brennt monatelang. Riesige Feuer- und Rauchsäulen, gegen die die Menschen Zwerge sind, erheben sich in die Luft!

Die Hauptraffinaden sind in Bjély Górod und in Tschérny Górod (Weiße respective Schwarze Stadt). In Petroleumlachen oder -Pfützen, die über den ganzen Ort verbreitet sind, ziehen sich Röhrenstränge, welche lose, einer über dem anderen, frei zutage liegen. Jede Fabrik hat einen Strang. Sowohl diese Leitungen wie die öden, von Menschen soviel als möglich gemiedenen Gassen bieten ein Bild von Regellosigkeit, Schmutz und Staub. Kein System, kein Styl; die Hütten ohne Fenster, mit flachen Dächern, welche durch breite Oeffnungen Luft und Licht einlassen. Ueberall Chaos, ständige Verwüstung. Nichts hat Werth, erregt Interesse. Hauptsache ist und bleibt — das Petroleum, welches in den Röhren zu den hunderten von Eisenbahnzügen auf Tschérny Górod geleitet wird, um in den weitbauchigen Cisternen als theure, in Europa vielbegehrte Fracht exportiert zu werden. Tag und Nacht verkehren ununterbrochen die Züge, in Raum- und Zeitdistanzen von acht Minuten! An

und für sich sind diese großartigen Geleiseanlagen, mit denen sich in Europa keine vergleichen läßt, sowie die zahlreichen Petroleumtrains, die Telephons, Telegraphen sehenswerth. Alles ist jedoch primitiv, wie für den Augenblick installiert. Das ist durch das Eigenthümliche des Fabrikats, durch seine Gefährlichkeit und Beschaffenheit schließlich erklärlich. Nicht auf Schönheit, sondern auf Nützlichkeit wird das Hauptgewicht gelegt.

Aus diesem Bereiche von Röhren- und Schienensträngen, von Fontainen, Brunnen, Fabriken, Magazinen, Depots, Comptoirs, Reservoirs, Cisternen, Kesseln, Rauchschloten und Werkräumen gelangt man nach Surachany zu dem Tempel der Feueranbeter, wo die Parsen, heidnisch gesinnte Quäker des Orients, und als Bekenner der Lehre Zoroasters fanatisch, das „Ewige Feuer" anbeten. Sie rufen und beten auch die Sonne an, als das edelste Bild des göttlichen Wesens. Das ewige Feuer gilt ihnen als Symbol des göttlichen Gestirnes. — Es handelt sich einfach um fortwährend brennende Naphthagase. Die Tempel sind viereckige Bauwerke aus Ziegeln mit arabisch gewölbtem, offenem Thorbogen. In der Mitte brennt das „heilige Feuer", dessen Dämpfe sich durch Rauchfänge auf dem flachen Dache verziehen. Eine ungeschlachte Kuppel schließt den Bau nach oben ab.

Das Suchen respective das Graben nach Naphtha ist jedermann gestattet. Das Schurfrecht ist also frei. Verliert jemand Geld dabei, so ist es seine Sache. — Viele Unternehmer, welche vergebens gebohrt haben, sind zugrunde gegangen, andere, wie Nobel und Rothschild, haben zu den ungezählten Millionen ihres Vermögens ohne sonderliche Anstrengung neue hinzugefügt. Sie verdienen an dem unentbehrlichen Producte tausende Percente.

Die Hast nach Geld und Gut, die Jagd nach dem Glück, die Sucht nach Verdienen, nach dem Begründen großer Vermögen ist in Baku größer als anderswo. Alles übrige ist Nebensache. Nach erreichtem Ziele verläßt man den sterilen, ungastlichen Boden, um anderswo dem Leben zu — — leben.

VII.

Centralasien.

Mehr denn je sind die Augen der Welt nach Asien, dem Boden der ältesten historischen Erinnerungen, dem bedeutendsten Schauplatze der Geschichte dieser Erde, gerichtet. Nicht der Wunsch allein, die Luft in jenem Ländercomplex, im Innern des zweiten Welttheils, den man Centralasien nennt, zu athmen, führt den Reisenden dahin, sondern die menschliche Theilnahme und die Tiefe des Empfindens für Menschen der Vergangenheit, aus denen Russlands ruckweises Vorwärtsdringen Menschen der Gegenwart gemacht hat. Russland beherrscht bereits die Wege nach China, Persien und Indien und behauptet dieselben mit starker Kraft. Den Uebergang aus dem westlichen Asien in den Bereich des ungeheuren britischen Besitzes bildet nur noch Afghanistan, die dermalige breite Schranke, welche die beiden Mächte voneinander trennt.

„Sei im Besitze, und du wohnst im Recht." Das ist der leitende Gedanke der russischen Eroberungen im centralen Asien. Die Menge macht nach Racine wenig Unterschied zwischen dem, was tausend Jahre, und dem, was tausend Meilen von ihr entfernt liegt. Der orientalische Fatalismus lehrt die Menge erkennen: „dass einmal alles an Ermüdung oder Zerbrechlichkeit zu Ende gehen muss". Tout passe, tout casse, tout lasse.

Das war der schlaffe Geist, der die Völkerschaften bei ihrem Widerstande gegen den Eindringling beseelt hat, und da man, wie Cavour behauptet, mit Bajonnetten alles machen kann, nur sich nicht auf sie setzen, so hatten die von allem Anfang an in strategischem Vortheil befindlichen Russen leichtes Spiel in ihren großartigen Unternehmungen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

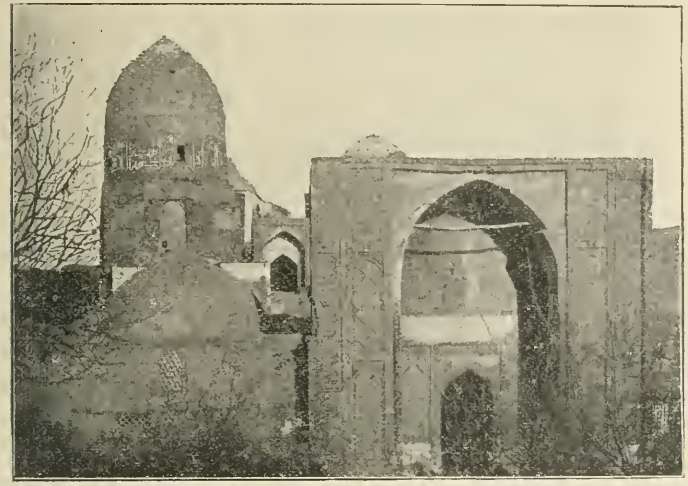
Wenn man Baku verläßt, empfindet man ein Gefühl der Erleichterung, als sei man aus einem Zimmer voll widrigen Geruches in die reine salzgetränkte Seeluft hinausgetreten. Die Fahrt an die Ostküste des Kaspischen Meeres dauert nur zwei Tage. In diesem südlichen Theile, wo viele Robben vorkommen, ist die See sehr ruhig. Nachts hüllt dicker Nebel das Fahrzeug ein, so dass man vom Schiffsgeländer nur den aufschäumenden Gischt wahrnehmen kann. Nach Mitternacht lohnt Asiens reicher Sternenhimmel den Seefahrer.

Die Landung in der Bucht von Krasnowodsk geht glatt vor sich. Hier wähnt man sich auf dem Zauberteppich aus „Tausend und eine Nacht", auf dem man plötzlich nach fremden Ländern versetzt wird. Hier ergoß sich im Alterthum der Oxus in das Meer, aber damals bestand noch keine menschliche Niederlassung an jener Stelle. Die Ortschaft ist nichts weiter als eine Operationsbasis der russischen Heeresleitung, und überhaupt erst seit drei Jahren als solche begründet. Vordem war der kleine Hafen von Ufra, weiter nordöstlich, der Stützpunkt.

Der Hafen von Krasnowodsk wird durch die vortretenden Berge gebildet. Kahl und zerklüftet schieben sich die braungelben Felsen coulissenartig mit Spitzen und Zacken vor. Ihre Formation ist eine alpine, doch öde und traurig deren Anblick. In weitem Halbkreis schmiegt sich der langgestreckte Ort an die offene Bucht, durch die zwei lange Holzmolos laufen. Der linke Stadttheil ist älter als der rechte, die Häuser sind mehr oder weniger Hütten, klein, unansehnlich, aus Lehm oder Holz gebaut, nach indischer Art. Keine Spur von Vegetation, alles grinst kahl in die heiße Luft; bei 40° C. setzt der Wanderer seinen müden Fuß durch tiefen, gelben, brennenden Sand. Kein Brunnen, keine Quelle, kein Wasser, kein Eis. Mittels eigens con-

struierter Maschinen läßt die russische Regierung das Meerwasser entsalzen und destillieren, aber es ist im besten Falle lau, denn kühlende Mittel sind nicht vorhanden, können auch ihre niedrige Temperatur in diesem riesigen Feuerschlund, in dieser glühenden Sandwüste nicht behalten.

Die enorme, bis zur Gefühllosigkeit wirkende Hitze brütet über dem schattenlosen Orte, der einen provisorischen, einen



Moschee Schach-Sinda, Vorderansicht (Samarkand).

flüchtigen Eindruck gewährt. Menschenleer sind die sandigen Wege, aus denen sich schon sogar eine kleine hölzerne, neuerbaute Kirche erhebt. Ein länglicher, weiß getünchter Bretterbau mit einigen verkommenen, mißrathenen Bäumchen, deren Wurzeln aus dem tiefen Sande keine Lebenskraft saugen können, ist das Militär-casino, daneben befinden sich die Baracken der Truppen, das Garnisonscommando, die Polizei, unweit die Petroleumreservoirs, die für ganz Centralasien Brennstoff liefern, das Etappengefängnis für Sibirien und das Emigrantenhaus, welches die in das Innere ziehenden russischen Auswanderer aufzunehmen bestimmt ist.

Die russische Regierung hat sich nämlich von dem richtigen Colonisationsgedanken leiten lassen, dass die Eingebornenmassen mit nationalen Elementen durchsetzt werden müssen. Assimilierung einerseits — Auseinanderhalten anderseits sind die Ergebnisse dieser Ansiedelungen. Bis zum Jahre 1898 wurde jedem russischen Einwanderer für sich und seine Familie freie Beförderung bis nach Taschkend gewährt. Von dieser Begünstigung wurde denn auch, wie wir uns später überzeugten, großer Gebrauch gemacht.

Ein gewisses altrussisches Element in der Einwandererschar brachte die Schauermär mit, dass die Juden auf der Brust einen Blutfleck haben. Diesem fanatischen Unsinn zu steuern, hatten die Behörden viel zu thun, aber es gelang ihnen, den in niederen, überfrommen Schichten im Innern Russlands verbreiteten Unsinn jenseits des Kaspischen Meeres zu widerlegen.

Der Aufenthalt in Krasnowodsk und die Reise in das Innere ist keine so leichte Sache, als man dies gemeiniglich annehmen würde. Zur Reise nach Centralasien bedarf man einer speciellen, vom russischen Kriegsminister, derzeit General Kuropatkin, vom vidierten Auslandspass gänzlich unabhängigen Erlaubnis, welche sehr schwer zu erlangen ist und von den Militärbehörden jederzeit außer Giltigkeit gesetzt werden kann. Das gesammte unterworfene Gebiet steht unter der obersten Verwaltung des Kriegsministers. Diplomatische oder consularische Vertretungen werden nicht zugelassen; es hat daher jeder, der sich in das transkaspische Gebiet mit der erwähnten Erlaubnis begibt, auf diplomatischen Schutz seitens des eigenen Staates nicht zu rechnen.

Der Fremde wird im allgemeinen mit großem Misstrauen behandelt. Man vermuthet in ihm nicht den harmlosen Touristen, den Wissensdrang in das weite Czarenreich führt, sondern einen verkappten Spion, einen Kundschafter, der das, was er sieht, zum Nachtheile Russlands verwerthen wird.

Wenn solch ein Fremder kein Engländer ist, so wird er noch halbwegs geduldet. Ist er aber ein Sohn Albions, so ist er so gut wie verloren. Abgesehen davon, dass er die Reiselegitimation nur mit den größten Schwierigkeiten, bei erbrachtem

Nachweis seiner Ungefährlichkeit, erhalten kann, richten Publicum und behördliche Organe das peinlichste Augenmerk auf ihn. Der Russe ist in dieser Beziehung vollkommen ohne Scrupel. Als echter Naturmensch sagt er jedermann derb die Wahrheit heraus, und so ist auch sein Verhalten, wo es ohne Worte geht. In nationalen Dingen ist er schonungs- und rücksichtslos — Takt und Delicatesse im Umgang, ferner im Verfolgen, im Erreichen eines bestimmten Zieles überläßt er seinen Diplomaten. Ein Engländer, der einmal durch irgend ein Ungefähr die Aufmerksamkeit auf sich zwischen Krasnowodsk und der afghanischen Grenze gezogen hat, läuft förmlich Spießruthen; er wird fortwährend beobachtet, er kann nichts beginnen, nichts vollbringen, ohne dass die Polizei es weiß; bei dem geringsten Anlasse wird er ausgewiesen, manchmal kann es ihm noch schlimmer ergehen.

In Krasnowodsk, als der Einbruchsstation in das Innere, hat man daher auf jede fremde Erscheinung ein besonderes Augenmerk. Man mag sich verhalten wie man will, jeden Augenblick kann der erstbeste Polizist, der erstbeste Officier herantreten, um Papiere und um Zweck der Reise forschend fragen.

Wir hatten es gut, — wir waren in Gesellschaft des russischen Staatanwaltes; er wurde über uns ausgefragt, natürlich folgten beruhigende Antworten. Einmal wären wir aber beide übel angekommen, denn unser Freund trug einen indischen Korkhelm und sprach französisch mit uns. Was natürlicher, dass der erste Gehilfe des Oberprocurators von Petersburg ein Engländer sein musste!

Sieht man sich in Krasnowodsk näher um, so wird man, wenn man auch nicht das erstemal den Boden Asiens betreten hat, über die mannigfaltigen Menschentypen mit stumpfem, thierischem Gesichtsausdrucke, über die Plastik der Gestalten, über den Reichthum der Farben staunen.

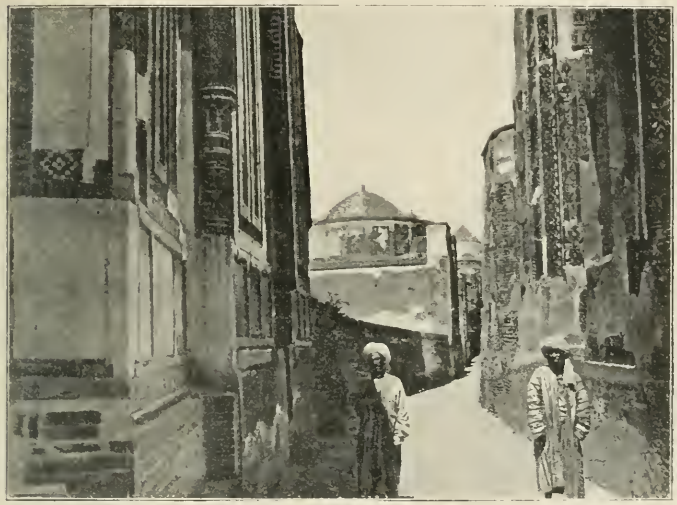
Noch mehr wächst das Staunen, wenn man in der Sandwüste den als Villa gedachten, in arabischem Styl mit Terrassen und Freitreppe erbauten Bahnhof erblickt. Artjelschtschiks — Gepäcksträger eilen geschäftig hin und her, andere befestigen an den Wänden Kundmachungen in persischer Sprache über die eben erloschene Pest. Außerhalb der Station werden lange Trains

als Wasserzüge formiert. Der große Postzug für Samarkand wird eben zusammengestellt. Er ist zur Ablenkung der Sonnenstrahlen weiß lackiert. Nur die Frauenwaggons II. Classe sind braun, jene der III. Classe grün bemalt. I. Classe existiert nicht. Zwei mächtige, mit Petroleum geheizte Locomotiven sind vorgespannt. Am Ende befinden sich ein Küchen- und ein Speisewagen, allerdings primitiv, aber nützlich und praktisch eingerichtet. Die Verpflegung ist nicht sonderlich gut, auch nicht billig. Das Bier ist mit Glycerin versetzt, bitter, gebrochen, ungenießbar. Es kann beim Mangel an Eis nicht eingekühlt werden. Hoch im Preise ist der Wein, dagegen billig der Kwaß, Limonaden, Fruchtsaft — aber alles warm! Das Weißbrot ist nicht ausgegohren, weil ohne Hefe gebacken; besser ist das schwarze Roggenbrot; die Laibe in diesen Gegenden sind so groß wie ausgewachsene Kinder — ein russisches Pfund kostet 16 Kopeken. Sauerteig scheint man gar nicht zu kennen. In einem besonderen Compartiment befindet sich ein Feldscherer mit einer completen Apotheke.

Der Erbauer der transkaspischen Bahn ist General Annenkoff, dessen Porträt in jeder Station neben dem Bilde des Kaisers zu sehen ist. Er hat mit diesem Schienennetz eine culturhistorische That von hoher Bedeutung vollendet. Das Dampfross hat die Fesseln gelöst, welche sich schwer um Cultur und Civilisation gewunden haben.

Eine Eisenbahn in Gegenden zu bauen, wo alles, was hierzu nothwendig ist, sozusagen auf der Straße liegt, und alle technischen Hilfsmittel sowie -Kräfte zur Hand sind, ist heutzutage keine schwere Kunst. — Anders aber in den Einöden östlich vom Kaspischen Meere! Dort musste erst alles von weither, aus dem Innern Russlands herbeigeschafft werden. Es waren unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es gelang, die eichenen Schwellen in den tiefen Steppensand zu betten. Dass es gelungen ist, ist ein glänzender Beweis menschlicher Zähigkeit und Energie, zielbewussten Wollens und glücklichen Vollendens. In bestem Sinne des Wortes hat Russland die Cultur nach Osten getragen, hat es ein unermessliches Gebiet der Forschung und civilisatorischer Bethätigung erschlossen. Gewöhnlich gehen bei Eroberungen die Diplomaten und Ingenieure voran und dann folgt

erst das Heer. Hier aber war es umgekehrt. Wie auf einem Zifferblatt der Weltgeschichte, folgt der Blick in Asiens Chronik der Entwickelung der russischen Macht, wobei allerdings nicht geleugnet werden soll, dass damit das Verschwinden und Untergehen von Staaten und Völkern verbunden ist. Dem Werden, Leben und Sterben dieser Völker wird kein Wiedererwachen folgen. Wetterschwanger hat sich die furchtbare russische Macht



Zugang zur Moschee Schach-Sinda (Samarkand).

gegen den Osten zusammengeballt — eine Welt versank im Staube vor ihr!

Der lange Zug setzt sich langsam, fast feierlich in Bewegung. Er wird vier Tage und vier Nächte die 1800 Werst bis nach Samarkand rollen. Die Hauptstationen sind: Kazandjik, Kizil-Arvat, Askhabad, Kukha, Douchak, Merw, Geog-Tepe, Amou-Darja, Karakoul, Buchara, Tscharschui, Samarkand. Die Bahn läuft anfangs der Küste entlang, an Salzsümpfen und kahlen Felsen vorbei, um in die Wüste Kara-Kum zu übergehen. Die Richtung ist gerumme Weile nördlich, dann östlich. In den

ersten Stationen ist ungebührlich langer Aufenthalt. Die Passagiere, unter ihnen Officiere, welche das Georg-Kreuz am schwarzgelben Bande im Knopfloch tragen, kaufen sich aus Zeitvertreib Meerkrabben, unseren Krebsen ähnlich, eine Handvoll für fünf Kopeken. Die Bahnwächter sind active Soldaten vom Eisenbahn-Regiment, wohl bewaffnet. Ihre Gehilfen sind verlässliche Eingeborene, welche ebenfalls mit Gewehren versehen sind.

Die kühnen Sonnenflieger, die Libellen, umschwärmen den durch die Wüste brausenden Zug. Der Steppenwind fegt den Sand in die Lüfte, wo er bald als Säule, bald als Trombe emporwirbelt. Die Hitze im Coupé hat 30° C. erreicht.

Die Wüste Kara-Kum setzt sich über die Grenze Chiwas fort, wo sie sich mit dem Sandmeere Kisil-Kum vereinigt. — In Chiwa blühte noch bis zum Jahre 1873 der Sclavenhandel, der erst über Russlands Einschreiten abgeschafft wurde.

Ueber der unfruchtbaren, weil unbewässerten Erde, „Löß", steigen Sandhausen auf, die Maschine eilt weiter, in der Luft eine dunkle Rauchwolke hinter sich lassend. Bei Kisil-Arvat erblickt man zum erstenmale die Grenzgebirge Persiens, welche sich in einer festen Masse bis nach Asthabad hinziehen. Am nächsten Morgen wird Bami erreicht, wo ein Trupp serbischer, phantastisch gekleideter Zigeuner als Colonisten den Zug verlässt. Die stämmigen Figuren werden von den Teke-Turkmenen nicht mit besonderem Wohlgefallen betrachtet.

Die Teke-Turkmenen, deren Land wir hier betreten haben, waren früher sehr kriegerisch und räuberisch; ihre Felder ließen sie durch Sclaven aus Iran bebauen. Jetzt sind sie selbst friedliche Ackerbauer. Sie wurden mit der Zeit tüchtige russische Soldaten in Kosaken- und Tscherkessen-Regimentern und wurden den Russen zur Heeresfolge unentbehrlich. Der Teke-Turkmene hat gewöhnlich zwei Frauen, welche durch Geld erworben werden müssen. Die Ehe kann demnach, weil gekauft, ohneweiters gelöst werden.

Wenn man diese kernigen, entschlossenen Gestalten in ihren weiten Mänteln, mit den hohen Fellmützen und der materialischen Haltung sieht, so muss man zugeben, dass die centralasiatische Bahn eine zwingende Nothwendigkeit der russischen Politik —

gewesen ist. Sie ist eine strafende Geisel, ein wichtiges Instrument in der Hand der Commandanten, mittelst welchem nach jedem bedrohten Punkte Truppenmassen geworfen werden können.

Selten ist eine Oase oder eine von den Russen nach dem Linearsystem angelegte Stadt in den einförmigen Steppenflächen zu sehen. Ab und zu taucht aus dem weiten, sandigen Ocean ein Kischlak — turkmenisches Dorf — auf mit runden, lehmigen Kibitkas (Hütten), die alle eingefriedet sind. Das dürre, lange Steppengras wird gierig von den Kameelen aufgefressen. Regenmangel, extreme Hitze, die Heuschrecken vernichten jedes Pflanzenleben. Der bleierne Dunst der Wüste verdampft das Wasser an der Küste, die östlichen Steppenwinde hingegen wehen den Flugsand in das Meer. Die Locomotive, die Wagen, das Innere derselben, die Passagiere sind stets voll Staub und Sand, der durch die feinsten Ritze eindringt. Bis zum Horizont reichen die hohen Sandwellen, die, beweglich, bis an den Bahnkörper herantreten, die Schienen ganz überdecken. Daher die kostspielige Bahnerhaltung, die vielen fegenden Streckenarbeiter, die langsame Fahrt. Kaum ist der Sand nach rechts gefegt, so kommt er von links. Der Sand arbeitet immer. Selbst die Schutzwände gegen Verwehungen werden von den feinen, gelben Körnchen erdrückt. Die in Abständen an der Trace deponierten Reserveschienen müssen, um vom Sande nicht eingeweht zu werden, auf hoch gebauten, soliden Trägern befestigt werden. Die ab und zu durch irgend einen Zufall emporgewachsenen Grashalme werden vom schiebenden Sande niedergehalten, gebeugt, verschüttet. So weit die menschliche Sehkraft reicht, kein lebendes Wesen, kein organisches Leben, kein Laut, kein Weg, kein Baum, kein Strauch in dem endlosen Gebiet. Alles monoton, still, todt in der Steppe, an deren Horizont das Auge ängstlich nach den Stützen des Firmamentes sucht.

Und dennoch ist ein Sonnenuntergang in dieser Wüste Asiens von herrlichstem Reiz. Die Nacht folgt dem Tage ohne Uebergang. Schwacher Nebel verläuft sich im Hintergrunde, bleicher Mondschein gießt geisterhaftes Licht aus, die rothen und grünen Laternen der Stationen sind zu sehen — sonst ist alles nur noch stiller geworden. Die Stationen sind weit auseinander geschoben,

sie sind eigentlich Ausweichstellen. Keine Ortschaften breiten sich hinter ihnen aus, dagegen gemahnen hohe hölzerne Kreuze neben einsamen Gräbern, an hier einsam gestorbenen Bahnbeamten oder -Arbeiter. Sie wurden gleich neben dem Bahnhöfchen bestattet, um deren Ruhestätten besser vor dem Fanatismus der Eingeborenen schützen zu können.

Im Zuge mit uns fuhr ein alter Perser, der viel in Europa herumkam, und selbst Wien gesehen hat. Sein zehnjähriger Sohn sprach nicht weniger als fünf orientalische Sprachen. Er erzählte uns anregend von seinem Herrscher, Schah Muzaffered-Din und von dessen Vertreter beim Kaiser Franz Josef — von dem er mit dem Ausdrucke höchster Bewunderung und Verehrung sprach — Neriman Khan, der ja gar kein Perser, sondern ein Armenier sei, und wie man von den Unterhaltungen dieses Diplomaten in ganz Persien unterrichtet ist.

In Askhabad nahmen wir Abschied von dem gebildeten, freundlichen Orientalen, der sich von hier mittels Wagen nach seinem Vaterlande begab. Vom nahen Grenzgebirge führt ein Weg nach Medsched, wohin die zahlreichen Perser von Askhabad einen regen Handelsverkehr unterhalten. Es führen auch Gebirgspfade hinüber, diese aber sollen wegen der Räuber und Schmuggler gefährlich sein.

Die Höhenzüge bilden die charakteristische Grenze zwischen der turanischen und persischen Welt; sie bilden den Abschluss der persischen Provinz Chor-assan, welche durch den Eisenbahnbau (1880—1888) sehr gewonnen hat.

Von Medsched führen nach dem Innern des Landes nur schmale Wege; nach Teheran, Ispahan, Schiras, und nach Kerman, zwischen Beludschistan und dem persischen Golf, kann man nur reitend gelangen.

Von Enseli nach Kaswin und von Resht nach Täbris haben die Russen eine Straße gebaut und sie den Persern so gut wie geschenkt. (Kleine Geschenke, auch ganze Landstraßen, erhalten die Freundschaft!) Dafür haben russische Ingenieure das Recht erhalten, die Kupferbergwerke von Aserhjem auszubeuten, Banquiers die Russisch-Persische Bank zu begründen und die Regierung die Concession zu einigen Bahnbauten im

Norden von Persien. Anstatt die Wohlthat des Verkehres auf der erwähnten Straße der Allgemeinheit anheimzugeben, hat der Gouverneur von Täbris, ein Bruder des Schah, die Straße in zehn Zonen eingetheilt, und für jede Zone eine Benützungstaxe von fünf Rubel vorgeschrieben! So kann also nur der auf der neuerbauten Straße fahren, der die Mauth bezahlen kann.

Moschee Bibi-Hanimé in Samarkand.

Der Arme muss auch fürderhin die gewöhnlichen Saumwege einschlagen. . . .

Von unserem Medscheder Freund erfuhren wir auch, dass es ein sogenanntes „Persisches Insectenpulver", wie es findige, rasch reich gewordene Speculanten in Wien hinausposaunen, gar nicht gibt. Kein Mensch kennt in Persien ein derartiges Präparat, ja nicht einmal eine Pflanze, aus der es erzeugt werden könnte. Als Beweis für diese Behauptung zeigte uns der alte Herr

Zettel und Dosen aus Rußland, welche sich auf den Import des Insectenpulvers aus diesem Lande beziehen. Man wäre in Persien jedermann sehr dankbar, wenn er ein geeignetes Mittel zur Ausrottung des Ungeziefers brächte. Heiliger Zacherl!

Askhabad ist eine Oase in der Wüste und ein hervorragender strategischer Stützpunkt. Freundliche, baumgeschmückte Straßen, schöne Gärten, ein großer Marktplatz mit Bazar, gefällig öffentliche Gebäude machen die Stadt zu einer der interessantesten in Turkmenien. Die Hitze während unser kurzen Anwesenheit betrug im Schatten 31° C. In der Nähe befindet sich eine tiefe Höhle mit einem See. Ein Schleier ewiger Nacht umfängt die kleinen Vögel der Höhle, welche nie die Sonne gesehen.

Merkwürdig ist eine Narbenkrankheit, Pendinka genannt, welche plötzlich auftritt, und besonders Gesicht und Nase mit kleinen Beulen sowie Warzen bedeckt. Nach zwölf Monaten fallen die Geschwüre ab, eine entstellende Narbe zurücklassend. Ein Heilmittel ist dagegen nicht vorhanden, und die schönsten Frauen und Mädchen können von dieser bösen Erscheinung nicht gerettet werden. Auch das in der Stadt grassierende Fieber fordert seine Opfer. Meistentheils sterben an demselben Kinder.

In Askhabad wurde im Monat Mai 1899 eine Stangensche Reisegesellschaft aus Berlin, welche sich nach Turkestan begeben wollte, infolge ihres überlauten Benehmens von der Gendarmerie auf dem Bahnhofe angehalten und nach dem Erlaubnisschein für Transkaspien befragt. Der Führer der Gesellschaft konnte einen solchen aber nicht vorweisen, weil er keinen besaß; die weite Reise wurde einfach ohne behördliche Bewilligung unternommen, und hier kam es auf. Der betreffende Waggon wurde abgekoppelt, die Reisenden unter Bewachung gestellt, und sie konnten erst nach zwei Tagen, nachdem die erbetene telegraphische Bewilligung aus Petersburg angelangt war, die Fahrt fortsetzen.

Das ist ein Beweis von der Gefälligkeit der russischen Behörden, denn sie konnten die nachträglich erbetene Erlaubnis verweigern, aber auch ein Pröbchen Berliner Reisetechnik. Man schickt eine Gesellschaft nach Centralasien, ohne sich vorher um

Paſsangelegenheiten zu kümmern, nach einem Lande, wo ſelbſt der ruſſiſche Unterthan, ja ſelbſt jeder Officier legitimiert ſein muſs! Die genaueſten Erkundigungen wären Sache des unternehmenden Bureaus oder doch des begleitenden „Führers“ geweſen. Man that das nicht, weil man offenbar glaubte, der Berliner brauche keine Erlaubnis für dieſe Gegenden, er könne unbehindert überallhin ziehen. So hoch ſind aber die Spreebäume noch nicht gewachſen und ſie werden es auch nicht.

Man muſs ſo einen Stangen'ſchen „Reiſeführer“ nur kennen. Das Centralbureau mag von den beſten Abſichten geleitet werden, woran wir gar nicht zweifeln, aber der Menſch, der die Geſellſchaft anführt, wenn er einmal mit der Schar draußen iſt, waltet, wie es ihm beliebt. Man muſs auch bedenken, wer und was ſich zu dieſem Amte hergibt, und auf welcher Bildungsſtufe dieſe Leute ſtehen. Sie verdecken ihre Unwiſſenheit mit Grobheit und Anmaßung. Mancher putzt ſich zur Decoration noch mit dem Doctortitel auf, um beſſer imponieren zu können. Es kann das allgemein Geſagte ſelbſtverſtändlich nicht auf alle gemeint ſein, denn es gibt auch brave, ehrenwerthe Reiſemarſchälle, die, mit tüchtigem Wiſſen ausgeſtattet, Freunde und Lehrer der ihnen anvertrauten Reiſenden ſind. Aber wenn nur einer ſo iſt, wie es hier geſagt wurde, dann iſt es um die Geſellſchaftsreiſen ſehr ſchlecht beſtellt!

Anderſeits gibt es Theilnehmer, die, weil ſie reicher als die andern ſind, Ausnahmen, Bevorzugungen u. ſ. w. fordern, es ſogar frech verlangen. Mit ſolchen Menſchen kann freilich kein Führer auskommen. Wir haben auf dieſe Weiſe einen Berliner „Regierungsrath“ und einen deutſchen Belgier kennen gelernt, die an Charakterloſigkeit ihresgleichen ſuchen Der Cynismus des erſteren entweihte nur die Stätten, wo er hintrat. Derlei Subjecte untergraben die Inſtitution des Geſellſchaftsreiſens und ſchädigen im Auslande das Anſehen ihrer Nation.

Kukha und Douchak bieten dasſelbe einförmige, monotone Bild, wie frühere kleine Stationen; Baſthütten, umfriedet mit Lehmmauern, Aſiaten auf Kameelen reitend. Bald erſcheint die grüne, waſſerreiche und ſchattige Gegend von Merw in Sicht.

Auf dem Bahnhofe entfaltet ſich großſtädtiſches Leben. Zum erſtenmal ſeit Baku ſehen wir elegante Menſchen —

natürlich Russen. Auf dem Perron herrscht ein Gewühl von europäischen und asiatischen Uniformen, alle Waffengattungen und Chargengrade sind vertreten. Das geübte Auge wird aus dem fluctuierenden Bilde die rothen Abzeichen und vergoldeten Knöpfe der Gendarmerie-Officiere erkennen. Es sind ihrer eine respectable Anzahl, und während sie sich den Anschein geben, mit Kameraden anderer Branchen zu plaudern oder schönen Frauen den Hof zu machen, sind ihre Sinne und Augen auf den eingefahrenen Zug gerichtet, spähend nach diesem oder jenem Gesichte, nach diesem oder jenem Fremden, ernst überlegend, ob Anlass zum amtlichen Einschreiten gegeben sei oder nicht. Hart am Rande des Perrons, mit der Stiefelspitze den Prellstein überschreitend, stehen, Felsensäulen gleich, in kurzen Zwischenräumen Gendarmen, welche in die Coupés hineinblicken und jeden, der aus dem Zuge steigt, streng mustern. Der ganze Zug steht unter polizeilicher Bewachung, was allerdings in allen Stationen der Fall ist — hier aber mehr als in den andern.

Im Zuge selbst wurden wir auf der Herreise von einem Obersten, der sich als der Kreischef von Askhabad vorstellte, nach unseren Documenten gefragt. Scheinbar spielend, wurden unsere Landkarten, Feldstecher und Compass genau besichtigt. Von wohlwollenden Mitreisenden, auch vom Staatsanwalt wurden wir gebeten, nicht so eifrig Notizen zu machen, und wenn es schon sein muss, so doch in einer Form, dass sie eine eventuelle Prüfung durch die Behörden bestehen können.

Die Gendarmen schauten uns also neugierig ins Coupé. Wir wussten, dass von irgendeiner Seite auf uns aufmerksam gemacht wurde. Wir blieben jedoch unbefangen und unbelästigt.

Merw ist eine der ältesten Städte von Mittelasien und die Hauptstadt der Teke-Turkmenen. Sie liegt am Südostrande der großen Turkmenensteppe und ist als Knotenpunkt wichtiger Karawanenstraßen von großer handelspolitischer Bedeutung. Die Russen eroberten es im Jahre 1884 nach heldenmüthigen, blutigen Kämpfen, und deshalb ist ihr Auftreten gerade hier ziemlich imperatorisch. Sie besitzen das Gebiet des Murghab-Flusses bis an die Nordgrenze Afghanistans, sind also wie ein Knie zwischen Persien und Buchara hineingeschoben. Wegen des räuberischen

und fanatischen Charakters der Bewohner sind früher selten europäische Reisende hierher gelangt. Auch heute ist dies nicht der Fall, wenige Ausnahmen abgerechnet. Die vorhin erwähnte Erlaubnis für Transkaspien hat für Merw keine Giltigkeit, insbesondere aber nicht für das historisch berühmte Alt-Merw. Für die künftigen Operationen gegen Afghanistan, für einen Vormarsch nach Herat und bis zum Indus ist hier die strategische Entfaltungslinie der russischen Heeresleitung zu suchen. Für solche

Samarkand: Chir-Dar.

weltgeschichtliche, nicht aufzuhaltende Unternehmungen bereitet man sich natürlich schon im Frieden vor, und die Regierung hütet diesen Punkt mit Argusaugen. Zu Gunsten einer ungarischen Zigeunerbande wurde in Merw eine Ausnahme gemacht. Die kernigen Magyaren haben sich unter den vielen Armeniern, 7000 Russen und 200.000 Turkmenen als Werkleute und Pferdezüchter niedergelassen.

Die Teke-Turkmenen dieser Zone sind schöne, schmiegsame Gestalten mit blendend weißen, gesunden Zähnen und langen, tiefschwarzen Vollbärten; das Gesicht ist dunkelbraun. Sie tragen

feine Seidentalare, hohe Schaffellmützen oder runde, färbige, schirmlose Kappen, die am Scheitel und rückwärts mit allerlei silbernen Sachen geschmückt sind. Um den Leib tragen viele en bandalière ein Gehänge mit silbernen Glöckchen, welche beim Gehen angenehm erklingen.

Der Turkmene ist ein leidenschaftlicher Raucher und Theetrinker. Letzteren nimmt er aus einer Schale ohne Henkel, „Piola" genannt. Seine Frauen sieht man selten öffentlich. Die Mädchen heiraten bereits mit zehn Jahren.

Ostwärts hören die Oasen auf und die Sandwüsten beginnen wieder. Spärliches Gesträuch mit langen Wurzeln, welche ihre Nahrung in der tiefen Erde finden, huscht vorüber. Die Regierung hat diese enormen Flächen, welche ertragsfähig sind, mit großen Kosten bepflanzen lassen.

Je mehr sich der Schienenweg dem Amu-Darja nähert, desto freundlicher wird die Gegend, werden die Culturen üppiger. Das segenspendende Wasser des Stromes ersetzt den mangelnden Regen. Baumwolle gedeiht ganz besonders. Ueber fünf Millionen Pud gelangen jährlich zur Ausfuhr.

Dass die russische Baumwollernte von Jahr zu Jahr sowohl quantitativ als qualitativ bessere Resultate aufweist, ist wesentlich das Verdienst der Regierung. Ohne irgendwelche Kosten zu scheuen, wurde besondere Sorgfalt der Baumwollcultur in Turkestan gewidmet. Dabei gieng man sehr gründlich zu Werke. Im Auftrage der Regierung wurden Fachcommissionen nach Amerika entsendet, um daselbst den rationellen Baumwollbau zu studieren. Sodann wurden in Turkestan Bewässerungsarbeiten vorgenommen und zahlreiche Versuchsstationen errichtet.

Der Zug hält mittags vor Geog-Tepe, wo die von Fanatismus und Wuth getriebenen Turkmenen den Russen am 24. Jänner 1881 eine furchtbare Schlacht geliefert haben. Tausende russische Kämpfer sind dabei gefallen. General Skobeleff ließ nach erreichtem Siege die Soldaten plündern, was ihnen unter die Hände kam, und alles, mit Ausnahme von Frauen, niedermachen. Die Beute verkauften die Plünderer an die im Tross mitziehenden armenischen Marketender, diese wieder verlangten von den Soldaten für Lebensmittel hohe Preise,

worüber der Feldherr so erbost war, daſs er eine Anzahl derselben aufhängen, oder an Kanonenrohren erwürgen ließ.

Hinter dem Stationsgebäude wurde ein kleines Museum zur Erinnerung an die denkwürdige Schlacht und die endgiltige Unterwerfung der Teke-Turkmenen errichtet. Gegenwärtig sind Photographien der russischen Kaiser, Heerführer, Obercommandanten und General-Gouverneure, sowie russische kleincalibrige und ungeschlachte turkmenische Kanonen aus der Kriegszeit zu sehen — die weitere Ausgestaltung des Museums ist eben im Werden. Der Zug hält solange in der Station, bis die Reisenden alles genau besichtigt haben.

Die permanenten und flüchtigen Erdbefestigungen, Laufgräben, Schutzwälle der Turkmenen, von den Russen mit Dynamit gesprengt, sind noch vorhanden. Aus ihrer Anlage ist auch die Richtung des Kampfes zu erkennen. Auf dieses Bollwerk setzten die Vertheidiger, deren Greise, Weiber und Kinder sich mit Messern bewaffneten, und sich todesverachtend auf den Feind stürzten, ihre letzte Hoffnung. Mit dem Fallen desselben ist das Land der Turkmenen aus der Staatengruppe Centralasiens für immer gestrichen . . . .

Eilenden Laufes nähert sich der Zug, Geog-Tepe verlassend, in gerader Linie dem Gebiet des Amu-Darja, nach dem die Station benannt ist. Der Riesenstrom kommt aus dem Norden Afghanistans, von der Hochebene des Pamir herunter. Im Alterthum mündete er als Oxus an der Stelle, wo heute sich Krasnowodsk ausbreitet, in das Kaspische Meer. Jetzt ergießt er sich in den Aralsee in Chiwa, von den Russen das „Blaue Meer“ genannt. Nach dem Obersee in Amerika ist der Aral der größte See der Welt. Er ist 480 Kilometer lang und 750 Kilometer breit.

Der Ort Amu-Darja ist eine neubegründete russische Niederlassung von gewissem Ansehen. Mit seinen kleinen, sauberen Häusern erstreckt er sich weit ins fruchtbare Land hinein, zu beiden Seiten des Flusses, auf welchem ein regelmäßiger Anschlussverkehr, aufwärts, bis zur afghanischen Grenze in fünftägiger, abwärts, westlich, nach Chiwa, in viertägiger Fahrt stattfindet.

Der Amu-Darja hat schon oft sein Bett verändert. Er bildet zahlreiche Sandbänke, welche sich bald innerhalb, bald außerhalb der Grenzen seines Laufes befinden. Es war immer eine schwierige Aufgabe der geographischen Wissenschaft, genau seinen Lauf festzustellen. Der Strom, dessen Ufer vielfach zerrissen und gewunden sind, die sich bald hoch erheben, bald agrumenreiche, schwarze, humusartige, niedere Ebenen bilden, ist mindestens dreimal so breit als die Donau. Er spaltet sich in viele Arme, bildet viele lange Inseln, welche bei Hochwasser von den schweren schmutzig-gelben Wogen überschwemmt werden.

Soweit die russische Eisenbahnsphäre in Betracht kommt, ist der Amu-Darja bucharisch. Das erklärt seine Verwüstungen und seinen ursprünglichen Naturzustand. Mit der Fortsetzung der Bahn nach Turkestan wurde soviel als möglich reguliert, und eine der Inseln als Fundament für eine provisorische, fünf Werst lange Holzbrücke benützt. Das Holzgefüge ächzt unter der Last des schweren Zuges, der im langsamen Tempo in drei Viertelstunden die Brücke übersetzt. Um das Gewicht zu vermindern, wird statt der großen Locomotive eine kleinere, ohne Tender, vorgespannt. Im Zuge darf während der Ueberfahrt nicht geraucht werden. Die Brücke steht unter strengster militärischer Bewachung. Alle hundert Schritte steht ein Posten mit geladenem Gewehr, und Officiere unterhalten ständige Verbindung mit der Postenkette auf beiden Seiten. Wegen der häufigen Stürme sind die Telegraphen- und Telephonstangen nicht senkrecht aufgestellt, sondern liegend befestigt.

Flussabwärts wird an einer neuen, großartigen Brücke aus Eisen und Stahl gearbeitet. Drei von neun projectierten Pfeilern sind bereits fertig. Die immense Construction ruht auf den in die Achse gezogenen Inseln, was eine Verlegung der Geleise dies- und jenseits des Flusses zur Folge haben wird. Von welchem Gesichtspunkte immer man die Sache betrachtet — es ist zwar ein Instrument des Krieges, der Eroberung, welches da erbaut wird, aber auch ein Werkzeug stabilen Friedens, dass dem Weltverkehre in absehbaren Zeiten, der Cultur und dem Fortschritte mit jedem Pilotenschlage zu dienen berufen ist.

Jenseits des Amu-Darja erfreut sich das Auge an lang

entbehrtem Ackerboden, an fruchtbarer Scholle. Die Felder sind bebaut, die Vegetation gedeiht. Große Landstriche sind freilich verdorrt, von der heißen Sonne des Jahres 1899 verbrannt, viele Quellen sind versiegt. — Mit einem Rucke ändert sich das freundliche, landschaftliche Bild: die Region der Fruchtbarkeit weicht dem Chaos. Dieses traurige Chaos bildet den Uebergang von einer Wüstenei in die andere. Die Bahn hat die eroberten Gebiete verlassen und zieht nunmehr durch das Emirat Buchara,

Samarkand von der Hosret-Moschee gesehen.

mit dem wir uns später beschäftigen wollen. Karakoul ist die erste bedeutende bucharische Station. Eine Menge Häute und Baumwolle werden von hier verfrachtet. Die Hauptstadt des Landes wird in der gleichnamigen Station erreicht, wo der Zug längere Zeit hält. Die Eisenspur wendet sich an Mais- und Weizenfeldern vorbei nach Südost. Landwirtschaftliches Leben beginnt sich zu regen, Brunnen, Cisternen, Teiche werden sichtbar, Oase reiht sich an Oase, der Sand ist weit zurückgedrängt. Bauern, auf Eseln reitend, treiben feiste Ochsen im Kreise zum Dreschen herum. Fruchtbare, grüne Gefilde breiten sich von

Tscharschui ostwärts aus. Die lachenden Fluren von Turan, welche Turkestan von Iran und Afghanistan scheiden, erstrecken sich in welligen Linien: der üppigste Boden zwischen dem Kaspischen Meer, Sibirien, Chiwa, Buchara, Persien und der chinesischen Wüste Gobi, dem Hindukusch und dem Pamirplateau. Die reich gesegneten Gefilde der Provinz Turkestan erscheinen als das historisch gewordene Völkerthor, durch welches sich einstens asiatische Horden nach Europa ergossen. Heute ziehen europäische Russen den umgekehrten Weg! Das ewige Zerstören und Wiederaufbauen tritt in lebendiger Anschauung als ewiger Wechselprocess, in ewig aus dem Alten zum Neuen, aus dem Vergangenen zum Künftigen sich entwickelnde Werden der Menschheit vor die Seele. Der Geist alter Völker und Culturen ist heraufbeschworen und auf die freie Höhe des Denkens gestellt. Gebannt haftet der Fuß, kaum dem beflügelten Rad der neuen Zeit entlöst, an einem denkwürdigen Schauplatz, weilen die Gedanken in dessen Vergangenheit, und gebannt haftet das Auge an — Samarkand!

VIII.

In Samarkand.

Das erste, was sich unseren Blicken nach dem Austritt aus dem Bahnhof bot — es war in aller Frühe — war ein Transport gefangener und gefesselter Eingeborener auf mehreren Karren, von Soldaten in rothen Hosen escortiert. Das gab uns zu denken. Es fiel uns ein, dass jede despotische Macht entweder auf Liebe oder Furcht gegründet ist, selten auf die erste, manchmal auf beide zugleich; am häufigsten auf die letzte. Die Russen, die in der großen Lotterie der politischen Umwälzungen nur gewinnen können, hätten auch bei dem vor ihnen im Staube knienden Volke, dessen fanatischem Schwert sie das sanfte Licht des Christenthums entgegenhielten, Liebe gefunden. Die Russen sind keine Römer, deren Thore Attila mit der Axt zertrümmerte, um sie für den Todesschlaf zu wecken. Die Russen sind keine Römer; sie wachen über den Besitz, und haben einen Attila nicht zu fürchten, weder von außen noch im Innern. Darum hätten wir der zum Richtpflock geführten Schar lieber nicht begegnet, da wir ja anderseits wissen, dass die Ureinwohner sich der Eroberung gebeugt, dass sie das „Joch" nicht abschütteln, ja, dass sie es jetzt nicht mehr entbehren können.

Samarkand, unserem poetischen Empfinden durch Franz Grillparzers dramatisches Märchen „Der Traum ein Leben" näher gerückt, ist der rechte Ort, wo aus der Tiefe der Menschenseele die Welterscheinungen aufsteigen. Es war die Stadt Alexanders

des Großen, der mit seinem Heere hier durchzog; Marco Polo weilte in ihren Mauern. Unter den Samaniden im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Samarkand ein Wunder der Welt, es war die Erhellung des Lebens, gepriesen als Asyl des Friedens, als Sitz der Gelehrsamkeit und Hort der Gerechtigkeit. Seine Glanzzeit erlebte es unter Timur oder Timurlan im XIV. Jahrhundert. In der Vorstellung seiner Glaubensgenossen schwebt Timur wie ein Gott mit goldener Lorbeerkrone und purpurwallendem Gewande durch die Welt. Die Geschichte erzählt uns von seinem heroischen Zug im Jahre 1396 von Samarkand durch den Pass von Anderab nach Kabul, durch die Khyberischen Wildnisse und Attok in das indische Pendschab, nach Delhi, das er mit Feuer und Schwert vernichtete; wie er als gewaltiger Eroberer in zwei Welttheilen, als gefürchteter Held, Zerstörer und Erneuerer Bewunderung erregte.

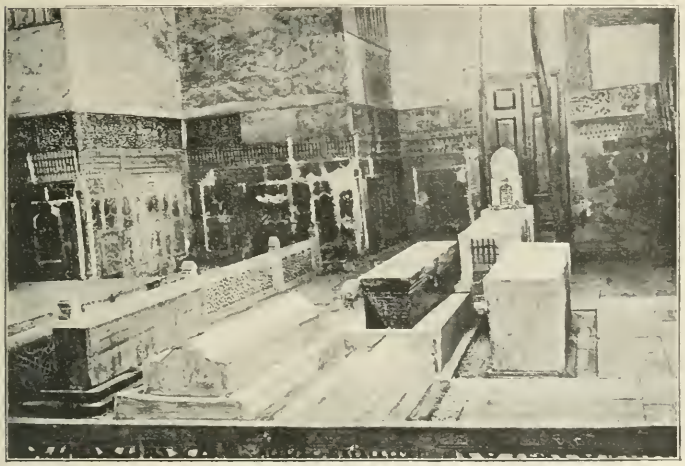
So wie keinen Menschen, so schützt auch keine Stadt ehemalige Größe vor dem Niedergang, vor dem Untergang. Seit 1868 ist die über 4000 Jahre alte Stadt im Besitze Russlands, theils durch kriegerische Operationen von Taschkend aus, welches bereits 1865 einverleibt wurde, theils durch freiwilligen Verzicht des Emirs von Buchara, dem die ganze Turan'sche Provinz Serafschan tributpflichtig war. Durch diese Abtretung hat sich der Emir unauslöschlichen Hass der Bevölkerung zugezogen.

Jetzt ist Samarkand Gegenstand starker russischer Colonisation und zweite Hauptstadt von Centralasien, welches auf einer Fläche von 3,007.900 Quadratkilometer sieben Millionen Einwohner zählt. Darunter sind etwa eine Million Russen — diese befinden sich also in der Minderzahl. Die Eroberer haben aber an Stelle der Majorität die Autorität gesetzt. Macaulays Princip, dass durch den Gebrauch der Freiheit die Völker zur Freiheit erzogen werden, kam dabei gewiss nicht zur Geltung!

Die Bevölkerung dieser Landstriche besteht aus den Usbeken, von den Russen gemeinhin Sarten genannt. Sie sind geschworene Feinde der Perser, deren Cultus der Selbstzerfleischung sie verdammen. Von der Regierung ist die letztere streng verboten, doch wird sie an gewissen Schiitischen Festen heimlich

ausgeführt. Verboten sind auch die Derwische, die früher als Frömmler oder Bettelmönche das Land durchzogen.

Während die eigentlichen Usbeken sich gern sehr stolz, kriegerisch und vornehm geben, betrachten sie die Tadschiks, welche sich als Händler, Gewerbetreibende, Handwerker oder als Geschäftsleute fortbringen, als minderwerthig. Die Regierung schont die socialen Traditionen und religiösen Gefühle der Sarten außerordentlich und weist sie in allen Polizei-, Streit- und Straf-



Timurs Gruft in Samarkand.

sachen vor eigens errichtete mohammedanische Behörden, die besonders in gemischten Civilprocessen — Russen gegen Sarten — unparteiisch ihres Amtes walten.

Unter der Schwüle des asiatischen Himmels treibt die Gottesverehrung die bizarrsten Blüthen. Im Wandel der Zeiten hat sich die Religion rein erhalten, und im Gebet oder in religiösen Meditationen baut sich der Moslim eine glatte Chaussee des Glaubens, auf der er ohne Beschwerde ins Himmelreich gelangen will. Diese Andachtsübungen führen den fremden Beobachter in eine merkwürdige Welt, in der er verschollenes Leben und ver-

schollene Trachten, biblische Sitten und Ueberlieferungen zu erkennen glaubt.

Man weiß, daſs die Mohammedaner in zwei große Secten, Sunniten und Schiiten, zerfallen. Die ersteren erkennen die drei ersten Khalifen als rechtmäßige Nachfolger des Propheten an. Die letzteren dagegen verwerfen die drei ersten Khalifen als Usurpatoren einer Würde, die nur dem Neffen und vierten Nachfolger Mohammeds gebührte. Daher der erwähnte Haſs gegen die Perser, die Schiiten sind. Die Sunniten haben mit den Christen und Juden die Verehrung des alten Testamentes gemein und nennen Christus sowie Moses große Propheten. Bei keinem Volke wird man eine so leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Religion antreffen, wie beim mohammedanischen.

Für die Leiden der Gegenwart finden sie in der leitenden Gotteshand, die über alle menschlichen Schicksale waltet, erklärenden Begriff. Sie haben sich dem blinden Rechtsspruch des Geschickes, dessen Rad unerbittlich über sie hinweggerollt ist, gefügt. Die wuthverzerrten Züge im Antlitz, welche bei dem einen Agonie, bei dem anderen Wiederaufleben verkünden, verziehen sich in Resignation bis zur Versagung des Willens. So war es nur ein erstes wildes Aufbäumen, als der Feind seinen Fuß auf den geheiligten Boden setzte. Unseres Schillers tiefer Gedanke: „Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen; zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll", ist wie eine auf Samarkand geprägte Münze. Im Ringen zwischen Untergang und Aufgang haben die Gelehrten des Volkes den sich überhebenden fremden Größen die Schranke ihrer Endlichkeit ins Bewusstsein gerufen. Es waren Männer, die von Titeln und Erinnerungen niedergedrückt, Thränen der Verzweiflung weinten.

Die Bilder der Tragik dieses Volkes werfen ihre Schatten in das Gemüth eines jeden, der sie nur einmal gesehen!

Das Oeffentliche und, wenn man das Wort hier gebrauchen kann, das Geistige prägt sich nirgends kräftiger aus als in den Menschen selbst. In Gruppen stehend oder hockend, obliegen die Sarten zu gewissen Stunden des Tages an den Außenmauern oder in den inneren Höfen, nachdem sie sich vorher am nahen Brunnen

vorschriftsmäßig gewaschen, ihrer Andacht. Ihre Haltung ist dabei eine so verlorene, als wären sie blutleere Schemen. Selbst die Talabas, die kaum flügge gewordenen Studenten, vertiefen sich fanatisch in die Lehren des Korans, wie wir es in einer Medresse in ernster Gebetstunde gesehen.

Die wichtigsten Moscheen sind die Schach-Sindeh, die Bibi-Hanimé, die Chir-dar mit den Gebetschulen im Hofe, alle drei am Registan, dem märchenhaften Marktplatz mitten in der asiatischen Stadt. Ferner kommt noch die Ulug-Beg in Betracht. Charakteristisch sind die runden, nach oben sich verjüngenden, geneigten Thürme mit maurischem Capitäl, jetzt leider sinnlos restauriert, welche in Abständen die Façade flankieren. Diese wie jene sind mit Linienornamenten im Zick-Zack, bald hellblau, bald dunkelblau verkleidet, eine Art Fayence, die der Ewigkeit zu trotzen scheint. Das angewendete Motiv ist ebenso einfach als gefällig.

Diese Thürme heben sich von dem azurnen Himmel wie Cypressen, wie hochgestielte Blumen ab; wie unvermittelt, ohne Basen wachsen sie aus der Erde hervor; diese Baukunst schmückt sich mit lebendigen Farben, schimmert an der Sonne, öffnet sich der Luft und dem Licht, leicht, graziös, hochgeschwungen, mit runden, warmen, man möchte sagen, mit wollüstigen Formen; es ist ein Lied der Freude und der Hoffnung, das in den Wolken zu singen scheint: Ehre sei Gott in der Höhe!

Nordöstlich breitet sich die Schach-Sindeh aus, die wir zuerst besuchten. Sie ist von Timur zu Ehren seines Lehrers Kassima Abbasa, als Verbreiter des Islams, in verschiedenen Perioden des XIV. Jahrhunderts erbaut. Nach anderen verdankt sie ihr Entstehen Abdul-Aziz im Jahre 1434, dem 838. mohammedanischer Zeit. In der Moschee liegen bestattet: Timurs Frau, eine Tochter des Emir Mussee Tumanak, Bib Beg Aka, gestorben 1585, im 788. Jahre der mohammedanischen Zeitrechnung; Emir Hassan; als Baumeister ist auf einem Denkstein Scheich Murhamad aus Täbris genannt.

Eine hohe Treppe mit hohen Stufenabsätzen führt in das Innere. In einer Seitennische fällt ein ungewöhnlich langer

Koran — 1 Meter zu 1·80 Meter — mit beschädigten, aber ausgebesserten Pergamentseiten auf. Die Schach-Sindeh ist verfallen, schwer beschädigt, roh und flüchtig ausgebessert, die schimmernden Fayenceplatten sind heruntergefallen. Wir heben einen solchen Thonkachel vom Boden auf und bewundern die Erhaltung der Glasur. Die übriggebliebene Verkleidung ist reich an reizenden Arabesken, an Motiven und Inschriften. Meisterstücke sind die beiden über dem Eingange links sich erhebenden kleinen Säulen in ihrem satten Blau und der feinen durchbrochenen Arbeit. Zu beiden Seiten des verwüsteten Thorbogens sind prachtvolle, senkrechte kufische Inschriften. Rechts befindet sich eine alte, wohlerhaltene Thür, mit ausgeschnittenem Bronzewerk verkleidet. Im Innern ist die Moschee besser erhalten, wegen des Halbdunkels ist einzelnes nicht sofort zu erkennen. Man gelangt zu ihr am besten über den Pferdemarkt, an den alle Märkte angrenzen. Von der Höhe rechterseits hat man einen umfassenden Blick auf die Bibi-Haniné, welche beim Bombardement von den Russen stark beschädigt wurde, und auf einen kleinen mohammedanischen Friedhof, dessen Heiligengräber durch hohe Stangen mit Rosschweifen, blechernen Kannen und langen Fetzen kenntlich gemacht werden.

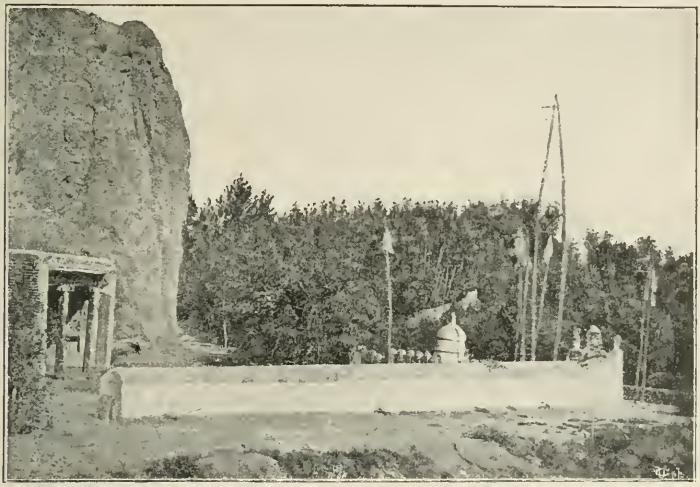
Von der Ferne betrachtet, bieten die hochgewölbten Kuppeln, die Thorbogen, der Portiens der Vorderfront, hauptsächlich aber der enge, ansteigende Zugang einen seltenen malerischen Anblick.

Ebenso ist es mit der Seitenansicht. In wildem Durcheinander liegen Felstrümmer herum. Wie unzugänglich und verloren ragt dort ein Pfeiler in die Höhe. Wie schön würden sich hier Epheu und andere Schlingpflanzen, blaue und rothe Blumen, aus den Spalten hängende Guirlanden ausnehmen. Ja, wie schön! Allein diese düstere Größe und majestätische Einsamkeit verträgt keine Blumen; denn die von der Natur begonnene Zerstörung wird von Menschenhand vollendet . . .

Wenn man, der Vergangenheit gedenkend, mitten unter den einsamen Trümmern umherirrt, wo sich einstens blühendes Leben erhob, welche Aenderung! Das Pfeifen einer Schlange und der klagende Schrei eines Schakals umtönen den Reisenden, der über diese Verlassenheit traurig gestimmt wird. In den ehernen

Zügen des führenden Moslim scheint es zu stehen: Das Geschick hat sich erfüllt!

Durch das Schweigen des Todes schreiten wir weiter zur Bibi-Hanimé. Eine Masse von unnahbaren Ruinen; die Grundfläche ist mit Schutt bedeckt, die nach Grabeypressen schreien. Schutt, Staub, Sand, ungesunde Dünste. Das Gebälk ist zerstört, die Dächer sind eingebrochen, die Wände haben sich gesenkt, die



Grabmal Chadschi Daniars in Samarkand.

feine Structur des Baues ist der allgemeinen Zerstörung preisgegeben. Schade um die zierlichen Formen, um das mühsam gearbeitete Gitterwerk, um die herrlich geschwungenen Kuppeln, den ersten Opfern der russischen Kanonen!

Bibi-Hanimé wurde gleichfalls von Timur im Jahre 1399, dem 861. mohammedanischer Zeitrechnung, erbaut, und zwar zum Gedächtnisse seiner von ihm angebeteten Frau Sarei Mulk Hanimé, Schwester des Emir Musee; sie trug den Beinamen einer Wohlthäterin. Nach anderen Quellen soll sie eine Prinzessin aus China gewesen sein.

Diese Moschee ist nicht nur wegen ihrer zierlichen Bauweise, sondern auch wegen des enorm hochgeschwungenen Arcadenbogens an der Hauptfaçade sowie der variantenreichen Fayenceplatten und des linken, sehr hohen Thurmes bemerkenswerth. Alles ist bei diesem Baue ins Große und Breite gedacht. Ebenso sind die Höfe; die blauen Fayencen sind hier stellenweise von frischester Wirkung.

Auf dem Platze vor der Moschee steht zwischen Bäumen ein mächtiger steinerner, uralter Koranständer auf acht unbehauenen Blöcken. Zierliche arabische Ornamente schmücken die Schmalseiten. Der sarkophagartige Koranständer besitzt, nach dem Aberglauben des Volkes, große Heilkraft. Wer ihn berührt, wird an der betreffenden Körperstelle gesund, ohne einen Hakim, wie der Arzt genannt wird, und ohne Apotheke.

Der dritte Besuch galt der Chir-dar. Diese Moschee hat einen gutgepflasterten Hof, einen schönen Brunnen und Zellengänge für die Mullahs, die wir in ihren vier Wänden aufsuchten. Das Inventar bestand aus vielen Teppichen, Büchern und Theemaschinen. Als Erbauer wurde uns der Emir Jelangfusch Bagadur, der Löwenbändiger, genannt. Dieser Titel scheint sich auf zwei am Eingang zur Moschee befindliche, in Mosaik ausgeführte Löwen zu beziehen, die aber schon sehr verfallen sind.

Die rückwärtige Façade wird von Bogengängen gebildet, welche sich übereinander wölben und in die Tiefe zurücktreten. Dieser Theil mit den anderseits sich anlehnenden Kuppeln ist schwer und plump.

Die Pfeiler im Hofe sowie im Innern weisen auf Spuren hübscher plastischer Arbeiten. Mörtelanwurf und Tünche entziehen sie aber näherer Prüfung. Die Erbauung dieser Moschee fällt nach mohammedanischer Zeitbestimmung in das Jahr 616.

Von hier, im Nordosten des Registan, wenden wir uns westlich zur Ulug-Beg, erbaut 1434 n. Chr. Sie enthielt ein berühmtes arabisches Observatorium und war der Sitz astrologischer Gelehrsamkeit.

Nach einer flüchtigen Besichtigung der zertrümmerten Hasset-Moschee wenden wir uns zu dem nordöstlichen Thurme von Ulug-Beg, schreiten durch das breite Thor mit dem schönen

Gesimse zu einer steilen, engen und hohen Treppe, um zuletzt durch einen niederen, schmalen Gang oben auf das abgeflachte Thor zu treten.

Welch ein Bild! Nach Osten die asiatische, von Wäldern umgebene Stadt, im Süden die kleinen Usbekenhäuser mit flachen, moosbewachsenen Dächern, die durch winzige Löcher Licht und Luft empfangen; im Westen der Registan, im Nordwesten der fünf Werst entfernte Bahnhof mit der russischen Stadt, der persischen und armenischen Colonie, schnurgeraden Alleen, kleinen, weißgelben, in Gärten stehenden Häusern. An das Ohr des Wanderers, der hier oben auf Ruinen steht, dringt durch das Schweigen des Waldes die Stimme der Gegenwart und der Vergangenheit. Im Ueberschauen des prächtigen Panoramas zu unseren Füßen scheint uns neues Leben durch das Rascheln der Blätter entgegenzuwehen!

Bei sengender Hitze und ausgebrannter Kehle, mit Staub und Sand bedeckt, eilen wir zu Timurs Grab. Eine doppelte Allee alter Ulmen führt zu demselben. Grüne, weite Anlagen, über die ewige Stille brütet, durchschreitend, bemerkt man einen hochragenden Kuppelbau mit verschwenderisch ausgeführten und bis ins Detail fein ausgeschmückten Stuckfaçaden. Ein Reichthum an Motiven in Zeichnung und blauem Colorit, eine Frische in der Erhaltung, wie es selbst Damaskus nicht aufzuweisen vermag. Der linke Façadenpfeiler ist beschädigt, dagegen prangt der rechte in bestem Zustande. Hinter diesem ragt aus einem Gebüsch ein Säulenstumpf hervor, und Blätter- und Blattwerk umgibt das Ganze. In der Mittelhalle steht Timurs Denkstein aus dunklem Basalt, andere Denkzeichen sind aus weißem Marmor. Der rechteckige Raum erhält sein spärliches Licht durch eine innere Kuppel. Zum Grabgewölbe gelangt man über wenige Stufen durch dumpfe Luft.

Bevor man aber hinunter gelangt, wird man in das eigentliche Mausoleum, welches als Pantheon gedacht ist, geführt.

Ein Sarkophag, zu Timurs Gedächtnis, steht, von einer Balustrade umgeben, mitten in dem Raume. Die Kuppel dieser Halle hat die Form und die Einschnitte eines Kuchens. Einige einfachere Sarkophage sind den Verwandten, Rathgebern, Freunden

und Feldherren Timurs gewidmet — lauter asiatischer Marmor von dunkelgrauer Farbe. Sämmtliche Steine — sechs kleine, zwei große — haben arabische Inschriften. An der linken Seite befinden sich drei Epitaphien und eine Grabesplatte.

Unser freundlicher Führer erklärte uns die Bedeutung der Inschriften: Bei Timur ist die Geschichte seines Lebens und Wirkens bis zum Todestage, dem Busanschar, welcher am 14. Tage des Monates Schaban 807 nach der Hedschra (Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina), sowie jene des Tschingu-Chan dargestellt. Timurs Freund Mirzey Berke, sein ältester Sohn Muhamed Gagab, sowie dessen Sohn Mirzipir Muhamadar, gestorben 1385 n. Chr. — Rathgeber Akum Umara, sowie jüngere Sprossen Timurs sind mehr oder weniger verherrlicht. Die Plafondecken sind mit maurischen Stalaktiten verziert.

In der unterirdischen Grabstätte, welche von massiven Ziegelpfeilern, auf festem Unterbau ruhend, gebildet wird, brennen auf sehr primitiven Holzständern vier Unschlittkerzen; ein Comfort, wie er hier selten vorkommt. Eine hübsche Balustrade von Marmelstein umgibt Timurs Grab, welches aber wieder sein Grab nicht ist, denn die Gebeine ruhen tiefer unten! Auch hier eine Fülle von Inschriften im dunkelgrünen Gestein. Eine Menge Särge stehen herum, genau in derselben Ordnung wie in der oberen Halle.

Während aber oben die größte Einfachheit vorherrscht, hat hier unten die Kunst des Bildhauers schöne Leistungen vollbracht.

Sauber aufgestellte Postamente von kräftiger Durchbildung tragen fein erdachte Grabmäler mit künstlerischen Deckplatten. Bei einem dieser Denkmäler erhebt sich zu Häupten ein altarartiger Aufbau mit Miniaturkuppel, der den unterirdischen Sammlungen des Louvre zum Stolze gereichen würde.

In die Dächer sind hie und da runde Luftlöcher gebrochen, durch welche der helle Sonnenschein einströmt und auf dem Gräberstaube spielt. Wir gelangen zurück in den Vorhof, zu dem Hauptthore, an dessen Karnisse der Name Ärmer Abdallah Machsum Ispahan zu lesen ist. Das war der Erbauer der Gur-Emir-Moschee, wie Timurs Grabesort genannt wird. Noch

einmal richten wir den Blick auf die blaue Façade, auf die reich decorierte und incrustierte Eingangspforte, auf die verschwenderischen Ornamente des achteckigen Wunders an diesem stillen, feierlichen Ort unter hohen, leise rauschenden Bäumen. Gefiederte Sänger trällern aus den Zweigen Timurlan dem Kühnen, ein melodisches Schlummerlied ins Grab!

Eine andere Stätte des Todes ist Daniars Grab jenseits des Tschobamatahügels. Chadschi Daniar war ein Heiliger

Samarkand: Hauptbazar.

und starb im Jahre 56 mohammedanischen Kalenders. Die Russen nennen ihn den sieben Faden langen Heiligen, und sein Grabmal erregt bei allen, die es sehen, Erstaunen und Bewunderung.

Daniar soll nämlich eine ungewöhnliche Körpergröße gehabt haben. Jedenfalls war er nach der Ueberlieferung der größte Mensch seiner Zeit. Sein gemauerter Sarkophag ist circa neun Meter lang und unverhältnismäßig niedrig. Das Volk glaubt, dass der Todte in der Grabesstätte wächst und verlängert in bestimmten Zeitabschnitten dieselbe. So wie die Jahresringe beim Baumstamm, so sind an diesem merkwürdigen Bauwerk die

Zuthaten des Aberglaubens abzählbar. Wenn der Heilige eine gewisse Länge erreicht haben wird, wird er wieder leben, sich erheben. Im Volke blühen darüber Sagen, Mythen und Legenden.

Fromme Seelen haben über dem Grabmale einen Ueberbau gethan, der nicht weniger als sechs Kuppeln und sechs Oeffnungen enthält. Zu Häupten stehen einige lange, dünne und dürre Stangen, mit den Attributen sartischen „Heiligthums" versehen: Widderhörner, Rossschweife, blecherne Büchsen und schmutzige Leinwandfetzen.

Die Gegend ringsumher ist die denkbar traurigste. Ehemals war hier eine Stadt namens Aphrossiab, deren Geschichte verloren gegangen ist. Jetzt ist es eine zerrissene Steppenschlucht am Scabfluss, an dessen linken Ufer Daniar ruht. Unten im Flussbette stehen im Schatten echter Ulmen, Karagatsch genannt, einige verwahrloste Mühlen. Weiter unten finden sich eine kleine Quelle, Bäche und Teiche. Die Fischlein dieser Gewässer werden für heilig gehalten. Ueber den schmalen Fluss führt ein kleiner, gebrechlicher Steg zu einer Lichtung auf der winzigen Insel, welche wie das heilige Grab, das Ziel der Wallfahrer ist. Dort, wo die Krümmungen des Flussbettes aufhören, ist ein Platz für russische Volksbelustigungen.

Die alte Ruinenstadt Aphrossiab hat fünf Werst im Umfange. Alte, bloßgelegte Festungswerke, Ausgrabungen liegen allenthalben zutage. Man hat Gold- und Silbermünzen gothischer Provenienz, Bronzespiegel, Gebrauchsgegenstände aus Metall und Glas, versteinerte Krabben, Urnen mit Gebeinen, Thonfiguren von Menschen und Thieren gefunden. Wir haben den Eindruck empfangen, dass die Sichtung und wissenschaftliche Verwerthung derartiger Funde im centralen Asien der russischen Regierung nicht ans Herz gewachsen sind.

Der Weg von Samarkand nach dieser gebirgigen Einöde, das Klettern über Findlingsblöcke und lehmigen Boden, das Waten durch tiefen Sand, auf steilem Gerölle bei einer Mittagshitze von 35° C. war gewiss keine angenehme Sache. Von allen Excursionen war diese die anstrengendste, aber eine der lehrreichsten. Auf dem Hinwege hat sie uns einen russischen Leichen-

zug begegnen lassen mit färbigem Sarg und färbig ausgeschmückten Wagen auf niedrigen Rädern. Wir waren genügend hinauf- und herabgestimmt, um im Bereiche des Todes zu verweilen; auch einem sartischen Leichentransporte kamen wir entgegen, und wir folgten dem heimgegangenen Erdensohne bis zum Rande des Grabes. Was hat dieses Menschenleben wohl von seiner Wiege bis zum Verlöschen seiner Seele geduldet, getragen, erfahren! Hierher ihr Ringer und Streber, ihr Kämpfer und Jäger nach Geld und Gut, nach Glück und Glanz, hierher, zum Ende vom Liede, zum letzten Buchstaben des Lebensalphabets. Hier könnt ihr eure ganze Nichtigkeit, eure Verwesung bei lebendigem Leibe erkennen, den nichtssagenden Tand von sogenanntem Ruhm, von Erfolg, von Anbetung, Freundschaft und Liebe als die größten menschlichen Lügen, als eitles Spiel mit Worten, als Früchte trügerischen Wahns im Lichte der unerbittlichen Wahrheit, in Staub und Asche sehen! Wohl dem, der den Tod nicht fürchtet, seine Vorboten nicht als Quittungen über vollendeten Lebensgenuss zu betrachten braucht. Die feigen Creaturen, die sich vor ihm hinter Rausch und Lust verkriechen, verdienen ihn nicht in seiner befreienden und erlösenden Form, sondern in jenem imperatorischen Gewande, das ihm der unsterbliche Florentiner in seinen sprühenden Terzinen leiht!

Die Ruinen und der Tod treten in diesem Landstriche so nahe an das Leben heran, dass beide ihre Schrecken verlieren. Aber der Usbek'sche Friedhof bei Samarkand, dieses unübersehbare Leichenfeld in der zerklüfteten Sandsteppe, diese plan- und ordnungslosen Gräber, diese flachen Misthügel wirken empörend auf jede Menschenbrust. Tausende aufgeworfener Erdhaufen ohne schützender Grabesplatte, ohne Denkstein, ohne Kennzeichen. Selten ein Grab mit einem Rossschweif, dem bei Heiligen unvermeidlichen Widderhorn, welches wohl als Posaune zum jüngsten Gericht dienen wird! Allgemeiner Verfall, Preisgebung der Gebetteten an Geier und Hyänen, keine Einfriedung des Todtenackers, kein Weg, kein Pfad zu den Haufen, kein Schutz vor dem Flugsand, das ist das Stigma und das Emblem des asiatischen Friedhofes!

Drüben auf einem hügeligen ausgetretenen Wege fährt ein Karren mit zwei hohen Rädern, die ohne Radreifen sind. Der

Kutscher hockt auf dem abgematteten Pferde. Rückwärts folgt ein Trupp Weiber nach, zwei bis drei auf einem kleinen Esel reitend, auf hölzernen Sätteln. Auf manchem Langohr sitzt eine ganze Familie, der Mann immer als letzter, eines an das andere sich haltend. Ein recht drolliger Anblick. Seitwärts huschen die Weiber, stumm wie ein Schatten, vorüber, als fürchteten sie durch einen Laut die Gottheit zu entweihen.

Die sartischen Frauen tragen eine weite blaue Hülle, welche die Formen des Körpers nicht errathen läßt. Die Röhrenstiefel mit hohen Absätzen stecken in Pantoffeln. Von dem Gesichte fällt ein langer, bis über die Brust reichender Schleier aus Pferdehaaren. Sie gehen stets in der Mitte des Weges und zu zweien. Ist aber eine in jene kritischen Jahre getreten, deren Anzahl den europäischen Culturmännern gemeiniglich Anlaß zu Glossen und Reflexionen gibt, dann geht sie auch allein und zieht den schwarzen Schleier — der bei erwachsenen Mädchen geblumt ist — weniger straff an, denn unter dem Schutze des Alters fühlen sich diese Frauen sicher. . . .

In einem Theile der sartischen Frauenwelt herrscht übrigens, wie im benachbarten Tibet, die Polyandrie.

Die Männer heiraten schon mit 18 Jahren, gewöhnlich zwei Frauen; die eine, die schönere, ist die Gefährtin der Jugend, die andere der Trost des späten Alters.

Die zahlreich anwesenden Juden huldigen diesem Principe nicht. Auch der Jude nimmt sich frühzeitig ein Weib, aber nur eines. Im Antlitze der eingeborenen Juden, denen die Abstammung von den babylonischen Chaldäern nachgesagt wird, liegt jener ewige, sich aufdrängende Zug von Leiden, welcher jeder hebräischen Physiognomie im Orient zu eigen ist.

Den jüdischen eingeborenen Unterthanen hat die Regierung gegenüber den eingewanderten Glaubensbrüdern gewisse Vorrechte zugestanden. Die letzteren müssen im Falle dauernder Niederlassung in Turkestan die Ausübung irgend eines Handwerkes nachweisen. Nach gewisser traditioneller, niederer Beamtenauffassung sind aber beide Judenkategorien als recht- und ehrlos zu betrachten!

Die Juden von Samarkand betreiben den Handel mit Kischmisch, das sind getrocknete Weintrauben, die viel zur Ausfuhr gelangen. Sie haben einen eigenen Markt hierfür. Es ist bekannt, welche Rolle die Märkte im Oriente spielen, welche Bedeutung sie für das öffentliche und Privatleben der Stadt haben. Der Markt oder richtiger der Bazar von Samarkand ist eine Stadt in der Stadt, ein kräftiger Beweis des geschäftig pulsierenden Lebens. Haupthandel sind Zucker, Thee, Manufactur-

Theehaus in Samarkand.

waren Moskauer Herkunft, falscher Schmuck aus Oesterreich und Deutschland; die importierten Waren müssen jedoch billigster Qualität sein und dem Zwischenhändler auf Credit längerer Sicht gegeben werden. Die Wechsel sind durchwegs geschrieben und nicht, wie bei uns, vorgedruckte Documente.

Von heimischer Production gelangen Teppiche, Seide, Baumwolle, Lederſachen, Waffen, Silberfiligran zum Verkauf. Es sind gediegene Musterstücke unter diesen Arbeiten der Sarten. Kein anderer Lehrmeister als das angeborene Talent, das aus den Schranken des primitiven Handwerkes zu schönerem Schaffen sich erhob, steht diesen Naturmenschen zur Seite.

Ein Gewirr schmaler und krummer Gäßchen, ein Labyrinth von vernachlässigten, schmutzigen Kaufhöfen, zwischen denen eine Unzahl räudiger Hunde herumläuft, ein Gemisch von Indern, Armeniern, Persern und Afghanen in buntestem Wechsel fluctuierend, eine Menge schreienden, stoßenden, rufenden, reitenden und gehenden Volkes, in welcher man sich wie ein Sandkorn verliert, das ist das äußere Bild des Bazars, durch dessen malerischen langen Prospect an der Spitze seiner Sbirren der würdige sartische Polizeimeister im Carrière eben heransprengt.

Die Verkäufer, nach Branchen getheilt, hocken in einer niedrigen, schmalen, nur um weniger über Straßenhöhe sich befindlichen Bude, welche mit allem Kram angefüllt ist. Ueber dem arabischen Schilde muss der Inhaber den Steuerbogen, für jedermann ersichtlich, befestigen. Der Name des Verkäufers muss außer in mohammedanischer noch in russischer Schrift lesbar sein.

Neben den kaiserlich russischen Münzen und Geldpapieren cursiert im Volke der bucharische Pol, kleine, roh bearbeitete Metallplättchen, und Tengi (Silberstückchen). Das dem Muselmann angeborene Misstrauen erreicht in Geldsachen seinen Höhepunkt.

So schließt sich Bude an Bude, eine größer, breiter, höher als die andere, reiht sich Block an Block. Auf der herabgelassenen Vorderwand, welche gleichzeitig als Thür dient, sitzt mit bedächtigem, fast träumerischem Sinnen der Kaufmann, seine Ware laut anpreisend. Ein Chaos von zerfallenden Hütten, mit Matten bedeckt, bildet das Theeviertel. In den Theehäusern lungern oder faulenzen echte orientalische Gestalten, Typen aus dem Zaubermärchen der Scheherezade. Sie rauchen den Gallian, den centralasiatischen hölzernen Nargileh, berauschen sich an Hanf oder betäuben ihre Sinne mit zerstörenden Giften wie Kalou, Arrack, Opium. Das eigentliche Far niente genießt man beim Bäcker, der im Laden bäckt und verkauft, beim Hammelbrater, wo gleich neben dem Fleischtrog der Barbier den Schädel rasiert oder den langen Bart mit Kämme aus Palmenholz reinigt. Auch beim Melonenverkäufer spielen sich interessante Scenen ab. Auf den schweren, großen Früchten sitzt ein Seiler, der bunte Schnüre zum Verlängern der Mädchenzöpfe dreht. Dort steht in dichter

Gruppe eine Horde männlicher Auswürflinge, Gesänge krächzend; eine Karawane ruhender Kameele mit dem alten, klugen, schlaulächelnden Scheich gibt dem Bilde eigenartige Staffage. Ein Sarte produciert sich mit einem dressierten Ziegenbock, der alle vier Füße auf eine dünne Säule stellt; ein anderer zeigt einem neugierigen Kreise kleine mechanische Spielereien, wie sie bei uns um wenige Heller in jeder Galanteriehandlung zu haben sind. Im Bazar zu Samarkand aber gilt der Besitzer solcher Kleinigkeiten als angesehener Zauberer.

Ein voller Anblick vom alten Samarkand bietet sich von der Hasret-Huisr-Moschee aus; im Norden die Spuren einstiger Größe, die jetzt Ruinen und Schuttlager sind; im Nordosten ältere und neuere Befestigungen, die sich im Süden an die Citadelle anschließen. Wie ein größerer Schutzwall breitet sich diese letztere zwischen dem nördlich gelegenen asiatischen und dem mehrere Werst entfernten russischen Theil aus; dieser ist in der Gegend des Bahnhofes, um den herum viele Perser hausen. Die Regierung hat in Centralasien, den eroberten Ortschaften, der mohammedanischen Welt europäische Städte, christliche Centren applicierl, in denen sich die Civil- und Militärverwaltung, die Behörden, Polizeiämter, Kasernen, Gefängnisse und die Intelligenz befinden. Diese Niederlassungen sind nach einem Typus geschaffen und soweit als möglich von den alten Städten entfernt.

So ist das heutige russische Neu-Samarkand keineswegs identisch mit dem asiatischen Samarkand, das man mit gutem Pferd erst in circa drei Viertelstunden erreichen kann. Das erstere wurde im Jahre 1892 begründet und enthält in 457 Häusern 7779 männliche, 2349 weibliche russische Einwohner. Die asiatische Stadt zählt 1792 „Häuser", richtiger Hütten aus ungebrannten, 12 aus gebrannten, 7 aus gemischten Ziegeln, mit beiläufig 30.000 mohammedanischen Seelen. Hier findet man das berüchtigte Viertel Beikabab, am besten nachts zu besuchen. In gewissen Wohnlocalitäten und abgeschiedenen Theebuden singen und tanzen häßliche Bajaderen, dem Fremden vom Vater, Bruder, Bräutigam oder von der eigenen Mutter vorgeführt. Alle möglichen Altersabstufungen sind vorhanden mit abstoßenden Gesichtszügen und phantastisch-orientalischer Bekleidung. Thee und

Gallian werden ununterbrochen genossen bei gräulicher Musikbegleitung.

Den Hauptschmuck dieser Interieurs, welche primitiv eingerichtet sind, bilden Decken, Kopfkissen und Teppiche, welche sorgsam übereinandergeschichtet liegen — das ist der Reichthum, der Stolz einer eingeborenen Familie.

Der Contrast zwischen den neuen und alten Theilen von Samarkand legt Zeugnis ab von den chaotischen Schicksalen gerade

Bäckerladen in Samarkand.

dieser Stadt, von den wildtobenden, zerstörungswüthigen Kämpfen, die im Laufe der Zeiten vor sich giengen und die in stets wiederkehrenden Ebben und Fluthen die Eroberer von gestern dem Sieger von heute zu Füßen warfen.

Die Lage im Sogdthale, bei einem Niveau von 2398 Fuß über dem Meere, verleiht Samarkand ein ziemlich mildes Clima. Sechs Monate im Jahre regnet es nicht, aber trotzdem wachsen Aprikosen, Mandeln, Akazien, Pappeln, Buchen und Ulmen mit großem runden Blätterdach (Ulmus campestris). Einige Landhäuser sind von Früchten- und Blumengärten umgeben, grüner

Rasen erfreut das Auge; die Boulevards Kaufmann und Abramoff sind üppig angepflanzt: die Art, wie der Pflanzenwuchs in Samarkand bespritzt wird, wird gewiss nicht den Beifall europäischer Horticulteure finden: ein (gewöhnlich) halbnackter Mann schleudert aus dem Straßengraben mit einer Schaufel das Wasser auf die angrenzenden Gärten und Baumalleen, ohne sich um die Passanten zu kümmern: jeder fährt durch die langen Straßen: die glühende Sonne, der Mangel an Schatten, der aufgewirbelte Sand und Staub ermatten den Körper schon in den ersten Frühstunden, die Mittagshitze ist unerträglich — das Gehen daher sehr beschwerlich.

Einer der schönsten und gepflegtesten Privatgärten, der Kühlung und Labung spendet, gehört einem deutschen Theecommissionär. Er ist in der glücklichen Lage, sich eine künstlerisch entworfene Villa in gesunden architektonischen Formen bauen zu lassen.

Durch die Einwirkung der Oasenflüsse ist die südliche Umgebung Samarkands freundlicher, als zu erwarten ist. Strauchwuchs wuchert reichlich, an Salz- und Sodakräutern ist kein Mangel.

Das Fluss- und Cisternenwasser (Quellen und Brunnen sind nicht vorhanden) erzeugt nach dem Genusse Fieber, welches lange Zeit anhalten kann. Man kann sich vor einem Trunke Wasser, das übrigens warm, ekelerregend und unrein ist, nicht genug hüten! In ungekochtem Zustande enthält es einen Bacillus, der sich im menschlichen Körper zu einem drei bis vier Meter langen Bandwurm, einäugig, dick wie eine Darmsaite, ausbildet. Er wandert im Organismus des Menschen monatelang herum, um denselben durch die Nase oder den Nacken von selbst zu verlassen. Das hiebei entstandene Loch schließt sich unter Schmerzen zu einer entstellenden Narbe. Die Eingeborenen sind an diese Erscheinung derart gewöhnt, dass ihr Auftreten weiter keine Aufregung verursacht. Man wartet einfach den Zeitpunkt der Befreiung von dem Wurme ab und hängt dessen ekelhaftes Geschlinge an die Sonne zum Trocknen. Bei einiger Phantasie glaubt man vor einem Maccaroniladen in Gaëta zu sein . . .

Eine andere, gefährlichere und ernstere Erscheinung des Schmarotzerlebens sind die Scorpione (Buthus occitanus) sowie die Phalanga (Gedeodes aranwides). Die erstere Art kommt meistens in altem Gemäuer und älteren Wohnungen vor; sie erreicht beträchtliche Größe und verursacht mit dem giftigen Biss wahnsinnige Schmerzen. Der Stich erfolgt mit dem Schwanze, aus dem das ganze Gift sich in die Wunde ergießt. Nach wenigen Tagen erneuert sich der Giftvorrath, und der Scorpion ist zu neuem Angriffe bereit. Sein Biss und Stich ist in den meisten Fällen tödlich. Die Phalanga kriecht im Freien, hält sich meistens unter dünnem Schutt auf und fällt ihr Opfer plötzlich, heftig an. Sie ist größer als der Scorpion und gefährlicher. Ihr Angriff ist der sichere Tod.

Die Eingeborenen schützen sich vor diesem abscheulichen Gethier (von welchem wir durch die Freundlichkeit des Apothekers zu Samarkand einige Exemplare nach Europa mitbringen konnten) durch Kameelhaare, durch Kameelfelle u. s. w. Das Kameelhaar fürchten sie wegen der Zoten und des Geruches und fliehen dasselbe wie das Feuer.

Außer den Kirgisen werden dem Touristen in Samarkand die schönen, kräftigen Gestalten der Afghanen auffallen. Ihr semitischer Typus ist unverkennbar, sind sie doch angeblich Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geschleppten Juden! Warum sie diese hassen, ist unverständlich. Der heutige Afghane ist überhaupt ein unduldsamer Mensch gegen jedermann. Sein Reich ist abgesperrt, ohne auswärtigen Post-, Geld- oder Handelsverkehr. Die Grenze darf von niemandem überschritten werden, Galgen und Strick wären sonst die unabwendbare Strafe. In körperlicher Hinsicht von den Sarten verschieden, sind sie in sprachlicher Beziehung mit ihnen verwandt, weichen aber stolz jedem Verkehr mit ihnen aus.

Das Nationalbewusstsein, durch welches die Afghanen zusammengehalten werden, ist ebenso anmaßend wie verletzend den benachbarten Völkerschaften gegenüber. Aber auch für sie wird die Stunde der Entscheidung kommen. Ihr Land ist bereits von den Fluthen der russischen Eroberung berührt. Der künftige nominelle Herrscher desselben, Emir Isaak Chan, lebt als Pensionär

Rußlands in Samarkand, wo wir ihn und seine ganz in weiß gekleideten Officiere und Staatsmänner mit dem ungewöhnlich voluminösen Turban, einem Monstrum orientalischer Kopfbedeckung, wiederholt gesehen haben.

Isaak Chan ist der Bruder des gegenwärtig in Kabul regierenden Emirs Abdurrahman, eines den Engländern ergebenen Satrapen. Momentan herrscht also der englische Ein-

Melonenverkäufer in Samarkand.

fluß in der Hauptstadt von Afghanistan. Bei einem aus was immer für einer Ursache stattfindenden Thronwechsel wird der Freund Rußlands nach Kabul ziehen, um die Rechte seiner Stellung zu wahren.

Afghanistan ist wiederholt über Buchara hergefallen, um es ganz, oder wenigstens die Nachbarprovinzen zu annectieren. Rußland hat hierauf durch eine einzige Handbewegung die afghanischen Machthaber, die kaum mehr als Gliederpuppen Englands sind, in ihre Grenzen zurückgewiesen, und zwischen beiden Staaten Festungen erbaut, armiert und besetzt. Es mußte

ferner für den Schutz der Bahnlinie Krasnowodsk—Samarkand, soweit sie durch Buchara zieht, gesorgt werden, was durch fortificatorische Lahmlegung der afghanischen Ausfallsstellen geschah.

So ein afghanischer Großer oder Emir ist, gleich seinen Würdenträgern und Adjutanten, innen und außen ein Halbwilder. Angethan mit phantastischen Uniformen nach europäischem Schnitt, ist er äußerlich ein wenig civilisiert, unter dem Rocke aber, — vom Scheitel bis zur Schuhsohle, der schwerfällige, plumpe Barbar. Auf ästhetische Haltung, elegante Kleidung wird nicht gesehen — hierzu fehlt es ihm an Geschmack und Verständnis; es ist die reine Caricatur, wie sie die Ironie des Lebens mit vollen Zügen malt.

Indes hat die afghanische Fürstencolonie viel ernstere Seiten im Tagebuche des Beobachters aus dem fernen Westen einzunehmen. Es handelt sich um Schachfiguren Rußlands gegen England, um ein vorbereitetes Ringen um die Herrschaft in Indien, um einen Kampf, der einmal die Welt erschüttern wird.

Vor uns liegt ein Buch aus dem Jahre 1851 unter dem Titel „Das englische Indien im Jahre 1843" von Ed. v. Warren, ehemaligem Officier in englischen Diensten. Jedes Wort, jede Zeile, jeder Gedanke in diesem Werke ist wie auf die heutige englisch-russische Constellation in Centralasien geschrieben. Entweder waren die einschlägigen Verhältnisse damals wie sie heute sind oder Warren war ein Seher von seltener Deutungs- und Urtheilskraft.

„Engländer! hört mich ruhig und ohne Zorn an; ich zeige euch den Abgrund, vor dem ihr steht! Euch andern Völker, namentlich euch Russen, kann mein Buch kostbare Winke geben; an euch ist es, sie zu benützen!" ruft er aus, um seine Ansichten über einen eventuellen russischen Vormarsch nach Afghanistan auszusprechen.

„Sobald eine Armee so groß, wie die, über welche die indische Regierung verfügen könnte, sich am Indus zum Kampfe zeigt, hat Englands Stunde geschlagen. Anstatt sich auf das Land stützen zu können, würde dieses unter seinen Füßen weichen,

und der Feind würde, selbst verwundert über den plötzlichen Fall, sich als Sieger erkannt sehen."

„Dies ist kein leeres Luftgebilde: Wir können im voraus bis aufs genaueste die Truppenzahl angeben, welche einem Feind entgegengestellt werden könnte, und obgleich der logischen Ordnung nach hier noch nicht der Platz dazu ist, wollen wir dies doch jetzt berechnen."

„. . . . Nehmen wir an, dass eine russische Armee über den oberen Indus von Peschawer oder Dera-Ismael-Chan hereinbreche, wie stark könnte, aufs höchste berechnet, die englische Armee sein, welche die Russen bei der ersten Begegnung treffen würde?"

Hier gibt Warren den „Plan von Napoleon zu einer Landexpedition nach Indien", welche hätte stattfinden sollen, wenn der Feldzug nach Russland glücklich vollendet gewesen wäre.

Fünfunddreißigtausend Russen gehen die Wolga hinab bis Astrachan, schiffen sich dort ein und besetzen Asterabad, wo sie sich mit der französischen Armee vereinigen.

Fünfunddreißigtausend Franzosen gehen in Booten die Donau hinab, werden auf russischen Schiffen bis Taganrog gebracht und gehen zu Land den Don aufwärts bis Piatisbianskaia, und von da bis Zaritzyn an der Wolga, die sie wieder auf Schiffen bis Astrachan befahren. Von dort aus treffen sie das russische Corps in Asterabad. So gelangen beide Heere ohne bedeutende Strapazen nach Persien.

Von Asterabad marschieren beide Corps vereint an den Indus. Im folgenden Exposé lässt sich Warren über die Chancen der taktischen Kriegführung vernehmen.

„Wenn man mich nach der Straße fragte, welche der russischen Armee die meisten Hilfsmittel darböte und auch der Politik am besten entspräche, so würde ich ohne Bedenken die Straße von Kabul über Peschawer und Lahore nach Delhi nennen, wo man den Thron des Großmogul wieder aufrichten und seine Fahne aufpflanzen müsste. Man hätte wahrscheinlich vorher noch eine Schlacht zu liefern, entweder zu Loddianah am Sutledge oder auf dem berühmten Schlachtfelde von Paniput, wo so viele Gebeine schon vermischt liegen. Aber die englisch-indische Armee

könnte hier nur noch etwa 25.000 Mann entgegenstellen, worunter ungefähr 5000 bis 6000 Europäer. Dies wäre die Sache von ein paar Stunden und würde mit der Zerstörung ihrer letzten Reserven endigen.

Zu Delhi schlösse sich der erste Act dieses großen Dramas am geschicktesten. Durch Wiedererhebung jenes hochverehrten Thrones würde man eine Saite anschlagen, die in 16 Millionen Herzen (Mohammedanern) wiedertönte. Um ebenfalls die Hindu

Ruhende Karawane vor Samarkand.

zu gewinnen, müsste man die heilige Fahne von Benares wieder aufstecken und dessen Rajah die Freiheit und Unabhängigkeit zurückgeben. Man würde zu gleicher Zeit den panischen Schrecken und die allgemeine Verwirrung benützen, um ganz Hindostan mit aufregenden Proclamationen zu überschwemmen. Für einen solchen Auftrag würden sich Boten im Ueberfluss finden: alle Fakire, Joghis, Kalenter wären ebensoviele eifrige Apostel des Aufstandes, der sich bald von einem Ende der Halbinsel zum anderen mit reißender Schnelligkeit verbreiten würde. Man müsste in diesen Proclamationen sich nur von einer Idee erfüllt

darstellen: Wiederherstellung der Unabhängigkeit Indiens und Zerstörung der englischen Macht; überhaupt dürfte man nicht sogleich die Eifersucht des Volkes aufregen, indem man eigennützige Pläne kund machte. Allen Ehrgeiz müsste man vorerst unter dem Schleier eines studierten Uneigennutzes verbergen. Als Devise und Wahlspruch müsste gelten: wir kommen als Befreier, nicht als Eroberer; uns hat Allah und der Kaiser Nikolaus von Russland abgesandt, um allen Gerechtigkeit zu verschaffen. Völker und Fürsten von Indien, würde man sagen, Mohammedaner und Hindu, Rajputen, Jhauts, Mahratten, Polygaren, Rajah und Nuwab verjagt jene Thronräuber und nehmet eure Rechte wieder in Besitz: Apnie Apnie daolut toumarah, toumarah moulouk leleo! Russland müsste davon ausgehen, dass jede Spur der englischen Herrschaft zuerst bis auf die letzte Wurzel vertilgt sein müsse, ehe man an Gründung einer eigenen Macht denken dürfte. Dazu brauchte man die Unterstützung der Völker, weshalb man anfangs die alten wurmstichigen Throne wieder aufrichten müsste; später, wenn man dem eigenen Nutzen Rechnung tragen kann, wird es leicht sein, sie wieder zu stürzen."

„Von Delhi aus marschierte die Befreiungsarmee nicht nach Calcutta, das nur als Haupthandelsplatz mitten unter einer weichlichen und feigen Bevölkerung, die keiner kräftigen Erhebung fähig ist, zu betrachten wäre, sondern über Agra, Gwalior und den Kandeish nach Bombay, indem man rechts und links die Bevölkerung zum Aufstand brächte und die Conförderation der Rajputen und Mahratten wieder ins Leben riefe und ihre alten Häuptlinge oder wenigstens solche aus den alten Familien an die Spitze stellte. Hier dürfte man aber nicht, wie in Bengalen, Kinder und sonst Unfähige auf den Thron heben, sondern Männer von Thatkraft, die das Schwert zu schwingen und eine Reiterschar anzuführen wissen. Hier handelte es sich darum, den Engländern, deren erster Landungsort Bombay ist, ein festes Bollwerk entgegenzusetzen, und dieser Theil Indiens wäre der letzte, den man sich aneignen dürfte.

In Bombay muss der Czar der englischen Macht den Todesstreich versetzen; diese Präsidentschaft ist militärisch weit

wichtiger als Calcutta. Hier ist ihr nächster Berührungspunkt mit Europa (durch die Dampfschiffahrt bis Suez); durch Wegnahme von Bombay schnitte man ihnen alle Verbindung ab und beraubte England und Indien ihrer nöthigsten, reichsten Hilfsmittel: hier muss man der Schlange den Kopf zertreten; der übrige Leib mag sich noch einige Zeit krümmen, wie er will, es sind nur Convulsionen des Todes."

„Von Bombay aus könnte man dem Nizam von Hyderabad die Hand reichen, und dieser würde schnell genug sein verhasstes Joch abschütteln; ganz Mysore stünde augenblicklich in Flammen, und diese Völker selbst würden die Befreiungsarmee nach Madras führen, das belagert werden müsste, aber gewiss keinen langen Widerstand leisten könnte. Jetzt wäre der Marsch nach Calcutta nur ein Triumphzug. Dort fände man freilich eine ungemein feste Bergcitadelle; allein sie hat den wesentlichen Fehler, dass sie eine Armee von 10.000 bis 15.000 Menschen zur Vertheidigung braucht, welche in die Länge keine Nahrungsmittel hätten, da auf dem Fluss die Communication durch die russischen Kanonen gesperrt wäre. Die Festung, so stark sie ist, könnte einer längeren Blockade nicht widerstehen, und auch zu einer regelmäßigen Belagerung würde man das nöthige Material zu Hyderabad, Madras und Bombay finden. Der Wunsch von Katharina wäre dann erfüllt und Russland dürfte nur bestimmen, welchen Theil Indiens es für sich behalten wollte.

Man könnte denken, die größten Schwierigkeiten seien gleich anfangs zwischen Astrachan und Kabul zu überwinden. Vor einigen Jahren noch wären diese Schwierigkeiten sehr groß, vielleicht unüberwindlich gewesen; allein die Engländer selbst haben dieselben durch ihre thörichte und unredliche Expedition nach Afghanistan und durch ihre eben so unglückliche Gesandtschaft nach Herat weggeräumt."

„Betrachten wir einmal die Hauptstationen der russischen Marschroute. Von Astrachan bis Asterabad ist es nur eine Schiffahrt von wenigen Tagen, handelt es sich nur um eine Flotille auf einem Meer, wo die Engländer auch nicht eine Nussschale besitzen.

Persien liegt gegenwärtig zu Rußlands Füßen und wird diesem alle nöthigen Hilfsmittel abreichen. Wenn die Russen Persien ihren Schutz gegen die Türkei und die turkomanischen Horden versprechen, und ihm einige Stücke Landes zurückgeben, so werden sie an demselben einen aufrichtigen und eifrigen

Samarkand; Dressierter Ziegenbock.

Bundesgenossen haben, und dadurch über ein ungeheures Transportmaterial von Kameelen und Zugthieren gebieten können.

Von Asterabad bis Herat durch das schöne und fruchtbare Thal von Heri-Rood kann von keiner Schwierigkeit die Rede sein. In der letzten Stadt aber, die bis vor kurzem feindlich gegen Rußland war, ist jetzt ein Rußland ganz ergebener Regent, Yar-Mohammed, der frühere major domus von Shah-Karan, den die englische Diplomatie dadurch sich zum ewigen Feind

gemacht hat, dass sie ihn bei seinem Herrn hatte verdrängen wollen.

Von Herat bis Kandahar ist die Straße jetzt ganz genau bekannt und durchaus ohne alle Schwierigkeiten, was die vielen Transporte von Artillerie und sonstigem Material zwischen beiden Städten (während der englischen Gesandtschaft zu Herat im Jahr 1839 bis 1841) gezeigt haben.

Die Expedition des General Nott im Jahre 1842 hat bewiesen, welche Hilfsmittel zu Kandahar zu finden sind, und dass der Marsch von hier bis Kabul, sogar durch eine feindliche Bevölkerung, ohne Schwierigkeit ist."

„Würde zu Kabul ein russisches Heer wohl feindlich aufgenommen werden? Gewiss nicht! Mit Enthusiasmus im Gegentheil würden sie einen Feind Englands empfangen, der ihnen von Rache spräche, der sie an die Erniedrigung von Kabul, an die Zerstörung des großen Bazars, an die Entheiligung von Ghiznie erinnerte. Die Afghanen haben wie die Corsen und Spanier eine traurige Berühmtheit durch ihren Erbhass errungen: späte Generationen bewahren und vollführen die Rache für längst verjährt geglaubte Beleidigungen. Ihr ritterlicher Muth würde, wie zur Zeit von Timur und Nadir, die Eroberungsbahn betreten, um in den Ebenen Indiens ihren Gold- und Rachedurst zu sättigen."

Wir glauben, dass vieles von dem, was Warren so klar ausdrückt, von den heutigen oder künftigen russischen Heerführern wird beachtet werden müssen!

Im übrigen werden sich die Russen dabei denken mögen: Se non à vero, è ben trovato.

Russland ist indes in Turkestan selbst nicht müssig. Wir hatten Gelegenheit den General-Gouverneur Duchowskoi in Samarkand zu sehen, ihn unter den durch Militär- und Polizeiassistenz hergestellten Triumphbogen wie einen Herrscher anzustaunen. Er kam von Khokand, das seit 1876 russischer Besitz geworden ist. Seinem Befehle sind auch die Provinzen Semipalatinsk und Semiretschensk in Sibirien untergeordnet — die Reise westwärts hatte außer Inspicierungen die bevorstehende Bahnverbindung Taschkend-Orenburg, 1760 Werst, zum Zwecke.

Die Linie nach Nowy-Margelan, nach Ferghana wird den Anschluss an Ostturkestan, an die chinesische Grenze bewirken, und aus diesem Bahnsystem wird sich zwischen dem Syr-Darja, den Bergrücken und Wüsten der chalcha'schen oder mongolischen Region der neue Schienenstrang entwickeln. Der Syr-Darja ist zwar schon jetzt im Bereiche der russischen Eisenbahnen, aber sein oberes und mittleres Stromgebiet fällt dann ganz in die Gewalt der zu erbauenden Verkehrswege. So kann auf einen elektrischen Wink ganz Centralasien, wenn man will, unabhängig vom Kaspischen Meere, von der mittleren Wolga aus, vom Ural her mit fliegenden Colonnen überzogen werden. Der politischen Conjunction und dem strategischen Scharfblick öffnen sich somit Aufgaben von unermesslicher Bedeutung!

* * *

Trotz des in Samarkand herrschenden Belagerungszustandes kann man fröhliches Leben dem Stadtgetriebe nicht absprechen. Eine eben marschierende, von einer Militärcapelle begleitete Infanteriecolonne singt vor unserem „Gasthofe" nationale Lieder; die acht Musikbanden der Garnison sind stets vollauf beschäftigt.

Der Fremde, der in diesen Ländern ohne gute Empfehlungen reist, ist nach jeder Richtung zu bedauern. An ein instructives Studium des sich Darbietenden ist nicht zu denken; er wird an dem, was die Jahrtausende gewissermaßen aufgespeichert haben, unbefriedigt vorübergehen müssen. Der in seiner Heimat vidierte Auslandspass, die ordnungsmäßige Regierungslegitimation vom Kriegsminister in Petersburg machen ihn in den Augen der Behörden und in der Gesellschaft noch immer nicht verdachtlos. Erst ein Schreiben an eine wohlbekannte Persönlichkeit macht ihn immun, öffnet ihm überall Thür und Thor, führt ihn ein in die Kreise der russischen Familien und verschafft ihm Zutritt zu allen Denk- und Sehenswürdigkeiten. Localführer oder Lohndiener, wie sie in vielen Ländern existieren, kennt man hier nicht; Reisehandbücher oder nur flüchtige Hinweise auf die in Rede stehenden Gebiete vom Gesichtspunkte des Touristen fehlen fast gänzlich. Wie ein neugeborenes Kind steht der vom Wissensdrang Getriebene unter Menschen und Ruinen, nichts als seine Land-

karten und den guten Willen, ein wenig Ortssinn und Beweglichkeit als Hilfsmittel besitzend. Auch die sprachlichen Schwierigkeiten machen sich fühlbar, denn in kurzer Zeit kann man die russische Sprache nicht soweit erlernen, um sich über alles mit dem Volke rasch verständigen zu können.

Ein weiterer wesentlicher Umstand ist der Zutritt in den Club oder in die Sobranje, wie man es in Russland heißt. Die Unterkunftshäuser in Centralasien sind erbärmliche kleine, winkelige, von Schmutz und Ungeziefer starrende Hütten mit verfallenen, abgebröckelten Wänden, aus deren Schutt zur Nachtzeit Scorpione springen. Die Liegerstätte ist ein wackeliges Gerüst ohne jedes Zubehör, denn die Bettutensilien muss jeder selbst mitbringen, ebenso das Handtuch zum anwidernden Waschzeug. Im durchlöcherten Boden kreucht und fleucht es; die Fensterscheiben sind blind, die Fensterrahmen schließen entweder gar nicht oder schlecht. Von den Thüren kann man dasselbe behaupten. Dienende Geister oder eine Verbindung mit denselben, eine Glocke, Telegraph sind Utopien — man muss sich alles selbst besorgen. Küche wird in diesen Herbergen — zum Glück für den Reisenden — nicht geführt; es ist höchstens ein Glas Thee zu erreichen, wobei aber ein ganzer Samowar gestellt und berechnet wird. Gastwirtschaften sind nicht vorhanden — —, wo also soll der Fremde, selbst wenn er noch so einfache Ansprüche stellt, wo soll er ein Stück Brot, ein Stück Fleisch zu sich nehmen?

Ueber all dies Ungemach helfen, wie bereits erwähnt, entsprechende Empfehlungen hinweg. So war es mit uns. Schon in Tiflis wurden wir vom Hause Godlust mit guten Einführungsschreiben ausgestattet und vom österreichisch-ungarischen Consulat mit Notizen, Adressen, wichtigen und vertraulichen Mittheilungen versehen. In Samarkand war es Christlieb Rahwing, der Vertreter großer Moskauer Textilfirmen, an dessen Thür im Serai der asiatischen Stadt wir zuerst pochten. Diesem bereitwilligen, verständigen, gefälligen Freunde haben wir vieles zu verdanken, seiner belehrenden Führung immer zu gedenken. In seinem gastlichen, vom Hauch der Herzlichkeit erfüllten Hause konnten wir seit Monaten in einem anheimelnden Familienkreise uns bewegen, an Schlichtheit und Innigkeit uns erfreuen. Unver-

geſslich bleibt uns das Sonntagsmahl bei Rahwing, wie die Familie, Mann, Frau und Kinder, mit gefalteten Händen, den Blick nach oben gerichtet, den Mittagstiſch umſtand, ſo wie es Fritz v. Uhde in ſeinem berühmt gewordenen realiſtiſchen Gemälde: „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt“ einzig dargeſtellt hat.

Lehrreiche Plaudereien durften wir vom allwiſſenden Rechtsanwalt Bouché vernehmen, Luſtiges und Locales aus dem Munde Thienemanns, eines ehemaligen deutſchen Officiers,

Iſaak Chan von Afghaniſtan und ſein Stab in Samarkand.

hören. Georg Lievenſon, der ernſte Advocat, wies uns in Sachen des Rechtes und der Verwaltung auf intereſſante Erſcheinungen hin, erzählte Beachtenswerthes aus Zeit und Leben.

Wenn wir nach des heißen Tages heißen Mühen die Sobranje, in welche wir von Rahwing eingeſchrieben wurden, betraten, ſo hatten wir, tauſende Kilometer von der Heimat entfernt, ein Heim, wo wir von der Ermattung ausruhen, materielle und geiſtige Nahrung — dieſe am deutſchen Leſetiſche — zu uns nehmen konnten. Wir konnten ferner aus der arabiſch-ruſſiſchen amtlichen Zeitung „Turkeſtanskaja Wjedomoſti“ („Nach-

richten aus Turkestan"), (Туркестанскія вѣдомости) den Proceſs Dreyfus verfolgen, und mit den neugewonnenen Freunden anregende Geſpräche führen. Des Nachts hieß es freilich in die Herbergsſpelunke „Moskowski Nomero" zu den fieberigen Ausdünſtungen und der Anwartſchaft auf Scorpione zurück . . .

Im Club, wo alle hohen Beamten verkehren, haben wir mehrere derſelben kennen gelernt (der vornehmſte Beamte von Samarkand iſt eine — Beamtin, eine liebenswürdige Franzöſin, welche Gouvernante der Kinder des Gouverneurs iſt und in vielen amtlichen Angelegenheiten, ſo zum Beiſpiel beim Empfang von Fremden, dieſen vertritt. Die Dame empfieng uns mitten unter Schreibern und Gendarmen, von denen ſie Rapporte und Depeſchen entgegennahm, Aufträge und Weiſungen ertheilend).

Im Club werden häufig Unterhaltungsabende arrangiert. Einem derſelben wohnten wir bei. Es wurde recht flott getanzt, beſonders Wiener Walzer, auf Sechs- und Zweiſchritt, Polka-Mazur, und der befeuernde ungariſche Kör; auch Schottiſch wurde von den ruſſiſchen Officieren und den ſich ungezwungen gebenden, charmanten ruſſiſchen Damen vollendet ausgeführt. Unter den Anweſenden war auch ein bei den ruſſiſchen Huſaren dienender Prinz Don Chaime de Bourbon zu bemerken.

IX.

Buchara.

Bei Sonnenschein betrachtet, stellt sich das hügelige Culturland zwischen Samarkand und Buchara sehr gefällig dar. Das Steppengras dient den Kameelen zum Futter und als Brennmaterial. Aprikosen, sowie eine Pflanzenart, aus der vorzüglicher Farbstoff gewonnen wird, bedecken die wohlbebauten Felder, aus denen verfallene Dörfer herausschauen. Die Luft durchschwirren Hummeln und Bremsen — alles in allem eine Landschaft von echt mittelasiatischem Charakter.

Die Stationsgebäude in der bucharischen Sandsteppe sind mit der Front nicht gegen das Geleise, sondern stets nach Norden gebaut.

In der Nähe von Kermineh, einem Lustschloss des Emirs, wurden wir von einem mitreisenden russischen Officier eingeladen, ein Stück Weges auf der Locomotive zu fahren. Die großen Maschinen, deren Tender statt Kohlen Petroleum mitführen, sind in Kolomno (Russland) gebaut. Sie legen bei neun Atmosphären in der Stunde fünfzig Werst zurück; der Druck kann aber auf fünfzehn Atmosphären gesteigert werden.

Der russische Officier ist im allgemeinen eine freundliche und gewinnende Erscheinung. Er ist beflissen, dem Fremden gefällig zu sein, sich mit ihm in einer Weltsprache zu unterhalten (vom Stabscapitän — einer Charge zwischen Hauptmann

und Major — aufwärts muſs jeder, der auf Avancement rechnet, deutsch und französisch verstehen), über Land und Leute Zweckdienliches mitzutheilen, überhaupt den Unterschied zwischen Fremden und Einheimischen, zwischen In- und Ausländer zu verwischen. Der größte Theil der Eisenbahnreisenden gehört dem Soldatenstande an; es ist kein besonderes Vergnügen, in Centralasien zu garnisonieren oder auf den bucharisch-afghanischen Grenzforts Dienst zu thun. Unsere Officiere, die in Galizien oder im Occupationsgebiete stehen, haben es bei weitem besser. Obendrein sind die russischen Gagen viel kleiner als bei uns, dagegen sind die materiellen Anforderungen an den einzelnen, seine Verpflichtungen gegen die Gesammtheit in den Gesellschaftscentren bedeutender wie in irgend einem Heere Europas.*

Dies vorausgesetzt und wissend, hat uns das chevalereske Wesen der russischen Officiere wahrhaft imponiert. Wir wurden mit vielen bekannt, befreundet, unsere Erfahrungen durchmaßen die Chargenscala vom Lieutenant bis zum General, aber bei keinem haben wir jenes herrische, überschäumende Selbstbewusstsein, jene übel angebrachte Exclusivität gefunden, wie zum Beispiel beim preußischen Junkerofficier!

In einer kleinen Station wurde der Zug zurückgehalten, weil eine Circulardepesche wegen eines aus Samarkand entwichenen Verbrechers beim dritten Läuten eingelaufen ist. Wie aus der Erde wuchsen die Gendarmen heraus, umstellten den Zug, besetzten den Ausgang der Station und durchsuchten das Innere der Waggons. Fast jedermann wurde zur Ausweisleistung aufgefordert, von den Conducteuren wurden confidentielle Auskünfte ertheilt, und schon lenkte ein Gendarm seine Schritte nach unserem Sitzplatze, als ihn ein discreter Blick des mitreisenden Majors traf, der das forschende Amtsorgan aus unserem Bereiche brachte.

Nach zwölfstündiger Fahrt langt der Zug in Nowy-Buchara an. Die Station befindet sich auf bucharischem Boden,

* Nach einer genauen Berechnung kostet (in Kronen) der Soldat in Russland 741·60, in Deutschland 1116, in Oesterreich-Ungarn 1128, in Italien 1473·60, in Frankreich 1567·68, in England 1963·20. Der russische Soldat, demnach auch der russische Officier, ist somit der billigste in Europa.

der zu diesem Zwecke vom Emir gegen Entgelt abgetreten wurde. Jede Station im Emirat ist eine Eisenbahnenclave Russlands, die sich alle nach einer Richtung — Nordwest — ziehen. Jenseits des Geleises, also Südost, ist wieder bucharische Erde.

Nowy- (Neu-) Buchara ist eine in der Sandsteppe errichtete

Officier in Buchara.

Stadt von jungem Datum. Wenige Anlagen, von der Hitze verdorrt, unterbrechen die gelbe Fläche. Im Centrum befindet sich ein großer, viereckiger Marktplatz mit kleinen Parterrehäusern, welche sich alle gleichsehen. Nur die Filiale der Reichsbank und eine südöstlich gelegene Karavanserai für bucharische Reisende, welche Kisten und Latten, als Schlafstätte benützend, bis auf die Straße vorschieben. Weitere Ausnahmen sind das nette Schulhaus und die Apotheke, welche in einem Straßenzuge stehen,

der eine Hauptallee sein soll. Idyllisches Stilleben ist der Grundton der erst zehn Jahre alten Stadt.

Zu erwähnen wären der Vollständigkeit halber einige lichtblau schimmernde Amtsgebäude und der kleine Gasthof, der sich stolz „Hotel Europa" nennt. (Nur Lumpe sind bescheiden!) Im Orient legen sich die Herbergen den Namen des ersten Welttheiles bei, in Wahrheit aber gebührt ihnen jener des — zweiten. Das besagte Hotel Europa also, welches für den Fremden immerhin eine Zufluchtsstätte, und zwar die einzige in der Stadt war, ist mittlerweile wegen Mangel an Reisenden aufgelassen worden.

Manche Leute behaupten, dass das Reisen eine schöne Sache sei. Möglich! Anderwärts wohl, nicht aber in Centralasien. Kaum hatten wir das Zimmer betreten, als uns auch schon die Legitimationsdocumente abgefordert wurden. Das war nach den bestehenden Vorschriften in Ordnung. Allein die Documente wurden als nicht genügend erachtet, weil für das Emirat Buchara eine specielle Bewilligung vorgewiesen werden muss! Das wussten wir nicht, besaßen eine solche Bewilligung nicht, standen also vor der augenblicklichen Ausweisung, möglicherweise, je nach Auffassung der Behörden, als „Verdächtig" vor der vorläufigen Verhaftung — — —

Es sollte aber anders kommen!

Von Samarkand her brachten wir an den aus den Ostseeprovinzen stammenden Apotheker Peter Reinhard in Nowy-Buchara und an andere Persönlichkeiten Empfehlungsschreiben mit, die wir sofort den Betreffenden überreichten. In der Stadt hatte sich bereits das Gerücht verbreitet, dass ein Ausländer anwesend sei! Apotheker Reinhard führte uns unmittelbar auf die russische diplomatische Agentur zu Herrn von Nowikoff, der völkerrechtlich für Buchara nur ein Consul ist, in der That aber alle Machtbefugnisse eines Gouverneurs in einem eroberten Lande besitzt und ausübt.

Der Vertreter des Herrn von Nowikoff machte anfangs Schwierigkeiten, wies auf die gouvernementalen strengen Bestimmungen in Betreff der Ausländer hin, nahm Anstoß an dem „schreibenden Touristen", frug nach Ziel und Zweck, nach Tendenz der beabsichtigten Reise in die Hauptstadt des Emirats,

und machte schließlich in russischer Sprache unseren Freund aufmerksam, dass er (Reinhard) uns ja nicht kenne und eine Bürgschaft für unser Verhalten nicht zu übernehmen vermag. Das erstere musste der Angesprochene allerdings verneinen, das zweite hat er bedingungslos bejaht.

So wurde denn eine dreitägige Aufenthaltserlaubnis unter Garantie Peter Reinhards ertheilt. Außerdem wurde uns nach plötzlicher günstiger Wandlung der Angelegenheit ein Djigit, ein in nationalem Kleide prunkender bucharischer Staatsbeamter, beigegeben, der uns in Buchara überall begleiten, führen, alle Moscheen, Paläste, Gefängnisse, Thore u. s. w. mit seiner Autorität zugänglich machen soll.

So hat sich die Sache in wenigen Stunden gewendet!

Nach der Rückkehr in das Hotel fanden wir den Polizeimeister Antoni Pruzinsky, einen lebhaften, freundlichen Polen, der vormals dem Eisenbahn-Regiment angehört hatte, im Vestibule; er begrüßte uns in gemüthlichem Ton, stellte sich uns zur Verfügung und lud uns zum Mittagessen, welches wir in Gesellschaft des Postvorstehers und des Gerichtsleiters bei ihm eingenommen haben.

Wir lernten in diesem Polizeimeister nicht nur einen liebenswürdigen Menschen, sondern auch einen vortrefflichen Künstler kennen, einen Maler, dessen Arbeiten den ganzen großen Salon schmückten. Darunter waren Studienköpfe, Landschaften, Porträts, Stilleben u. a. m. Auch an uns hat sich sein Stift versucht.

Wieder traf uns eine Ueberraschung bei der Heimkehr. Es wurde eine Ansage ausgegeben, dass gegen Abend der Generalgouverneur von Turkestan, Duchowskoi, auf der Rückfahrt von Merw nach Taschkend auf dem Bahnhof von Nowy-Buchara die bucharische Armee inspicieren werde. Damit sei ein feierlicher Empfang verbunden, an dem wir uns schon aus Gründen des Taktes betheiligen sollten. Wir entsprachen selbstverständlich der Aufforderung und fanden uns zur festgesetzten Stunde auf dem Bahnhofe ein.

Die ganze Stadt war in den russischen Farben geschmückt. Jedes Haus, auch die amtlichen Gebäude flaggten weiß blau-roth.

Einen besonders imposanten Anblick bot der große Marktplatz. Im Civil und Militär herrschte große Bewegung. Die Septembersonne brannte mit voller Gluth auf das farbenreiche, aus tausenden Moleculen sich zu einem Gemälde gestaltende Ereignis.

Der Bahnhof war in einen Fahnenwald verwandelt worden. Auf der linken Seite stand ein Zelt, mit kostbaren Teppichen belegt, im Innern waren zwei lange Tafeln, bedeckt mit Obst, Früchten, Compoten, Zuckersachen, Fleischconserven und Blumen.

Vor dem Zelte war die russische Schuljugend mit Lehrer und Lehrerin aufgestellt. In entwickelter Linie reihten sich rechts und links an: das Eisenbahn-Bataillon, welches den Betrieb bis zum Amu-Darja führt, Soldaten, Kosaken, Tscherkessen, Gendarmen und Staatsbeamte. Das in den buntesten Costümen erschienene Volk säumte die wogende Menge farbig ein.

Zu beiden Seiten der Bahn stand ein ganzes Regiment des Emirs mit Fahnen und Standarten, die als Wappen eine Hand mit ausgestreckten Fingern trugen. Die Soldaten, unter russischem Commando stehend, machten einen kläglichen Eindruck. Die bucharische Armee besteht aus 8000 Sachassen (Infanterie), unter ihnen mehrere hundert Afghanen. Die Gewehre stammen aus Indien oder sind russische Vorderlader. Die Kanonen sind ebenso plump als alt.

Als Musikcapelle war eine Abtheilung Pfeifer und Trommler da. Unarticulierte Laute, Janitscharentöne und Katzengemiau sind die richtigen Bezeichnungen für diese Militärharmonie!

Die Uniform besteht aus dunkelbraunem Waffenrock, der zum braunschwarzen Gesicht des Soldaten eigenthümlich paßt, rothen Pantalons, hohen, ungeputzten Röhrenstiefeln. Dazu eine kleine, schwarze Lammfellmütze. Die Sachen sind vernachlässigt, nicht gereinigt; den alten angeworbenen Muselmännern, welche an die weite, faltige, bequeme Kleidung des Orientalen gewöhnt sind, sitzen sie nicht gut. Die beengenden alten Kleider in Verbindung mit der durchaus unsoldatischen Haltung, den schlottrigen Knien, dem zusammengepreßten Oberkörper und dem unmäßig langen Bajonnet, sind ein förmlicher Hohn auf den Kriegerstand.

Mit der Cavallerie, welche jenseits des Bahnhofes stand, ist es ebenso. Sie reitet nur kleine schwarze Pferde und hat mit ihrem Vorbilde, den russischen Soldaten, nur die rothen Mäntel gemein.

Der Officier sieht noch grotesker aus als der Mann. Von männlicher, militärischer Haltung ist keine Rede. In seinem ganzen Gehaben ist er mehr Weib als Mann. Als besonderes

Gefangene in Buchara.

Abzeichen seiner Würde trägt er einen Hackenstiel mit einem Instrument, das dem Fokos im ungarischen Alföld gleicht.

Im Kriege hat jeder bucharische Soldat das Recht auf Plünderung. Diese Aussicht ist es, welche manchem die Anwerbung räthlich erscheinen läßt.

Bis zur Ankunft des Generalgouverneurs hielten auf russischer Seite Polizeimeister Pruzinsky, auf der anderen Seite der muselmannisch-bucharische Polizeichef die Ordnung aufrecht. Endlich wurde der Train signalisiert und bald darauf rollte derselbe in das Spalier. Beim Empfange konnte man sich von der Fülle

der Macht und dem Ansehen überzeugen, welche ein russischer Gouverneur besitzt. Kaum war er aus dem letzten Waggon gestiegen — ein mittelgroßer, alter, freundlicher Herr mit kurz gestutztem, grauem Schnurrbart und vollem, rothem Gesicht — ertönten Trompetenstöße, die Schuljugend kniete nieder und die Kirchenglocken begannen zu läuten. Die Lehrer überreichten Denkschriften; der General gieng zuerst die Front der Kinder ab und ließ unter ihnen aus dem Zelte Bonbonnièren zur Vertheilung bringen.

Ohne weitere ceremonielle Formel haben sich beim Abnehmen der „Parade" dem Gast die russischen und orientalischen Würdenträger angeschlossen: die bucharischen Generale und Minister im grünen Pelucheschalats, rothen Sammthosen, die aber gigerlhaft kurz waren, mit breiten goldenen Lampassen, weißen Socken und färbigen Pantoffeln. Vom breiten Gürtel baumelte eine kostbare Tasche à la Gretchen. Ein rother krummer Türkensäbel sowie ein carminrothes Ordensband, wie in Europa die Großkreuze, und eine Kopfbedeckung aus Zobel mit Gold vervollständigten das phantastische Costüm.

Der Höchstcommandierende aus Buchara hatte als besondere Distinctionsabzeichen schwere goldene Epaulettes. Er, mit drei Ministern waren fortwährend um die Person des Inspicierenden. In dem Cortége befand sich ferner der bucharische Geschäftsträger beim diplomatischen Agenten in Neu-Buchara, ein Kirgise, sowie der Kanzler des Emirs, ein gebrochener Greis, der auf beiden Armen gestützt werden musste, anzusehen wie Harun-al-Raschid, der Kirgise neben ihm ein zweiter Dschafar, — eine Neuauflage der berühmten Figur aus dem Märchen von Bagdad.

Während des Imbisses im Zelte setzten sich die Soldaten auf den Teppichen und den Geleisen nieder.

Nach der Abfahrt des Generalgouverneurs zerstreute sich der Militärhaufe ordnungslos, die bucharischen Würdenträger kehrten in vorsintfluthlichen Kaleschen, deren Wagenschlag die aufgehende Sonne als Wappenschmuck trug, in die Hauptstadt, und Herr v. Nowikoff, escortiert von einer strammen Sotnie Uralkosaken, die Gruß und Gegengruß mit ihrem Chef wechselten, fuhr nach seiner Residenz zurück.

Es war so ein einziges Schauspiel, dass selbst die treueste Darstellung und der höchste Aufschwung der Phantasie demselben nicht gerecht werden könnte.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit Apotheker Reinhard, der die Güte hatte, sich uns anzuschließen, und dem Djigit nach Buchara auf der von russischen Ingenieuren erbauten Chaussee. Gleich nach Verlassen des Bahnhofterritoriums beginnt das Reich des Emirs, dem von russischen Architekten an der linken Seite mit der Front nach Osten ein neuer Sommerpalast erbaut wurde.

Es ist eine Vereinigung der drei Stylgattungen: byzantinisch, russisch, maurisch. Die weißen Kuppeln auf dem ziegelrothen Gebäude heben sich leicht und gefällig ab. Der Palast ähnelt der Residenz des Bey in Tunis, ist aber kleiner wie jener. Er blieb ein Torso, weil das Geld ausgegangen ist, und der Emir den Bau im Stiche ließ.

Die melancholische Ebene weist nach Westen gut bebaute Felder mit ergiebigem Ackerboden auf. Ein Gewächs, ähnlich unserem Mais, heißt Sorge; aus dessen Saft wird Zucker bereitet. Jagdfreunde finden viele Fasanen. Dann folgt Steppe auf Steppe, unterbrochen durch Baumwoll-Culturen, von dickstämmigen Maulbeerbäumen aus grüngelbem Holz, elenden Dörfern und verfallenen Friedhöfen, Ziegen-, Schaf- und Kameelweiden. Das Zeichen moderner Civilisation — Telegraph und Telephon — begleiten unser Gefährte bis nach der Hauptstadt, um dort abzuschließen. Buchara besitzt weder Post noch Telegraph — will jemand in das Innere einen Brief absenden, so muss er sich durch den Gouverneur mit einer abgehenden Karawane, welche die Sendung mitnimmt, in Verbindung setzen. Das Zoll- und Finanzwesen steht unter russischer Verwaltung, welche namentlich gegen Afghanisten die Grenzpolizei strenge handhabt. An Zöllen werden von allen Waren fünf Percent, von den Juden zehn Percent erhoben.

Russland hat schon lange seine Augen auf Buchara und Kabul gewandt, um von jenem nach Centralasien, von diesem nach Indien vorzudringen. Die beiden Straßen haben noch den

Vortheil, dass beide von Asterabad bis Herat zusammenfallen und sich hier trennen.

Es ist geschichtlich festgestellt, dass schon im Jahre 1820 Missionäre von Buchara den Wunsch ausgedrückt haben, eine russische Gesandtschaft in ihrem Lande zu sehen. Dieser Wunsch wurde von Kaiser Alexander I. erfüllt, der einen Staatsrath, Herrn v. Negri, als Geschäftsträger bei dem damaligen „Chan" von Buchara ernannte. Im Gefolge dieser Gesandtschaft befand sich Oberst Meyendorf, welcher einen Reisebericht durch Amedie Jaubert zu Paris veröffentlichen ließ. Herr v. Meyendorf beruft sich „auf die unermesslichen Vortheile für Russland, wenn dieses seinen ihm gebührenden Einfluss in Centralasien ausüben wollte. Es ist Russlands Bestimmung, Aufgabe und Recht, den Chanaten Mittelasiens einen heilsamen Anstoß zu geben, über diese Gegenden die Segnungen der Civilisation zu verbreiten. Die unaufhaltsam fortschreitende Geistesbildung in diesem ungeheuren Reiche beruft es zur Ausführung dieser erhabenen Idee." Russland hat seitdem lebhafte Verbindungen mit Buchara unterhalten. Hier hat sich der erste commercielle und diplomatische Kampf zwischen England und Russland entsponnen, ein Kampf, der endlich vollkommen zu Gunsten Russlands ausfiel, da der Chan von Buchara, vorbedacht und mit kaltem Blute, den englischen Geschäftsträger Oberst Karl Stoddart und den berühmten Reisenden Lieutenant Arthur Konolly nach einer langen Gefangenschaft ermorden ließ. Beide starben nach officiellen Berichten im Herbst 1842 als heldenmüthige Opfer ihres Berufes und ihres Glaubens.

Der gegenwärtige Emir Seid-Abdul-Achad (Achad ist ein selbst beigelegtes Prädicat, und soll soviel bedeuten, wie „Edler") regiert seit dem Jahre 1882 als Nachfolger seines Vaters Mozaffar-ed-Din. Es ist ein Oberhaupt ohne Machtfülle. Gleich dem Chan von Chiwa wurde er nach Anerkennung der russischen Oberherrschaft General ad honores und trägt dessen Uniform mit besonderer Vorliebe. In seinem Lande ist er allerdings nur im nationalen Gewande zu sehen. Reisen in das Ausland darf er nicht unternehmen, nach Russland kann er nur mit Bewilligung des Kaisers gehen.

Er ist augenblicklich mit seinem persischen Leibarzte in einem kaukasischen Badeorte. *

Der Emir ist im Sinne des Wortes ein ganzer Despot. Die wichtigsten Stellen im Lande werden an die Meistbietenden verkauft, die sich dafür am Volke schadlos halten. Sein Vermögen beträgt über hundert Millionen Rubel, welche in der

Emir von Buchara: Seid-Abdul-Achad.

russischen Bank deponiert sind. Orden sind billig wie Brombeeren, und wie in Persien, der Türkei und Montenegro zu erreichen.

* Auf der Rückfahrt nach Krasnowodsk kreuzte sich unser Zug mit dem Extrazug des Emirs in Kadzanzik. Er trat nach vollbrachter Cur, und nachdem er seinen Sohn im Petersburger Pagencorps besucht hatte, die Rückreise in die Heimat an. Sein Leibwaggon ist dunkelroth, mit Gold verziert, und trägt das persönliche Wappen: Stern mit Halbmond. Er wurde zum erstenmale vom Emir benützt. Der Waggon ist 32 Schritte lang, läuft auf acht Achsen, ist von außerordentlicher Eleganz und kostet 200.000 Rubel. Er wurde im Juni 1899 fertiggestellt und dem Emir als Geschenk des Kaisers Nikolaus II. übergeben.

Bei den Ulemas (geistlichen Studenten) ist Seid Abdul nicht sehr beliebt. Er weilt deshalb auch nicht gern in Buchara. Durch das strenge Verbot aller geistigen Getränke hat er sich viele Feinde zugezogen. Die einzige, halbwegs europäische Taverne in Buchara musste aus diesem Grunde ihre Pforten schließen.

Der Emir ist ein Freund von Etikette, Ceremonien und — schönen Frauen. Bei officiellen Begegnungen mit russischen Functionären wendet er nie deren Sprache, die er sehr gut versteht, an, sondern verkehrt nur mittels Dolmetscher. Sein Harem ist berühmt. Mit despotischer Gewalt lässt er in denselben die schönsten Jungfrauen des Landes einreihen. Kein Mädchen ist gegen solche Einreihung sicher! Die Minister, Staatswürdenträger, Officiere und Soldaten müssen sich nicht nur vor dem Emir tief zur Erde neigen, sondern auch vor dessen Palast, wenn sie vorübergehen. In Abwesenheit des Emirs bewohnt den Palast der Kanzler als Regent. Bei Todesstrafe darf er denselben bis zur Rückkehr seines Herrn nicht verlassen. Kein Moslim darf bei dem Palaste des Emirs reitend oder fahrend vorüberziehen. Er muss vom Pferd oder Wagen absitzen, um zu Fuß den Weg fortzusetzen.

Auch bei kurzem Aufenthalte gelangt der Europäer zur Ueberzeugung, dass Buchara der Schauplatz der Uncultur, die Sintfluth der Barbarei und des Ungeschmacks ist. Ein solch wunderbares Gemisch von Vernunft und Absurdität wie hier, wird man nicht bald irgendwo zwischen Grönland und Patagonien finden. Man begegnet Dingen, für die die Sprache keine Worte, der Geist keine Begriffe hat; man sieht Schöpfungen, die den Geist der Zerstörung in sich tragen!

Die niedere Stufe der Moral und Cultur macht die große Sittenverrohung, wie die rohe Behandlung des Weibes erklärlich. Wenn die Frau dem Manne in der Erstgeburt keinen Sohn schenkt, so wird sie wie ein räudiger Hund davongejagt, zeitlebens mit dem Stigma der Verachtung und der Schande behaftet. Entfernt sich so eine zähe bucharische Krämerseele für längere Zeit vom Wohnorte, so darf in der neuen Ortschaft wieder geheiratet werden. Dadurch werden jedoch die Rechte der ersten Frau nicht berührt.

Man begreift auch, dass bei einem solchen Volke noch vor dreißig Jahren kein Fremder seines Lebens sicher war. Das mindeste, was einem geschehen konnte, war ewige Einkerkerung — — nur darum, weil er ein Fremder, weil er im Gebiete von Buchara betreten wurde!

Die Unreinlichkeit der Bucharen ist in Mittelasien sprichwörtlich. Aus den Teichen und Brunnen, in denen sie auf der Straße die rituellen Gebetswaschungen vornehmen, trinken sie das Wasser und kochen damit . . .

Anderseits bewegen sich vor dem Auge des erstaunten Reisenden, wo immer er hinblickt, eine Fülle bunter, höchst lebendiger Volksbilder, die im Vergleiche zu Samarkand aber mehr marionettenhaft als beseelte Charaktere sind.

Die dicken, aufgeworfenen Lippen, die gedrückte Nase, die niedrige Stirn, die dunkelbraune Gesichtsfarbe, das schwarze, wollige Haar und das Katzenauge machen den Bucharer zu einem unsympathischen Wesen, zu einem Menschen der niedrigsten Niedrigkeit. Der Schädel ist stets rasiert, selbst bei den Knaben. Nägel und Bart werden mit persischem Henna roth gefärbt.

Ein großer Theil der Bewohner geht barfuß umher — ein anderer kleidet sich mit besonderem Privilegium grün, was als Auszeichnung gilt.

Das Hauptkleidungsstück ist der Chalat, ein talarartiger Mantel mit niedrigem Kragen, weiten Aermeln, an der Brust ausgeschnitten. Bevorzugte Farbe ist bordeauxroth. Als Abzeichen männlicher Würde und Selbständigkeit gilt der breite Gürtel, während ein farbiger, wulstiger Turban mit einer Quaste auf der linken Seite den Kopf bedeckt. Statt des Turbans wird von jüngeren oder aufgeklärteren Leuten ein gold- und seidengesticktes Käppchen getragen. Unter diesem befindet sich eine weiße Haube als Nachtmütze. Die Frauen tragen, wie in Turkestan, einen roth- oder weißgeblümten Gesichtsschleier, die Witwen oder von den Gatten vertriebenen schwarze Tücher über Kopf, Schulter und Brust.

Während in den Städten Samarkand, Taschkend und

Kokand verhältnismäßig viele Ausländer wohnen*, sind deren in Buchara (Stadt) bei einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen vielleicht neunzig, lauter russische Unterthanen, anwesend. In den Provinzen leben keine Europäer. Genaue Feststellungen sind unmöglich, weil eine Volkszählung im Reiche des Emirs, das zweimal so groß als Frankreich ist, noch nicht stattgefunden hat.

Mit den Nomadenhorden kann man willkürlich zwei Millionen Einwohner annehmen, diese Zahl kann sich aber ebenso verkleinern als erhöhen.

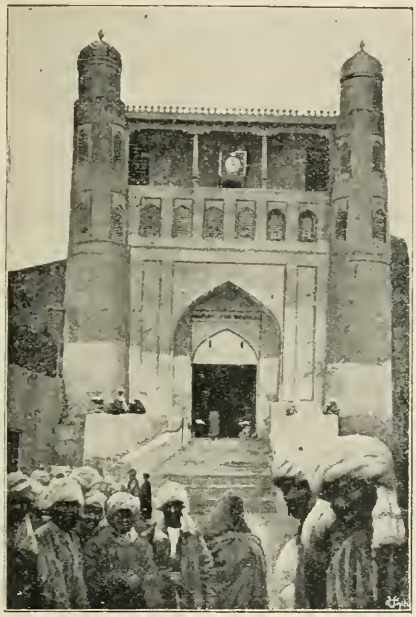
Buchara ist nicht nur ein geistiges Centrum des Ost-Islam bei den Indern seit Jahrtausenden, sondern gilt den Mullahs überhaupt als Hochschule des reinen Islam. Außerdem ist es der Stapelplatz des Handels und Reichthums. Industrie besteht in Form des Handwerkes. In Seide, Wolle, Lammfellen (den zarten, feinen, bei unseren schönen Frauen so beliebten „schwarzen Pelzerl", irrthümlich „Astrachan" genannt, was wohl daher kommen mag, weil vor Zeiten, bevor Nischni-Nówgorod der Centralmarkt Russlands und Asiens war, Astrachan an der unteren Wolga asiatische Waren importierte.** In Gallians (Nargilehs) wird großer Handel nach Iran, China und Afghanistan betrieben. Auch Teppiche gelangen zur Ausfuhr, sie sind aber nicht so gut gearbeitet in Qualität, Dessin und Farbe, so mannigfaltig wie in Samarkand. Den Theehandel haben die Afghanen an sich gerissen, von denen einige in Buchara als Parteigänger des Thronprätendenten Isaak Chan leben. Größere Speculations- und Geldgeschäfte machen die wenigen Perser und Inder, letztere von einer Kaste, welche in ihrer Heimat nicht in hohen Ehren steht. Sie machen auch in Buchara mit ihren schwarzen, schirmlosen Kappen, dem fettgetränkten Haar und dem grauen Rock keinen günstigen Eindruck.

---

* Das k. u. k. Consulat zu Tiflis als nächste diplomatische Behörde für Centralasien hatte die Güte, uns Nachweise über die jenseits des Kaspischen Meeres lebenden Oesterreicher und Ungarn zu geben.

** Die Gewinnung dieser schwarzen Felle vom Mutterschaf in Persien und Buchara ist so grausam, dass wir mit der Schilderung derselben die Nerven der Leser nicht irritieren wollen.

Ein weithin versendeter, sehr geschätzter Exportartikel sind die bucharischen Darmsaiten. Die an sich edle Schafrasse findet auf gewissen Weiden nahrhaftes, gesundes Futter, vorzüglichen Klee, der die Gedärme der Thiere nicht verletzt. In anderen Gegenden ist das Futter dornig und beschädigt des Thieres Ein-



Emir-Palast in Buchara.

geweide, was die Durchlochung der Därme zu Folge hat. Bei den hier erwähnten Schafen ist dies nun nicht der Fall.

Handelssache war in Buchara bis vor etwa dreißig oder vierzig Jahren auch der geraubte Perser, der als Sclave öffentlich verkauft wurde. Auf Sclavinnen unter zwanzig Jahren hatte das Vorrecht der Harem des Emirs.

Der Karawanenhandel im Jahre 1896 erreichte eine Höhe von zwölf Millionen Rubel.

Die Handelskaste geht auch hier aus den Kreisen der Tatschiks hervor. Diese sind schon seit Jahrhunderten gewissermaßen die Hörigen der Usbeken, aus deren Mitte allein die Nakif-el-Eschraf (Staatsbeamten), die Kusch-begi (oberster Kanzler oder Minister) die höheren Verwalter, Würdenträger und Richter (deren grausame Strenge gefürchtet ist) und der jeweilige Kasi Kalon (der höchste Richter) entnommen werden. Wie gemüthlich solch ein Beamter sein Amt auffasst, hat der Herr Polizeimeister bewiesen, der sein Mittagsschläfchen auf der Straße im Schatten einer Moschee abgehalten hat!

Wir haben oben Buchara das Land der Uncultur und Barbarei genannt. Ein Besuch im Gefängnis Sin-dan, südöstlich der Stadt, auf schuttiger, sandiger Höhe, mitten unter Felstrümmern, verfallenen Hütten, morschen Buden, rings von Staub, Schlamm und Koth umgeben, bestätigt jenen Ausspruch. Wenn man den Hügel erklettert, sieht man sich in einem verwahrlosten, von niedrigen, lehmigen Mauern abgeschlossenen Hof, in den drei breite Holzthüren münden. Diese führen zu den drei Gefängnissen, bei deren Besichtigung das Gewissen der beleidigten Menschheit erwacht. Eine Anhäufung verkommener Menschen ohne Urtheil, ohne Vollzugsvorschriften! Ein einziger alter Mann mit einem Bund Schlüssel, das crasseste Gegenbild des heiligen Petrus, übt hier das Amt der vergeltenden, sühnenden Gerechtigkeit! Zu seiner Unterstützung lungert am Fuße des Hügels eine Schar Soldaten von jener Qualität, wie wir sie in Nowy-Buchara kennen gelernt haben. Der Alte ist in weiß gekleidet, er trägt die Farbe der Trauer des Morgenlandes.

Die Gesetze der römischen Kaiser ordneten zum Schutze der Gefangenen gegen missbräuchliche Behandlung regelmäßig wiederkehrende Besichtigungen und Besuche durch den Richter. Hier wäre eine solche Verordnung nicht durchführbar, weil die meisten Gefangenen ohne richterlichen Spruch eingekerkert werden. Mag übrigens der eine oder der andere gethan haben was immer — jeder ist ein Wesen für sich und hat das Recht auf Anerkennung als solches, und diese sollte ihm nach den Grundsätzen der Humanität nicht versagt werden. Ist einer ein gefährlicher, schwerer Verbrecher, so wird er hier durch die versöhnende Macht der

Reue nicht gebessert. Für Anachoreten und Trappisten wäre im Sindan kein Feld der Wirksamkeit.

Zwei von den Gefängnissen, die wir mit unserem Freunde Reinhard und dem Djigit betraten, waren runde Räume mit dicken Ziegelmauern, von einer niederen Kuppel, die durch eine schmale Ritze etwas Licht zuläßt, bedeckt. Es war also eher finster als hell — wir mußten das Auge an diesen Lichtton erst gewöhnen, die Temperatur war unbeschreiblich heiß, die Luft dick und mit Miasmen geschwängert. Von der feuchten Wand rieselt Nässe herab, vom feuchten Erdboden steigen nervenbetäubende Dünste auf. Zwischen diesem im Geviert etwa fünf Meter messendem Gemäuer hocken oder sitzen vierzig Gefangene, in zerlumpten Kleidern, bis auf die Haut abgemagert, mit nacktem Oberkörper. Alle sind mit schweren Hals- und Fußketten aneinandergefesselt, so daß sie mit dem Eisen einen zusammengebundenen lebenden Klumpen bilden. Jede Bewegung des einzelnen theilt sich mechanisch den übrigen mit. Ein einziger armer Teufel ist in einer Nische angekettet — er ist augenscheinlich tuberculos und wird bald ausgerungen haben. Um sein Leiden sowie um die anderen Kranken kümmert sich kein Mensch — der Tod erlöst ihn wohl von den Qualen, aber nicht vom Gefängnis, wo er tagelang liegen bleibt, ehe er zur Einscharrung in der nächsten Sandwüste abgeholt wird. Kein Tisch, Sessel oder Bett ist zu sehen — nur kleine Bolzen in den Mauerfugen, an denen die Gefangenen ihre geringen Habseligkeiten aufhängen, und Nägel an der Decke, an denen Vogelbauer mit lieblichen Kanarien befestigt sind.

Um der Gefangenen Verpflegung kümmert sich kein Mensch. Wenn nicht mitleidige Seelen, Freunde, Verwandte ab und zu etwas bringen, was mit den Verlassensten unter den Verlassenen getheilt wird, können die Leute verhungern. Ab und zu wirft der Aufseher einige Brote in den Kerker, die die Gefangenen mit jener Gier verschlingen, wie die Raubthiere die an der langen Stange hingereichten Pferderippen bei der Fütterung.

Wie Menschen bei dieser Willkür, bei der verpesteten, furchtbares Kerkerfieber erzeugenden, alles mit Feuchtigkeit durchdringenden Luft, beim Mangel an Licht, an Fußböden, an Orten zur Verrichtung der Nothdurft, an Bewegung, an gesundem Wasser,

längere Zeit existieren können, ist ein Räthsel, werth der Untersuchung der Wissenschaft.

Allerdings sehen wir unter den Gefangenen Raub- und Mordgesichter, sehen wir Typen, denen die Blutschuld als unsichtbares Brandmal die Stirne zeichnet. Für derartige Verbrecher bestand bis zum Beginn der russischen Oberhoheit ein Gefängnis mit Wasser gefüllt, in welchem der Sträfling sein Lebenlang bis zum Halse im Wasser saß!

Wenn John Howard in Buchara gewesen wäre! Dieser große Wohlthäter des Menschengeschlechtes — mit der zunehmenden Entartung der Menschheit nimmt die Zahl der Wohlthäter ab — brachte im Jahre 1778 ein Buch über Gefängnisse und Zuchthäuser, unter dem Titel «The state of prisons in England and Wales, with some preliminary observations and an account of some foreign prisons», welches wir in der großen Bibliothek zu St. Petersburg (von der später noch die Rede sein soll) in deutscher Uebersetzung fanden. Auf der leeren Blattseite nach dem Titel haben wir im Bewusstsein, nichts Unrechtes oder Schädigendes zu thun, in Erfüllung einer Menschenpflicht, die Zustände im Gefängnisse zu Buchara notiert. Das Buch trägt den Buchstaben A (russisches D) und die Ordnungszahl 16.211 der deutschen Abtheilung.

John Howard war von Haus aus Krämerlehrling, gelangte in seiner Heimat zur Stellung eines Sheriffs, die ihm Gelegenheit zur amtlichen Besichtigung der Gefängnisse bot. Solchen Gefängnisbesuchen, seiner eigenen Kriegsgefangenschaft und wiederholten Reisen auf dem europäischen Continent entnahm er das Material zu seinen Schilderungen, die ungeheures Aufsehen erregten.

* * *

Buchara, in einer Wüstenoase gelegen, hat die Form eines Dreieckes. Es ist von acht Meter hohen, zwölf Kilometer langen Mauern umgeben, die hoch und kalt emporragen. Die elf Thore sind mit Thürmen befestigt, um die herum sich ganze Karawanseraien gebildet haben. Außerhalb der Mauern sammelt sich in den weiten Höfen vieles Volk mit Kameelen, die ganze Familien, ja ganze Wohnungseinrichtungen auf ihren Höckern tragen. Wir

sahen Kameele, die in Körben an den Flanken Männer, Weiber, Kinder beförderten. Das „Schiff der Wüste“ ist hier das einzige, das wichtigste Transportmittel!

In diesen Karawanseraien werden die meisten Verbrechen, die im geschilderten Gefängnisse zur Sühne gelangen, begangen.

Verbrecherthurm in Buchara.

Nach Sonnenuntergang werden neun Thore geschlossen, zwei bleiben offen. Kein Muselmann darf nachts die Straßen betreten. Die Russen können nach Belieben bei den beiden offenen Thoren ein- und ausgehen. Um vorgekommene Ausbrüche des Fanatismus gegen dieselben hintanzuhalten, stellt die Polizei Trommler auf, welche hinter jedem Russen einherschreiten und etwa herumstehende Moslims mit dem Rufe warnen: Thut diesem Freunde kein Leid — der Kasi-Kolon bürgt mit dem Kopfe für sein Leben!

Buchara liegt tiefer als Samarkand, leidet aber stellen- und periodenweise so wie dieses an Wasser- und Regenmangel, auch an expansiver Hitze. Zur Bewässerung dient ein urprimitives Canalsystem, welches die tiefer gelegenen Felder von dem abfließenden Wasser der höher gelegenen befruchtet.

Unter einem Himmel, dessen Heiterkeit sieben bis acht Monate durch kein Wölkchen getrübt wird, in einem Clima, wo die Erde sechs Monate lang keinen Thau, geschweige Regen sieht, kann der Ackerbau mit einem solchen System nicht allein auskommen, sondern müsste große und künstliche Wasserbecken besitzen, um von da aus die nöthige Bewässerung zu schöpfen.

Wenn einmal in einem Frühjahre mehr Wasser vorhanden ist, so fließen mit dem frühen Sommeranfang die Fluthen bald ab, die Furchen trocknen aus, die Fruchtbarkeit verschwindet, die Bevölkerung geht zugrunde und das Land wird zur Wüste.

Der Begriff einer Straße ist in Buchara unbekannt. Die Wege laufen planlos zwischen den verstreut liegenden Hütten aus Lehmbrei. Nur die zum zweiten Thore von Ost nach West führende, sehr lange, aber schmale Hauptstraße ist die einzige correcte Zeile. Aus ihrer Mitte ästen sich die Bazare ab, die jeder für sich eine bestimmte Warengattung zum Verkauf bringt. Diese schmutzigen Bazargassen sind gedeckt, mit Matten belegt, so dass jede einzelne aussieht wie ein Corridor. Die Kaufleute hocken auf der Holzwand, mit der sie abends die Bude schließen. Hier, in dem Bazar von Buchara, der an Originalität und asiatischem Charakter, weil von fremder Cultur noch nicht berührt, fast ohne Gleichen ist, hier fesseln den Fremden Gemälde orientalischen Lebens, geht ihm die Wunderpracht einer ungeahnten Welt auf.

Unter Johlen und Lärm bewegt sich ein Hochzeitszug durch die Bazare. Mitten unter dem singenden Haufen, der auf den Köpfen Speisen und vollgefüllte Gefäße mit seidenen Tüchern bedeckt, trägt, wird die Gestalt des Bräutigams sichtbar. Er und sein Cortège sind auf dem Wege, die Braut abzuholen, um sie in das gemeinsame Quartier einzuführen.

Die größten Schreier in dem Haufen waren die Duranen, wilde Kerle, so genannt nach ihrem einstigen Stammhäuptling, Duri-Duran, „Perle des Zeitalters“.

In der Mitte der Stadt steht auf einem kleinen Hügel der alte Emirpalast, der zugleich Moschee und Citadelle ist. Er ist das Heiligthum der Residenz, stets von Mullahs, Beamten, Officieren und frommen Männern umgeben, denen sich Bettler und allerlei Volk zugesellen. Einem Nichtmuselmanne ist der Eintritt nicht anzurathen; man muss sich mit dem Anblick des Aeußeren begnügen, dessen einzige europäische Zuthat eine auf der oberen Gallerie befestigte Uhr ist — die einzige öffentliche Uhr in ganz Buchara überhaupt. Die unbedeutende Façade ist von zwei gekuppelten Thürmen flankiert, die Gallerie oberhalb des arabischen Porticus ist im Geschmacke des asiatischen Orients gehalten. Seitwärts rechts vom Palast erstreckt sich das „Arsenal", ein langer Holzschuppen mit alten persischen, afghanischen und turkmenischen Kanonen, die mit kabbalistischen Zeichen und Inschriften übersäet sind. Die Form dieser unmäßig langen und schweren Feuerschlünde ist die ungeschlachteste, die sich denken läßt. An den Rohrmündungen sind Köpfe von Ungeheuern, Fischmäuler, Drachenleiber sowie Nachbildungen phantastischer Ungethiere angebracht. Die Lafetten sind kaum im Stande, die schweren Geschütze zu tragen. Und mit so was wollten die Bucharen gegen Russland Krieg führen!

Im Umkreise des Arsenals befinden sich eine Menge Lehr- und Bethäuser, Medscheds. Verfallen wie pompejanische Ruinen, verwahrlost wie die Studenten und Jünger, welche mit untergeschlagenen Beinen faulenzen, Thee schlürfen, Cigaretten rauchen und wie Berliner Lebemänner medisieren. In der Nähe ist eines der vielen Bäder, dessen Dampfkammer wir in voller Kleidung durchschritten. Natürlich ist der Grundcharakter — Schmutz. Kräftige Perser knebeln und massieren die Badegäste, dass es nur so eine Art hat! Als Erholungsort dient ein großer, runder Saal mit Oberlicht und Estrade, auf der Spiegel, schwere Lampen, bunte Tücher und Teppiche decorativ vertheilt sind. Für Raucher ist ein eigener Raum vorhanden.

Man badet hier zumeist des Nachts.

Mehr gegen die Bazare und der Hauptstraße liegt der Markt, in dessen Mitte sich ein viereckig eingesäumter Teich befindet. Baden, waschen, dieses Wasser trinken, mit demselben

kochen, in das Bassin allen Unrath werfen, das ist der Hauptzweck dieses Teiches. Ringsherum arbeiten Barbiere, sie entledigen sich des Schaumes und der rasierten oder abgeschnittenen Haare in den Teich; Chirurgen, Bader, Quacksalber, Garküchen, Fruchthändler — alles betrachtet das Wasser als Mistwagen. Auch hier grassiert der Fieberwurm, von dem hunderte Exemplare bei den Geldwechslern und Faulenzern am Bassinrande zu haben sind. Viele von jenen, die mit dem Wurm behaftet sind, machen den Eindruck von Leberkranken.

Der Brennpunkt des Verkehres ist jener Platz, der rechts von der Medsched-Colonne, einer Moschee mit plumpen, willkürlichen Formen, mit einem monströsen Thorbogen, und links von der gewaltigen Mir-arab-medresse begrenzt ist. Diese größte Moschee Bucharas ist ein längliches Viereck, an dessen linker Seite sich eine massive, runde, 40 Meter hohe Kuppel drohend erhebt. Die schönen blauen Fayencen wollen freilich zu dem ungeschlachten Bau nicht recht stimmen. An den Ecken der äußeren Galleriemauern, die in ihren Spitzbogen noch gedacht sind, stehen Bollwerke auf breitem Fundament, während in der Mitte ein Riesenthor aufragt, dessen Bestimmung leicht zu errathen ist — wir haben es mit einem befestigten Gotteshause zu thun, welches in Zeiten der Gefahr als letzte Zufluchtsstätte, als letzte Basis der Vertheidigung angesehen wird. Als baulichen Anhang besitzt die Mir-arab die vielbesuchte Medresse (Koranschule) Kokal-tasch, im Gegensatze zur Hochschule des Rechtes, welche sich in der Medsched-Colonne befindet.

Als Timur Buchara überwand, gab er von dieser Moschee aus seinen Soldaten den Befehl, die Stadt zu plündern.

Als grausiges Seitenstück zum Sin-dan steht als Wahrzeichen der Barbarei und des orientalischen Despotismus am oberen Ende des Platzes mitten zwischen niedrigem Bauwerke der Verbrecherthurm. Seine Existenz ist weithin in Asien bekannt, und nur mit Entsetzen sprechen selbst die verwildertsten Naturen von seiner ehemaligen Bestimmung.

Der Thurm ist beiläufig hundert Meter hoch und — welche Ironie! — das schönste und correcteste architektonische Werk der Hauptstadt. So wie er ist, könnte er jeder europäischen Stadt zur

Zierde gereichen: dem Graben in Wien, der Place de la Concorde in Paris, dem Trafalgar Square in London, der Piazza Colonna in Rom oder der Puerta del Sol in Madrid. Er ist zu schön für Buchara, zu vornehm für seine Umgebung, zu monumental für das Riesendorf des Emirs!

Vom runden Grundriss erhebt sich der schlanke Thurm in verjüngter Form bis zu einer gedeckten Loggia, deren Bogen ein

Bei Alexandrowsk (Kaspisches Meer).

von einem Knauf bekröntes Capitäl tragen. Unterhalb der Loggia ist ein zweites Gesims, so dass, von diesem bis zum Knauf gerechnet, des Auge sich einen fortgesetzten Thurm construiert. Glasierte, färbige Ziegel in der bekannten maurischen Lagenweise verkleiden gefällig den Thurmschaft, der durch Bandstreifen in mehrere Felder abgetheilt ist. Die architektonische Gliederung und die Feinheit der Verhältnisse weisen auf einen Erbauer hin, der nach Formenreichthum strebte, ohne vielleicht geahnt zu haben, welchen Zwecken der Thurm dienen sollte. Zum Genießen einer schönen Aussicht gewiss nicht!

Der Thurm war die Hinrichtungsstätte für zum Tode verurtheilte Verbrecher. Nachdem der Delinquent in die „Loggia" hinaufbefördert worden war, wurde er an ein Brett mit einem dicken Taue gebunden, welches sodann über die Brüstung in die Tiefe gestürzt wurde. Vom Menschen und vom Brette waren unten nur mehr Atome auf dem Platze zu finden. Eine Hinrichtung allein wurde nicht vollzogen, die gesteigerte Grausamkeit bestand darin, dass mehrere nacheinander stattfanden, so dass die Todesangst und Qual der Delinquenten, die zusehen mussten, wie einer nach dem anderen ans Brett gefesselt wurde, ins Unermessliche verschärft wurde . . .

Als Seid Abdul eines Tages im Winterpalaste zu Petersburg seine Aufwartung machte, forderte Czar Alexander III. von seinem Vasallen die Ausführung zweier Befehle: die Aufhebung der geheimen Kerker in seiner Citadellenresidenz, in welchen politisch Verdächtigte lebenslänglich schmachteten, und die Sistierung der Todesstrafe auf dem Verbrecherthurm. Seid Abdul gehorchte, und führte seitdem eine andere, nicht minder grausame Todesart ein. Der Verurtheilte wird nunmehr am Fuße des Thurmes an ein Brett gebunden, und ihm angesichts einer großen Menschenmenge die Kehle durchgeschnitten!

Das Ebenbild Gottes wie ein Schlachtthier tödten — das verträgt nur der orientalische Fatalismus. Ein mitgebrachtes Hinrichtungsmesser, welches wir für die Petermann'sche Messersammlung zu Steyr in Oberösterreich bestimmen, und welches bei mehreren unserer Vorträge grausiges Entsetzen bei den Zuhörern hervorrief, soll in unserer Heimat ein „schneidiges" Zeugnis von asiatischem Stumpfsinn zu Anfang des XX. Jahrhunderts sein!

Im Gassengemengsel zu Buchara wird man vergebens nach einem Fenster ausspähen. Die aus Lehmbrei ausgeführten Wohnstätten sind keine Häuser in europäischem Sinne, dürfen es auch laut Vorschrift nicht sein. Die Hütte ist von einer lehmigen Umfriedung umgeben, sie darf nur ein Geschoss haben, ihre Fenster und Thüren dürfen sich nur nach innen, in den Hof, öffnen.

Innerhalb der Einfriedung kann dann jeder Luxus herrschen, aber nach außen nicht sichtbar. Verzierungen von Dächern,

Gesimsen, bauliche Ausschmückungen sind verboten. Auf architektonischen oder ornamentalen Zierat hat nur der Emir ein Recht Sonst niemand!

Einem wurde eine Ausnahme gewährt — dem wackeren Pharmaceuten Peter Reinhard, der in der Altstadt von Buchara eine Apotheke errichtet hat. Das Haus durfte aus Stein erbaut, und ein Stockwerk durfte aufgesetzt werden. Abdul Achad ist nämlich Reinhards Kundschaft, sein persischer Leibmedicus nimmt die lateinische Küche, seitdem sie mit besonderem Privileg errichtet ist, für seinen Großherrn und die Damen des Harems stark in Anspruch. Seit Peter dem Großen hat jede Apotheke in Russland das Recht, den kaiserlichen Adler im Schilde zu führen. Reinhard übertrug diesen Adler nach Alt-Buchara, was einen unbändigen Respect der eingeborenen und zugewanderten Moslims zur Folge hat. Der russische Adler ist dort ein Wahrzeichen im Gebiete der Heilkunst geworden, so wie etwa der Rothe Krebs der uralten Apotheke auf dem Hohen Markt in Wien.

Reinhard ließ auf dem Dache seines Hauses, welches ein sehr gefälliger Eckbau zu Beginn der Hauptstraße ist, und mit seinen gebrannten Thonziegeln (wo doch selbst die Staatsgebäude aus Lehmziegeln errichtet sind) ein stylisiertes Gesimse aus Blech aufsetzen, im Hinblick auf das Vertrauen, die Gunst und die Bekanntschaft, die er beim Hofe genießt. Dann kam ja in Betracht, dass ihm, dem Ausländer, die Erlaubnis zum Bau so gut wie in bianco gegeben wurde. Aber da kam er schön an!

Das verzierende Dachgesimse musste trotz aller Vorstellungen, trotz aller Bitten und Beschwörungen herunter, weil derlei Schmuck doch nur ein Vorrecht des Emirs sei! Es wurde geltend gemacht, dass man ohnehin Fenster auf die Gasse bewilligt habe, weiter könne man in der Begünstigung nicht gehen. . . .

Der sartische Klempner aber, der die Blecharbeit geliefert hat, wurde bestraft.

Weit draußen vor den Thoren der Stadt kehrten wir im Heim des russischen Exporteurs Woronoff ein. Eine gastliche Oase in der Wildnis, bot sie uns nach anstrengendem Hin und Her in der Hitze Bucharas Labsal und Erholung, erquickenden Trunk und wohlbesetzten Tisch. Das soll mit umso größerem

Danke quittiert werden, als in ganz Buchara nicht eine Gastwirthschaft existiert; nur Garküchen für die Eingeborenen, Spelunken voll erstickenden Dunstes und voller Ungeziefer, das von den Lumpen der Leute seinen Weg in die geschmorrten Hammelstücke findet, sind vorhanden. Abgesehen hiervon kann man auch unversehens mit dem Dolch eines Fanatikers Bekanntschaft machen.

In dem theils nach russischer, theils nach bucharischer Sitte gebauten Hause eines Tataren waren bunte Wandmalereien mit arabisch-maurischen Motiven zu sehen. In den Ecken und am Plafond fielen besonders die schneeweißen Stalaktiten, deren Spitzen blau, tiefblau, roth und rosa angehaucht waren. Hier kam aber mehr der Wille als die Kunst zum Ausdruck. Schön gedacht — schlecht gemacht.

Das Innere der Gemächer strotzt von überladenem Reichthum, von berückendem Glanz; außen zieht sich die Lehmmauer, welche eine todte Welt, Jammer und Schmutz zu umgeben scheint.

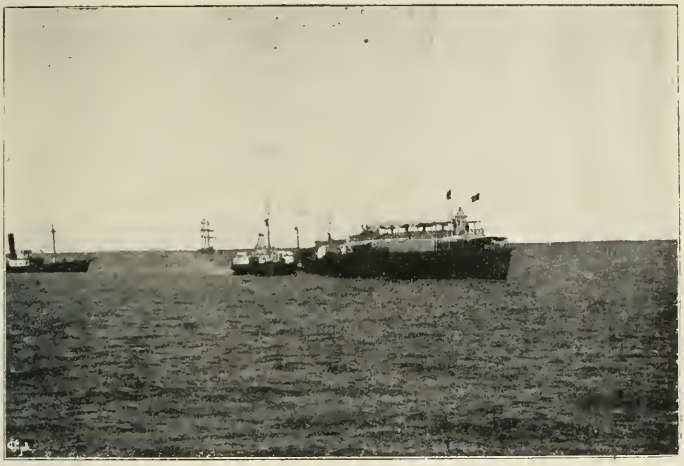
Die Wanderung fortsetzend, wurden wir über unseren Wunsch nach dem Judenviertel im Süden und Südwesten geleitet. In den sauberen Straßen herrschte die Ruhe des Grabes. Die Juden, etwa 12.000 an Zahl, sind rechtlos und bedrückt und dürfen sich weder durch Lärmen oder durch geräuschvolles Benehmen bemerkbar machen. Sie stehen so gut wie außerhalb des Gesetzes und sind in den Augen des Usbeken ehrlos. Auf ihren bleichen Traumgesichtern ist die ewige stumme Klage ausgebreitet. Das erloschene Auge sieht theilnahmslos in die Welt.

Der Jude darf keine farbigen Gewänder tragen — grau müssen sie sein. Der Gürtel ist ihm verboten, an seine Stelle tritt ein Strick, der den Chalat zusammenhält. Ein Pferd darf er nicht reiten, sondern nur einen Esel. Begegnet ihm ein Muselmann zu Fuß, so muss er absitzen, um so lange zu warten, bis der Muselmann vorbeigegangen ist.

Vor einiger Zeit weilte Baron Rothschild aus Paris in Buchara. Er wurde von seinen darbenden, im Elend schmachtenden Glaubensgenossen um Intervention bei der russischen Regierung, um seinen mächtigen Einfluss sowie um materielle Hilfe angegangen. Hierauf wandte sich der Millionenkönig stolz und

protzig von den Bittenden ab, um ihnen als Unterstützung 50 Francs durch seinen Bedienten reichen zu lassen.

Wie kann man sich denn wundern, dass ein in Unwissenheit und in barbarischen Ueberlieferungen erzogenes Volk, wie das bucharische, so unmenschlich gegen Menschen jüdischen Glaubens handelt, wenn der Millionenspeculant aus dem Stamme Juda selbst gegen seine Brüder so hartherzig ist? Die Rothschilds sind in derlei Angelegenheiten in der ganzen Welt berüchtigt: man



Neun Fuß-Rhede im Kaspischen Meere.

weiß, dass wegen dieser reichen wuchernden Juden die armen ehrlichen Juden dulden und leiden, dass auf deren Haupt sich die Verachtung und der Zorn der christlichen Welt ergießt. Es sei daher in diesen Blättern die echt Rothschild'sche Selbstsucht für jetzt und ferne Zeiten an den Richtpfahl der Schande gestellt!

Unser Besuch des Ghetto von Buchara fiel in den Vorabend des jüdischen Versöhnungsfestes.

Wir traten in einige Synagogen, in denen nach karaimischem Ritus Gottesdienst gehalten wurde. Das Innere ist den

kleinen Moscheen ähnlich, nur steht der Altar nicht, wie bei diesen, an der Ostwand, sondern in der Mitte. Der steinerne Fußboden ist mit Binsenmatten belegt, auf denen die Andächtigen, bei Kerzenlicht hockend, ihre Gebete verrichten.

Unter anderem giengen wir auch in das Haus eines der reichsten Juden, der in Afghanistan Lapislazulith-Gruben besitzt und sein Product nach Frankreich exportiert. Der Mann sprach etwas französisch, war voller Bereitwilligkeit, führte uns in den Gemächern umher und zeigte uns seine Familie, die gerade auf dem Estrich beim Abendessen saß. Man speiste mit den natürlichsten Essbestecken, à la China, mit den Fingern, welche sehr geschickt kaltgesottenes Huhn zum Munde führten. Die Suppe wurde unmittelbar aus der Schale, ohne Henkel, getrunken.

Die ganze Familie war in seinem Feiertagsgewande, vom Oberhaupt bis zum kleinsten Knaben, die rothen sammtenen Wams trugen. Reich, schön und verführerisch waren die Mädchen in den orientalischen Pumphosen, den grüngoldenen Westen und mit dem üppigen, sinnlich angeordneten Haar. Die schwarzen Augen schielten kokett-verstohlen nach dem Fremdling aus dem fernen Europa, während die rosigen Wangen der berückenden Bajaderen glutherglommen leuchteten.

Höchst gelassen waren die Mamas. Sie betrachteten uns ganz unbefangen, mit voller Ruhe. Sie ließen sich in ihrem eben begonnenen Nargilehgenuss durch unsere neugierigen Blicke nicht stören.

„Wissen Sie," sagte Herr Reinhard, „nehmen sie eine von den Töchtern mit in Ihre Heimat. Eine schönere Frau finden Sie auf diesem Erdenrunde nicht." Wir aber lehnten höflich ab, wir wollten es uns wegen Asien mit Europa nicht verderben. — — —

Alle Gemächer waren ohne Tisch und Sessel. Beide werden durch wahrhaft kostbare Teppiche ersetzt. Dagegen forderten im großen Saale die Malereien und die Luster zur Bewunderung heraus. Um den Hof sprossten Gartengewächse, die Holzterrasse und die Wandterrasse gegenüber dem Speiseraum waren mit Pflanzenschmuck gefüllt. Innerhalb der Mauern und Pfähle fehlt

es selbst im Ghetto nicht an Geschmack, Comfort und Pracht. Die größte Pracht aber sind die herzbezwingenden Bajaderen!

In dem Bilde, das wir von Buchara mit groben Strichen zu geben versuchen, darf der Schir-Budun, des Emirs alter Sommerpalast, nicht fehlen. Ein Seitenweg von der großen Verkehrsstraße aus Nowy-Buchara führt um eine aus Lehm und Schlammziegel aufgeworfene Mauer, die einen riesigen Gebäudecomplex umschließt. Die Mauer besteht aus sieben Schichten, eine Zahl, die nur dem Landesherrn gestattet ist. Profane Menschen müssen unter sechs Schichten herabgehen.

Die Straße entlang jammern erbarmungswürdige Bettler, Lahme, Blinde, Aussätzige. Die Armen bilden eine Kette bis zum weiten, großen Friedhof jenseits der Straße nach Osten. Die tausende und abertausende Gräber sind aus Schlamm, in dem die Todten ruhen. Ueber dem Grabe wölbt sich ein plumper Spitzbogen, wieder Schlamm, darüber ist wieder ein Grab, welches im Halbrund von einem rohen Machwerk bedeckt wird. Keine Inschrift, oder Name, oder Ziffer kennzeichnet den Bestatteten; unabsehbar dehnen sich die Gefilde der Abgeschiedenen aus, die nach der Grabeslegung für die Lebenden nicht mehr existieren.

Beim südlichen Thor, von der Wache begrüßt, fuhren wir in den Hof. Die Soldaten, der reine Hohn auf den Begriff der Wehrhaftigkeit und der Disciplin, wohnen in kleinen hölzernen oder geflochtenen Buden, zusammengepfercht wie Marderfelle auf der Messe zu Leipzig. Nahrung müssen sie sich selbst besorgen, das Land gibt ihnen nur die „Uniform“ und einen überlangen Schießprügel.

Nur wenn so ein Söldner die Wache in der mit einer Plache verdeckten Bude am Eingangsthor bezieht — die Gewehre werden dann in Pyramiden aufgestellt — wird ihm aus der Küche des Palastes Zehrung verabreicht. Mit der Ablösung beginnt der Hunger aufs neue.

Die zum Hofe gehörenden Gebäude können keinen Anspruch auf ernste Würdigung oder stylistische Classificierung machen. Sie sind ohne jeden Styl, und Sultanspracht wird man im Innern vergebens suchen. Doch fehlt es nicht im einzelnen an Kostbarem und Interessantem.

Alter Tract!

Die Façaden sind grau-weiß, die Fenster groß, seit jüngster Zeit modernisiert. In einem der Schlafzimmer — es gibt deren eine Menge — stehen niedrige Matratzenbetten, etwa zehn Centimeter über dem Mosaikfußboden. Das Bettzeug liegt gerollt in einer Nische. Teppiche sind mehrere übereinander ausgebreitet. Die Wände sind bunt gestrichen, von der Decke baumelt ein gebrechlicher alter Holzlustre.

Im Saale gegenüber grüne Tapeten, und ein alter Thron. Er ist eigentlich ein in die Breite gehender gewöhnlicher Stuhl, in welchem man auch in hockender Stellung verweilen kann. An der Vorderseite ist ein Ausziehbrett für Theeschalen. Ein geschmackloses Object. Eine gute Arbeit ist die Eingangsthür, in lichtem Naturholz geschnitzt, aber ohne besondere Zeichnung.

Anstoßend ist ein größerer Saal, in frischen Farben gehalten, die Decke tief cassetiert und mit Spiegel belegt. In den beiden Nischen rechts und links pflegt der Emir gewöhnlich zu ruhen.

Im ersten Stocke befindet sich der Harem, augenblicklich infolge Uebersiedlung der Damen leer. Das war gut, denn nun konnten wir seine Räume kennen lernen. Die Favoritinnen haben, jede für sich, kleine Cabinette mit kleinen Gitterfenstern aus Rosenholz, welche entweder auf den Hof oder in die Terrasse münden. Die Wände sind mit Moskauer Kattun bekleidet, die Fußböden mit dicken Teppichen überzogen, die Plafonds gemalt. Vorherrschend ist die Farbe der Liebe — roth.

Von dieser Abtheilung gelangt man über eine geheime Treppe durch Fallthüren in einen großen Galeriesaal, wo die Frauen gemeinsam Tanz und Musik, Scherz, Gesang und Spiel obliegen. Ein ganzes Spielwarenmagazin ist ausgebreitet, mechanische Vögel, lachende Puppen, krähende Hähne, Musikdosen, Harlekins u. s. w. Die Sachen liegen kunterbunt umher, verstaubt, zerbrochen, wie weggeworfen. In Ordnung ist nur ein Bücherregal mit Bilderbogen aus Mailand und plastischen Figuren.

Sehr viele Teppiche. Der Fußboden ist mit Filz überspannt. Die Wände sind in einen Farbenrausch getaucht. Fenster

fehlen. Im Bau dieser Haremgruppe liegt nichts Dauerhaftes, wohin man blickt ist alles nur Schein.

Im correspondierenden Tracte sind wieder Frauengemächer; die Ausstattung ist besser, doch sind die Möbel schwer beschädigt. An den Wänden naive decorative Malereien. In einem zellenartigen Raume, der als Verbindung zur Moschee hinüberleitet, hat sich der Emir, der gern auf der Eisenbahn fährt, zwei Schlafstellen nach dem Muster der europäischen Schlafwagen-

Nikolai-Straße in Astrachan.

gesellschaft einrichten lassen. Als die Thür zurückgeschoben wurde, glaubten wir ein Coupé eines solchen Wagens vor uns zu sehen.

Hier war es, wo Seid-Abdul-Achad des Kasi Kolons älteste Tochter zugeführt wurde. Sie wurde seine erste Favoritin und gewann nicht nur mächtigen Einfluss auf sein Herz, sondern auch auf seinen Verstand. Diese Liebesgeschichte erinnert sofort an den Perserkönig Scheherban, in den sich Scheherezade, die Tochter des Veziers verliebt. Sie war es ja, die dem König, um ihn von seinem Frauenhass zu befreien, die zahlreichen Märchen

in weise zugemessenen Dosen erzählte, jene Märchen, die später die Grundlage zu den poetischen Darstellungen der Alif laila, wa laila oder Hezarefzanes, dem weltberühmten „Tausend und eine Nacht" wurden.

Der schmucklose, viereckige, von einer runden Kuppel überwölbte Moscheenraum ist eine Art Privatkapelle des Emirs. Erwähnenswerth sind die Stalaktiten und der Kronleuchter.

Ein weiterer Saal ist angefüllt mit älteren europäischen Möbeln aus unserer Großväter Zeit. Viele Spiegel hängen an den Wänden, an denen sich große Sesselreihen hinziehen. Es sind gebogene Möbel aus der Wiener Fabrik Gebrüder Thonet, wie wir es am Fabrikate sogleich erkannten. Wir gaben dieser Vermuthung Herrn Reinhard Ausdruck und constatierten die Richtigkeit derselben durch Umwenden eines Sessels, auf welchem sich eine kleine Vignette mit der Inschrift «Thonet frères Vienne» befindet. Die Sessel, welche im großen Zelte beim Empfange des Generalgouverneurs Duchowskoi in Nowy-Buchara aufgestellt waren, haben eine specielle Façon, indem die Rücklehne ungewöhnlich hoch ist.

Man findet in Centralasien erfreulicherweise manche Producte heimischer Provenienz. So sahen wir in den Bazaren und Privathäusern Nähmaschinen mit der Marke Singer.

Allerliebst ist eine kleine Säulencolonnade auf der linken Seite des Saales, antiquiert aber sind die Fenster der rechten Seite.

Ein artiges Spielzeug ist das Labyrinth, in welches ein dunkler, schmaler Corridor hineinführt. Das Innere ist achteckig und mit Zwischenwänden umgeben. Hier jagt der Emir seinen Schönen nach, um sie zu erhaschen, oder spielt mit ihnen verstecken.

Der Djigit gieng behenden Schrittes, lebhaft und elastisch, wie es die jüngeren Bucharen sind, voran, und er wies uns den Ausweg aus den dunklen Wandelgängen der Liebe!

Nun giengen wir hinab in den Garten. Seine Ausdehnung ist immens, der Pflanzenwuchs wild, natürlich, stellenweise vernachlässigt, wobei Staub und Flugsand seine volle Entfaltung hindern. Schlanke Pappeln stehen neben asiatischen Akazien, alle

Obstsorten Europas hängen neben feurig rothen Granaten, in langen Weinlauben reift die gesegnete Rebe. Früchteschwer sahen wir im goldenen Glanze des Herbstes die Gärten der Armida. Ein schwellender Lufthauch weht uns entgegen, und grüner Schimmer lächelt auf den Wiesen.

Der Djigit, ein Kenner dieses verborgenen Paradieses, führt uns in den für den Emir und den Harem reservierten Theil.

Fischhändler in Astrachan.

Wie ein mit Edelsteinen durchwirkter Teppich lag das dichte mit Blumen und Früchten besäete Grün vor uns. Durch das Blätterdach glänzte das flimmende Blau des Himmels, sinnenberauschender Duft erfüllt die Wege und Hege. Das schönste war eine von Reben und Epheu wie von einem undurchdringlichen Gewebe bedeckte Laube.

Aus dieser Blumeneinsamkeit giengen wir hinauf in den neuen Thronsaal des alten Tractes, wo auf einem Podium ein prächtiger Thron, ein Geschenk des General-Gouverneurs von Turkestan an den Emir, an der oberen Breitewand steht. Der

aus feinstem Holz gearbeitete, bequeme Fauteuil ist in gothischen Motiven gehalten, echt vergoldet, und Architektur und Bildhauerei des Aufsatzes sowie der Fußknäufe von monumentalem Werth. Die rothe Sammttapisserie mit der Crêmeborte sowie die Posamentrie sind gediegene Erzeugnisse des russischen Kunstgewerbes. Eine zweite, elastische Rückenlehne trägt zur Bequemlichkeit beim Sitzen — wie wir uns überzeugen konnten — wesentlich bei.

Eine Minute sind wir auf dem Throne von Buchara gesessen. Das war genug. Ein längeres Verweilen auf diesem Symbol hat uns nicht gelüstet. Es ist besser der letzte im Lichte der Civilisation als der erste im Schatten der Barbarei zu sein!

Dieser Saal ist der Schauplatz der Festlichkeiten in der Sommerresidenz. Hier empfängt der Emir die Großen seines Landes und die diplomatische Vertretung Rußlands.

Oben rechts und links sind kleine Gallerien; unten ein kleiner Saal als Parallelogramm. Die Fußböden sind mit schönen Teppichen belegt, aber nicht mit inländischen, sondern mit Tekinischen, weil dieselben kostbarer sind. Vom Plafond funkeln neue Broncelustres, eine Erwerbung jüngster Zeit. Auf zwei wundervollen Malachitsäulen stehen zwei große Lampen als Geschenk des Kaisers Nikolaus II., der dem Emir sehr wohl gesinnt ist. Diese prächtigen Werke aus den kaiserlichen Fabriken zu Jekaterinenburg sind auf das zierlichste mit Bronzecapitälchen und kleinen Säulen montiert. Die Lampenkugeln sind bereits zerbrochen und durch gewöhnliche ersetzt.

Die Stalaktiten an den Decken sowie in den anmuthenden Nischen sind in der Grundfarbe weiß, aber an den Spitzen in rosa, roth, hell- und lichtblau matt decoriert.

Bei Beleuchtung muß dieser Saal am mohammedanischen Neujahrstag, an welchem der Empfang stattfindet, einen imposanten Anblick gewähren. Der Effect ist schon blendend bei dem matten Licht der halbblinden Fensterscheiben.

Auf der Estrade des Festsaales ruhten wir in kurzer Pause von der Wanderung aus. Es war schwül, bleierne Hitze lag über uns, die Zunge war trocken wie eine secessionistische Novelle!

Die führenden Palastbeamten luden uns ein, von den dargereichten Früchten aus dem Garten des Emirs zu nehmen: Granaten, Feigen, Aepfel, Mandarinen und Trauben, welche so massiv und lang waren, wie der Finger eines Claqueurs. Die schwere Frucht hatte eine dicke Haut und war so süß, wie der erste Roman eines jungen Mädchens. . . .

Aus diesem Tracte führt eine offene Gallerie zu einem zweiten Flügel, dessen Façaden in grellem Blau leuchten, während die tiefer zurücktretenden Füllungen in der Mauer weiß-grau sind. Die senkrechten Ornamente sind styl- und geschmacklos und bestehen aus angeworfenen welligen Linien.

Ebenso styl- wie geschmacklos ist das Schnörkelwerk des Mitteltheiles, ohne Sinn, ohne Zweck. Das Gesimse ist mit undefinierbaren Holzaufsätzen verunziert.

Einer der schönsten Räume in diesem — vom Hofe gerechnet — rechten Flügel ist ein Ruhesaal mit zwei modern-europäischen Betten aus Nussholz. Das Vorzimmer enthält eine ganze Sammlung von Objecten, die aber so schlecht sind, als kämen sie von einem Wiener Möbeltrödler.

Eine interessante Attraction, womit die Reihe der Sehenswürdigkeiten dieses Palastes abschließt, ist das sehr stark verwahrloste Bad. Das breite Bassin ist momentan ohne Wasser, die an den Seiten stehenden Metallwannen sind mit Oxydflecken bedeckt und verbogen. Eine ist sogar durchlöchert. Wenn die Frauen des Harems hier im Lichte bunter Fensterscheiben baden, schaut ihnen der Emir von der oberen Gallerie zu.

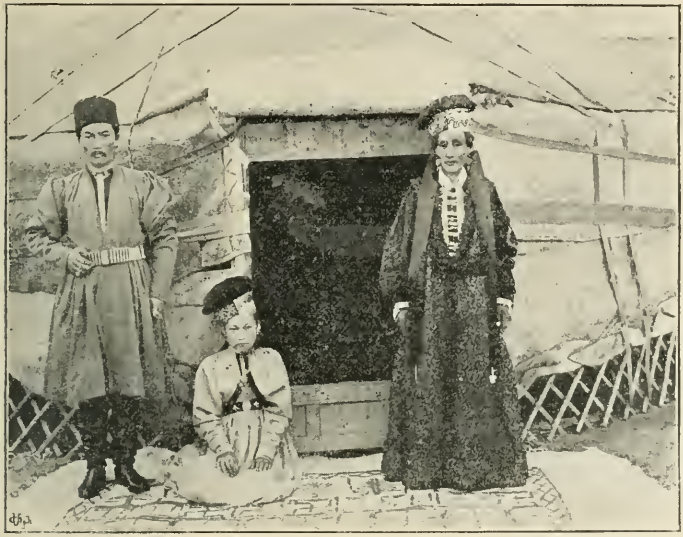
X.

Die Tage von Astrachan.

Als wir in den letzten Septembertagen wieder in Krasnowodsk eintrafen, war die Macht der Sonne, die Kraft der Hitze noch ungebrochen. Im Hafen lagen zwei Dampfer, die vieltonige „Imperatrice Alexandra“ und der unansehnliche kleine, leichte „Turkmen“, von älterem Bautypus, aber mit der stolz wehenden Postflagge. Auf die Frage, welches Schiff unsere Route (Alexandrowsk—Nikolajewsk—Wolgamündungen) fahre, erhielten wir die Auskunft: der „Turkmen“, während die „Alexandra“ nach Baku gehe. Also, die kleine Nussschale zu einer so weiten, langen Reise!

Beide Schiffe verließen gleichzeitig den Ankerplatz, unter Ausführung interessanter nautischer Manöver. Das größere gieng unter westlichen Cours, das unsere unter südwestlichen, sodann nordwärts. Eine frische Südbrise trieb uns rasch vorwärts, und es war zu erkennen, dass der „Turkmen“ zwar ein veraltetes, jeden Comforts bares Schiff sei, dass er aber trotzdem sehr gut laufe. Zwei von den Schiffsofficieren waren Schweden, der in allen Gesetzen der Höflichkeit bewanderte Capitän ein Stockrusse. In russischen Diensten auf centralasiatischem Boden stehen viele Skandinavier, die ja nur der Bottnische Meerbusen und die Ostsee vom stammverwandten Finnland trennen. Einmal hier, finden sie leicht den Weg durch das weite russische Reich, um sich bei guten Löhnen bis nach Transkaspien zu verlieren.

Auf der Höhe von Kara-Boghas, einem an der Küste gelegenen Wüstensee, fielen die Schatten der Nacht herunter, und der Mond, von silbernen Wolken umsäumt, gieng rund und hell wie der Schild des Achilleus, auf, über Land und Meer. Die Brise wurde stärker und stärker, sie wurde zum atmosphärischen Motor, der den Wind aus den Segeln nahm. Die Wellen be-



Kalmücken-Familie.

gannen zu rauschen, zu toben. Sie schlugen wie riesige Schmiedehämmer an die dröhnenden Schiffsplanken, und der Sturm raste mit seiner wildesten Gewalt. Der Capitän nahm seine Guitarre, ein Instrument, welches bei den Russen im Kaukasus sehr beliebt ist, zur Hand, um in Begleitung seiner kräftigen Barytonstimme heimische Lieder in echtem Volkston erklingen zu lassen. Es war eine Beschwörung der bösen Geister, die über den Wassern heulten, eine schauerlich-romantische Harmonie, als wäre sie Liszts unsterblicher „Oceaniden"-Schöpfung entsprossen. Aber ob mit oder

ohne Musik, mit oder ohne Sturm — dieses Meer weht einem keine Sehnsucht ins Herz!

Verlassen lag die steile Ostküste in der Ferne. Möven umflatterten das Schiff, sich sehr geschickt vom Wasserspiegel Beute holend. Wenn auch vielfach von den hier vorkommenden Seehunden attaquiert, wussten die klugen Vögel doch mit dem Fischlein im langen, spitzen Schnabel aufzufliegen.

Der Seesturm hielt die ganze Nacht an, aber er hinderte uns nicht, von den erfahrenen Nautikern zu lernen. Es wurde die Thatsache erzählt, dass laut angestellten Beobachtungen das Kaspische Meer immer mehr zurückgehe, dass die Ostküste mehr und mehr bloßgelegt werde, das ganze kaspische Tiefland sei ja bekanntermaßen das tiefste Flachland der Erde, und dass es ehedem ebenfalls Meer gewesen sei. Wenn das Zurückweichen der Wasser so fortdauere, werde in tausend Jahren kein Kaspisches Meer existieren.

Die schreckliche Nacht gieng vorüber, und der Sonnenschein fiel auf die öden Salzsteppen zwischen Chiwa und den öden Salzsteppen der felsigen Gestade. Kahl, sandig zieht sich die Felsenreihe dahin, ohne lebende Wesen, ohne Zeugen der Cultur, ohne Telegraph. Endlich ist das Cap Petschanij erreicht, hinter welchem der Salzsee Batyr schimmert. Die Halbinsel Mangischlak ist in Sicht, und einmal in deren Bereich, sind wir nach dem 30stündigen Seekampfe in die schützenden Buchten gelangt. Die Spitze der Halbinsel trägt das Fort Alexandrowsk, das schon von weitem sichtbar ist.

Das Schiff fährt in die Bucht von Nikolajewsk, einem jungen russischen Fischerdorf, auf einer schmalen, sandigen Landzunge, die sich von Nordost südwestlich in das Meer erstreckt. Es ist nur eine Reihe kleiner hölzerner Giebelhäuser, wie von Kindeshand aufgestellt, im Orte, die Fensterläden sind roh-naiv, wie bei halbwilden Völkern, bemalt. Nachdem der „Turkmen" Anker geworfen hat, erscheint die civile und militärische Obrigkeit — der Polizeimeister, der Postvorstand (die Post für Nikolajewsk kommt und geht nur alle vierzehn Tage), der Schiffahrtsagent, der Wolost als Vertreter der Gemeinde, eine Anzahl Kirgisen in der Uniform der dortigen Gendarmen und endlich auf einem

separaten Boote der Militärarzt mit einem Officier an Bord. Nachdem eine kurze Untersuchung, besonders des vorderen Theiles, wo sehr viel gemischtes Volk auf Deck mitfährt, stattfindet, wird freie Pratica ertheilt und die Passagiere dürfen ans Land. Unter den letzteren befand sich ein Hauptmann, der mit fünfzig Kosaken zur Mappierung in die Kirgisensteppe abgieng. Als wichtigstes Requisit wird ein großes Fass Brantwein, der als unentbehrlich gilt, mitgenommen, und ein Artilleriehauptmann aus Taschkend, namens Dmitrii Jakoubowitsch Infantieff, der auf dem Wege nach Samara war.

Die Anwesenheit dieses Hauptmannes war für unsere Zwecke von großem Nutzen. Nur ihm hatten wir es zu danken, wenn wir am nächsten Tage unbeanständet das Fischerdorf und Stadt sowie Fort Alexandrowsk besuchen konnten, wohin wir mittels der Arba, einem entsetzlichen Karren ohne Sitzplatz, mit zwei außerordentlich hohen Rädern, von einem Kameel gezogen, mit dem Officier uns begaben. Auf einem solchen Marterwerkzeuge in sengender Hitze auf sandiger Wüste, hockend oder ausgestreckt, zu fahren, ist wahrlich kein Genuss.

So fuhren wir denn südwärts ins Land hinein, das Fort zum Ziele. Wiederholt wurden vor vielen Jahren in dieser Gegend von den damals räuberischen Kirgisen Aufstände und Niedermetzelungen russischer Militärcolonnen versucht. Gerade der „Turkmen“ war es, der damals Hilfstruppen brachte, die die Befestigung erbauten.

Die ruhelose, aus Liebe zur Veränderung unseshafte Kirgisenhorde, das unstete Nomadenvolk Asiens, ist voll heidnischen Aberglaubens und führt ein Zigeunerleben. Ihre Waffen sind außer alterthümlichen langen Bogen, dem Pfeil und der Tschakan, ein leichtes Handbeil. Mit China und Turkestan stehen sie im Tauschhandel, weil sie sich des Werthes des Geldes noch nicht bewusst sind. Die mongolische Schädelbildung, die niedrige Stirn, die kleinen geschlitzten Augen, die platte Nase, das lange Gesicht mit dem spärlich bewachsenen Kinn lassen sie den Chinesen näher stehen als ihnen lieb ist. Die Kleidung besteht aus allen möglichen Schnitten, meistens aus langem Kattunmantel ohne Halskragen und einer haubenartigen blauen Kopf-

bedeckung, mit Tüchern umwickelt oder mit dünnen Pelzstreifen verbrämt. Sie berauschen sich gern mit Kumýs, dessen Eigenschaften uns von Fachmännern erklärt wurden.

„Der Kumýs, auch Weinmilch genannt, ist ein sehr angenehm säuerliches, mildes, kohlensäurehaltiges, leicht verdauliches und nahrhaftes Getränk. Er wird aus Stutenmilch bereitet und muss klar sein; käsige Absonderungen zeugen von schlechter Zubereitung. Durch Gährung der Milch entwickeln sich Milchsäure, Kohlensäure und Alkohol. Die Stutenmilch ist von allen Milchsorten die gehaltvollste; sie übertrifft an Butter- und Zuckergehalt noch die Schafmilch; die Verdaulichkeit wird durch die genannten Säuren erhöht, während der Weingeist leicht erregend wirkt. Man unterscheidet eine starke, mittlere und schwache Sorte. Bei jugendlichen und bei schwächlichen Personen, nach Blut- und Säfteverlusten steht der Kumýs als kräftehebendes Nahrungsmittel obenan. Gewöhnlich beginnt man mit einer bis zwei Flaschen und erhöht die Zahl allmählich bis auf fünf. Die beste Zeit zur Cur ist Mitte Mai bis Mitte August."

Unter russischer Oberhoheit stehen gegenwärtig über drei Millionen Kirgisen, über welche der General-Gouverneur von Omsk in Sibirien den Oberbefehl führt. Sie wohnen in den Gouvernements Orenburg und Astrachan als „Innere Horde", als „Kleine Horde" zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aral-See, also die in Rede stehende aus dem Gebiete Alexandrowsk, zwischen Amu-Darja und Sir-Darja sowie von den Grenzen Ost-Turkestans bis tief nach Tibet hinein als chinesische Unterthanen. Auf den russischen Generalstabskarten ist zu ersehen, dass die ganze Kirgisensteppe durchwindende Festungslinien von West nach Ost, sowie von Nord nach Süd angelegt wurden, um die unbotmäßigen Horden in Schach zu halten, aber auch um sich die Verbindungsstraßen nach Turkestan und der chinesischen Tatarei über den Ust-Urt zwischen dem Aral-See und Chiwa, wo die russischen Ingenieure gegen die Wüste Kisil-Kum die Forts Petro-Alexandrowsk, Kasawat, Ambar, Jlaly, Mangit und Urgentsch, — sämmtliche auf chiwaischem Boden — erbaut haben, zu sichern. Die Versuche Russlands, sich dieser strategischen Linien zu bemächtigen, stammen noch aus der Zeit Peter des Großen. Ein

älterer Reisender berichtet hierüber: „Zuerst wurde Fürst Bekawitsch mit einer Abtheilung Soldaten nach Chiwa gesandt, dort aber sammt diesen gegen alles Völkerrecht ermordet. Der Theil seiner Truppen, den er zur Errichtung von Befestigungen am Kaspischen Meere zurückgelassen hatte, musste sich einschiffen und nach Astrachan zurückkehren."

Aus einem Reiseberichte, den der im Jahre 1819 nach

Kalmücken-Tempel.

Chiwa entsendete Hauptmann Murawieff dem Kriegsministerium überreichte, ist folgende Stelle in ihrer Voraussahnung bemerkenswerth: „Wenn wir Chiwa besäßen, würden die Nomaden Mittelasiens unsere Macht fürchten, und wir hätten durch den Amu-Darja eine Handelsstraße vom Seind-Lande bis Russland. Dann würden die Reichthümer Asiens uns zuströmen, und wir sähen den herrlichen Plan Peter des Großen verwirklicht. Einmal Herren von Chiwa, würden wir noch manche andere Staaten unter unsere Botmäßigkeit bringen. Anstatt dass dieses jetzt unseren Handel hemmt, wäre es dann eine Schildwache gegen

die räuberischen Völkerschaften der asiatischen Steppen. Diese Oase, mitten in einem Sandmeere gelegen, wäre ein Vereinigungspunkt für den ganzen asiatischen Handel und würde bis nach Indien hinein die Uebermacht jenes alle Meere beherrschenden Staates erschüttert haben." *

Es sei ferner an die Expedition vom November 1839 erinnert, welche unter General Perowsky von Orenburg abgieng und gegen Chiwa gerichtet war. Schon war die russische Colonne über die Embra gedrungen und hatte einige feindliche Abtheilungen geworfen, als eine außerordentliche und besonders frühzeitige Kälte, starke Schneefälle und die Strapazen des Marsches eine solche Sterblichkeit unter den Kameelen erzeugten, dass General Perowsky, welcher Ende Jänner noch in beträchtlicher Entfernung von Chiwa war, fürchtete, es möchte ein völliger Mangel an Transportmitteln eintreten, und für gerathen hielt, über die Embra zu seinen Magazinen zurückzugehen; später wurde von der Regierung ein völliger Rückzug nach Orenburg angeordnet.

Auch von Taschkend giengen Expeditionen aus, um das räthselhafte Land vom Norden her zu durchforschen, endlich die letzte im Jahre 1873, die jedoch wegen Wassermangel umkehren musste. Es ist dies die sogenannte Mangischlak'sche Forschungscommission der am Fuße des Festungshügels von Alexandrowsk von dem sie begleitenden Arzt ein Monument errichtet wurde. Das gegen Osten gerichtete, im Jahre 1893 aufgestellte Denkmal ist von der Unbill der Witterung stark mitgenommen. Es besteht aus einem gusseisernen cannellierten Schaft, der die Bronzebüste Kaiser Alexanders II. trägt und von zwei kleinen Kanonen flankiert ist. Der breite Steinsockel enthält in schwarzer Schrift die kurz dargestellte Geschichte der missglückten Expedition, welche uns Hauptmann Infantieff freundlichst übersetzte.

Auf dem nahen, mauerumgürteten Fort steht eine meteorologische Station; die vorderen Bastionen sind mit Geschützen armiert, welche den Karawanenweg nach Chiwa beherrschen. Drei Monate ist ein Transport unterwegs, um die rohe Baumwolle

* „Reisen in Turkomanien und Chiwa", durchgesehen von Egrie und Klaproth.

aus dem Innern des Landes zur Verschiffung nach Nikolajewsk zu bringen. Von da geht das Product nach Moskau, das nicht nur die daraus erzeugten Stoffe, sondern auch das aus den Samenkörnern gewonnene Baumöl als Handelsartikel nach den asiatischen Ländern, in bedeutenden Quantitäten auch nach Samarkand, schickt.

In Nowy-Buchara konnten wir die Entsamung der rohen Baumwolle durch englische Maschinen sehen. Die sehr harten, kleinen, grauen Körner müssen aber um einen Spottpreis hintangegeben werden: ein Pud für zwanzig Kopeken!

Als wir die Karawanenstraße überschritten, machten die Eingeborenen den Hauptmann darauf aufmerksam, dass der fremde Herr an seiner Seite (auf uns weisend) seit Menschengedenken der einzige Nichtrusse sei, der durch diese dürren Steppen wandere.

Ein kleines Gebäude im Süden der Stadt, am Eingang zum Garten, ist das Militärcasino. Im Garten laden steinerne Bänke zum Niederlassen, ein freundliches Chalet zum Eintritt ein. Durch Staub und Wassermangel ist die Vegetation zurückgeblieben. In einer Veranda steht ein schöner Oleander, der sich besser zu befinden scheint als die Akazien und die Ailantus-Bäume.

In der einzigen, langen, sandigen Straße des Ortes herrscht die Ruhe eines Dorfes. Die Gendarmen und die liebe Schuljugend sind plötzlich zusammengelaufen, um die fremden Reisenden als seltene Erscheinungen anzustaunen!

Bunteres Leben herrscht in dem südöstlich gelegenen Kirgisenviertel, das eine ganze Musterkarte dieses merkwürdigen Menschenschlages enthält.

Weiter ostwärts erstirbt auch dieses Leben, verläuft jedes Regen von Mensch und Natur in den Sand. Die Räder der Arba versinken tief in den beweglichen Grund, die Gräser weichen dem dünnsprießenden Salzkraut, dem Ginster eines runden Salzsees sowie seltsamen Krautbildungen des rothen Sees, an dessen Rande krystallene Salze leuchten. Im fernen Norden, links, sehen zerklüftete Felsenkegel herab, noch ein Viertelstündchen, und wir sind in der einsamen stillen Steppe, wo die Sonne Knochen von Kameelen und Lämmern bleicht.

Auf anderem Wege kehrt die Arba nach dem weltentlegenen, von Land und Meer umschlossenen Alexandrowsk zurück. Bei einer Kirgisenniederlassung wird halt gemacht, um die Hütten, Jurten oder Kibitkas, wie sie heißen, kennen zu lernen. Der Altkirgise will von diesem Namen nichts wissen, sondern nennt sein Zelt Uj.

Die Kirgisen im Kreise Krasnowodsk müssen für das Aufstellen eines Uj drei, jene vom Küstenboden sechs und die vom Kreise Alexandrowsk zwölf Rubel als Standgeld jährlich an die Regierung bezahlen. Durch diese Steuer erreicht man eine bessere Evidenz der Horden und zwingt sie zur Behauptung des einmal bezahlten Platzes, also zur Einschränkung des Nomadenlebens.

Die Hütte steht gewöhnlich auf einer Oase, wo die Kameele, Pferde, Ziegen, Schafe und Lämmer Futter finden. Kühe halten es nicht aus und gehen nach einem Jahre zugrunde. Das Aeußere der runden Hütte besteht aus Thierfellen, aus Filz oder Bast. Als Bedachung wird ebenfalls Bast, oft Stroh verwendet, auf welches zur Beschwerung Pferdemist gelegt wird. Eine kleine Oeffnung in der Mitte läßt etwas Licht hinein, dessen Strahlen dem abziehenden Rauch begegnen.

Manche Hütte ist in solider und die Seßhaftigkeit des Besitzers zum Ausdruck bringender Art errichtet. Im untersten Theile besteht sie aus einer geflochtenen, durchbrochenen Wand, die Bedachung ist massiver, mit Seilen gebunden.

Das Innere entspricht dem äußeren Bilde, dem Charakter und den Bedürfnissen dieser Zigeunernaturen. Der Erdboden ist mit Fellen, Decken, Teppichen belegt, die als Sitz- und Schlafstätte dienen. Neben dem Kochkessel in der Mitte, der mit getrocknetem Mist geheizt wird, steht der Samowar. Um beide herum sitzt die Familie, welche bei der abnormalen Fruchtbarkeit der Kirgisenweiber sehr groß ist. Diese sind mit langen, scharlachrothen, weitfaltigen Röcken, mit rothem Kopftuch und gelbem Halsüberwurf bekleidet. Das Haar ist im Scheitel glatt gekämmt, der Zopf mit Oel durchtränkt. Beschuhung ist den Frauen unbekannt.

„Papaschka, Mamaschka," riefen die Kinder ihre Eltern, als der Hauptmann und wir in den Uj traten. Einige Kopeken-

stücke haben die Angst der Kleinen, Tabak und freundliche Worte jene der Großen verscheucht.

An der entgegengesetzten Seite der kreisrunden Bucht von Alexandrowsk wurde eine Fischerei besucht. Die Fischereien des Kaspischen Meeres und der unteren Wolga sind die großartigsten der Erde; sie übertreffen selbst jene von Neufundland. Kolossale Sterlette und andere Gattungen lagen zu hunderten in Riesen-

Rother Platz in Moskau.

fässern und Archen. Die Kiemen und aufgeschnittenen Bäuche der Thiere wurden mit Unmengen von Salz gestopft, der fette Rücken mit Salz überschüttet, das in die Poren eingestampft wurde, um dann in anderen Fässern neuerdings mit centimeterdicken Salzschichten überzogen zu werden.

Baumwolle und Fische sind nicht die einzigen Artikel, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich lenken; die Kameelkarawanen bringen aus dem Innern Asiens auch enorme Ladungen von Thee, welcher weiter via Nikolajewsk-Astrachan nach dem östlichen Russland verfrachtet wird.

Eine russisch-chinesische Theekarawane, welche den Weg durch das nordöstliche Sibirien nimmt, besteht gewöhnlich aus 50 bis 70 Schlitten, manchmal aber auch aus 200 bis 300. Gewöhnlich ist jeder Schlitten mit fünf Ballen Thee beladen, die in Ochsenhäute verpackt sind und je 50 bis 80 Kilogramm wiegen. Eine Gruppe von fünf Schlitten wird von einem Pferd und einem Jamschtschik gelenkt. An jeder Schlittengruppe ist hinten ein Heubündel und ein Maß Hafer befestigt, die während des Marsches dem Pferde der nächsten Schlittengruppe als Futter dienen. Infolge dieser Einrichtung braucht die Karawane zur Fütterung keine Rast zu machen. Nur das vorderste Pferd, das nichts zu fressen findet, da es eben keinen Vordermann hat, muss von Zeit zu Zeit gewechselt werden. In Dörfern halten sich die Karawanen nur drei bis vier Stunden auf, um die erschöpften Pferde auszuwechseln; geschlafen wird unterwegs auf den Schlitten trotz der heftigen Kälte, die oft 40 Grad unter dem Gefrierpunkt erreicht. Der Theetransport durch Sibirien dauert mit solchen Karawanen etwa ein Jahr, und man fragt sich erstaunt, warum man dann nicht den Seeweg vorzieht, auf dem Odessa in sieben Wochen von China aus erreichbar ist. Die Erklärung findet sich in den hohen Zöllen, welche die Theeeinfuhr nach Russland sehr vertheuern, so dass sich sogar der langsame Transport durch Sibirien lohnt.

Sogenannter Ladenthee kommt über der chinesischen Grenzstadt Kjachta, in Kisten verpackt, die in Häute, mit dem Haar nach Innen, eingenäht sind. Das auf dem Seeweg eingeführte Product heißt Schilfthee. Eine mindere Sorte ist der Tafel-, die geringste der Ziegelthee, und diese ist es, die von russischen bedenklichen Händlern in den europäischen Großstädten, meistens in glänzend eingerichteten Läden in den elegantesten Straßen oder auf den belebtesten Boulevards um theures Geld dem Publicum angehängt wird. Derartigen Geschäften, ob sie sich nun mit dem Hoflieferantentitel brüsten oder nicht, soll sich der Käufer nur mit großer Vorsicht nahen.*

* Schwindel mit russischen Theebanderollen wurde im Winter 1900 in Wien amtlich festgestellt.

Von Alexandrowsk nimmt der „Turkmen“, der zwei Tage vor Anker gelegen hatte, in gerader, westlicher Richtung das Meer traversierend, den Cours gegen die Wolgamündungen. Die Fluthen dieses Flusses mischen sich bei der Neunfußrhede mit dem Kaspischen Meere, dessen Gewässer hier auch unter dem Einfluss der allerdings noch sehr weitentfernten Uralmündung bei Gurjew sind. Braungelb, schmutzig färbt sich das Meer, welches meilenweit den Stromcharakter der Wolga annimmt.

Die Wolgamündungen erstrecken sich auf eine Fläche von mehr als einhundert Werst, das Stromgebiet des 3500 Werst langen Flusses übertrifft Frankreich dreimal an Größe. Endlose Niederungen und Waldlandschaften durchfließend, trägt die Wolga an 3000 Schiffe jährlich auf ihrem Rücken. Das Delta ist noch den trockenen, kalten Steppenwinden des benachbarten Asien ausgesetzt, allein die mittleren Partien gemahnen an südliche Vegetation, milderes Clima. Von hohem Reiz sind Natur und Lebensart der verschiedenen, an ihren Ufern wohnenden Völkerschaften, die in ihrem unteren Laufe nach ethnographischen Darstellungen den ural-altaischen Stämmen angehören.

Dem Russen ist der Strom die „Mätuschka (Mütterchen) Wolga“, ein nationaler Besitz, so wie das Schwarze oder das Kaspische Meer. Er ist für das ganze Reich Segen, Gedeihen und Reichthum. Kein Strom in Europa ist, namentlich an den Mündungen, so belebt, so intensiv von Handel und Wandel, von Industrie und Gewerbe, von Ein-, Aus- und Durchfuhr belebt wie die Wolga. Man sehe sich nur diese Neunfußrhede an! Delta und Meer sind in eins verschwommen; so weit das Auge reicht, schwimmende Werften, Petroleumschiffe, Cisternen, Reservoirs, Fischerboote, riesige schwimmende, verankerte Schiffsstationen mit Kanzleien, Betrieben, Magazinen, ganz wie auf dem Lande. Die Dienstapparate functionieren auf das beste, die Pontons wie die auf ihnen stehenden gezimmerten Häuser sind so nett wie eine Villeggiatur, und das Anlegen eines Dampfers an einer derartigen schwimmenden Stationsanlage, das Ueber steigen der Passagiere, die Hantierung mit Gepäck und Frachten vollzieht sich so glatt wie die Ablassung eines Hofzuges. Diese Menge von Barken, Schrauben-, Rad-, und Heckdampfern, diese

Schlepper, Segler, und wie sie so oft heißen, die Fahrzeuge der gigantischen Fluth, die lavierend die Furchen des Meeres durchkreuzen!

Die Russen sind gesunde, robuste Naturen. Der russische Nacken ist steif, er beugt seinen Rücken nicht; der Russe ist im Grunde seines Wesens derb, aber er ist nicht nervös; er schreit, schimpft und beleidigt nicht, wie manche von der Hypercultur lackierten Nationen.

An den Wolgamündungen hieß es den „Turkmen" und seinen Stab verlassen, um auf den Flussdampfer „Permiak" umzusteigen. Wir haben schon so oft Abschied genommen von guten und edlen Menschen. Aber von diesem Schiffe, von diesen Leuten, mit denen wir in furchtbarem Seesturme eine mehrtägige Fahrt gemacht haben, abgehen, ward uns schwer. Selbst der Eichenboden eines Schiffes, das einem in den Tod hätte führen können, wird zur erinnerungsreichen Stätte wahrer Freundschaft, die so selten, ach, so selten ist!

Noch ein anderer hat vom „Turkmen" Abschied genommen, das war ein kleiner Junge, erst wenige Monde alt, von seinen armen Eltern aus Centralasien nach Europa mit herübergebracht. Das Kind konnte die Stürme auf dem Kaspischen Meere nicht vertragen, die bedauernswerthe junge Mutter preßte es an die warme Brust, aber was nützte mütterliche Liebe, wenn über die Planke und durch die Raaen der Ocean tobte? Das zarte Menschenkind fuhr auf Deck, „III. Classe", wie es officiell heißt — das zarte Menschenkind war dem rasenden Ocean wie ein kaum entzündetes Oriflämmchen ausgesetzt, der Ocean wurde zum Typhon, und der hat die junge Seele wie eine Oriflamme ausgelöscht!

In ein Deckchen gehüllt, lag die kleine Leiche da unter den Stufen der Treppe, die zur Commandobrücke führte. Der Hauptmann, der Capitän und wir standen bei der Bussole, als die Meldung von diesem Unglücksfall dem Capitän erstattet wurde. Darauf vernahm man die Ausbrüche des heiligen Mutterschmerzes, und es wurde über die dringende Bitte eines Passagiers beschlossen, das Kind *nicht* in die Fluthen des Meers zu senken, sondern was an ihm sterblich war, dem Mutterschmerz zu lassen. Als aber der „Turkmen" an der Neunfußrhede beilegte, kamen

Gendarmen an Bord, die die kleine Leiche an sich nahmen. Schweigend folgte ihnen das unglückliche Elternpaar, schweigend der Hauptmann, der Capitän und der — Passagier . . .

Von der eigentlichen Wolga war der „Permiak" noch fünf Stunden entfernt. Es war indes noch immer offene See, die er durchfuhr. Hunger stellte sich ein — nie hat uns ein Stück Brot besser geschmeckt als jenes auf dem neuen Schiffe. In

Handelsreihen in Moskau.

Centralasien mag manches gut sein — das Brot ist einfach ungenießbar. Und wenn einem trockenes Brot mundet, der wird Pasteten nicht zurückweisen!

Stimmung in die Reisegesellschaft brachten drei Tataren, die gegen mittags ihre Röcke am Bug des Schiffes gegen Osten ausbreiteten, um dieselben als Gebetteppiche zu benützen und zu küssen; die tiefe Andacht der Leute entwaffnete sofort die Heiterkeit und das Gelächter der Mitreisenden.

Die Achtung vor der Religion ist nirgends größer als in Rußland. —

Je enger das Wolgadelta wird, desto freundlicher, malerischer wird seine Physiognomie. Die charakteristischen Holzbauten der Fischerdörfer nehmen von Werft zu Werft zu. Im Strome nisten tausende Seemöven auf den zahlreichen Sandbänken; verankerte Bojen bezeichnen dem Schiffer den Weg, den er zu durchfahren hat. Noch ist das Flussbett so breit, dass es mit dem tiefen Flachlande eine Ebene zu bilden scheint. Kleine Bugsierdampfer, wahre Prachtkerle, ziehen mächtige Schlepper, auf denen ganze Häusercomplexe stehen, die Wohnungen der Schiffsleute und Trockenmagazine (eine der Wolga eigenthümliche Schiffsbauart), stromaufwärts. Die Steuerwände der Schlepper sind so mächtig, wie die Thorflügel eines monumentalen Baues, werden aber von einem kleinen Knaben regiert. Untiefen wechseln mit Schilfrohr, der Strom spaltet sich in unzählige Haupt- und Seitenarme — ein Meer von Flüssen. Krümmungen wechseln mit Krümmungen, optische Täuschungen lassen das Schiff über den Horizont der Biegung hinausfahren, allein eine geschickte Wendung des Achter lässt es dem Laufe des Flusses folgen.

Zwölf Stunden dauert die Fahrt von den Mündungen bis nach Astrachan. Der Hafen ist von einer Ausdehnung und Lebhaftigkeit wie der Bosporus. Werften, Docks, schwimmende Etablissements füllen den Rayon, der am gegenüberliegenden, rechten Ufer Fabriken und Werkstätten in großer Menge enthält.

Ein enormer Productionsbetrieb herrscht in Salz. Im ganzen Gouvernement sind 650 Salzseen, darunter der 1619 Kilometer große Elton- und der 1249 Kilometer große Baskumschatsk'sche See, welche jährlich 20 Millionen Pud Salz liefern. Eine Anzahl Fabriken liefert Saffian. Die Gärten der Umgebung tragen herrliche Früchte, Ackerbau ist wegen längeren Regenmangels unmöglich. Von den nahen Weinbergen kommt ein guter rother Tropfen in den Handel. Als Fässer werden nach innen gekehrte Ziegenfelle benützt.

Astrachan ist eine gesegnete Culturoase an der unteren Wolga, die hier mehr als 1500 Meter breit ist. Die die Stadt umgebenden Thore mit den Thürmen, vor welchen nomadisierende Kalmücken lagern, verleihen ihr einen apparten Anblick. Ein Spaziergang um den Wall, am Hafenquai, durch die kleinen

Viertel mit den Holzhäusern ist von hohem Interesse. Die elegantesten Gebäude sind in der Nikolaistraße und deren Umgebung, wo geschmackvolle holländische Rohbaufaçaden mit anheimelnden, russischen Wohnhäusern abwechseln, darunter manche Burg eines Millionärs, der durch Fischfang zu Reichthum gelangt ist.

Das lebhafte, freundliche Astrachan dürfte 120.000 Einwohner zählen. Mehr als die Hälfte lebt vom Fischfang. Aber dieser gibt der Stadt nicht die Signatur. In den großen Läden sind fast alle modernen Handelszweige vertreten, schon wegen des nahen asiatischen Welttheiles. Als commercieller Mittelpunkt des bis hierher reichenden großen kaspischen Tieflandes setzt sich die Bevölkerung kunterbunt aus Russen, Armeniern, Tataren, Kirgisen und Persern zusammen.

Astrachan hat einen Kreml, der auf einem Hügel steht. Der Hauptbau desselben ist die Uspénskij-Kathedrale, mit einer hohen Kuppel und einem freistehenden Glockenthurme, wie die Campaniles in Italien. Der Thurm hat sich aber gesenkt, neigt sich in einen spitzen Winkel und droht jeden Moment einzustürzen. Er wird deshalb bis auf das Fundament abgetragen. Als Ursache der Senkung wurden uns die Wasserleitungsarbeiten genannt.

Im Innern der Kirche wetteifert die Pracht der Säulen mit dem Reichthum des Ikonostás (der Altarwand), welcher an hundert Heiligenbilder in goldenen Rahmen enthält. In der Mitte dieser gegen Nordost gestellten Wand befindet sich die silberne Pforte, erstrahlend im goldenen und silbernen Zierat, auf dem kostbare Edelsteine funkeln.

In der Unterkirche liegt unter anderen ein Bischof, der im XVII. Jahrhundert durch einen Räuber vom Glockenthurme hinabgestürzt wurde. Uralte Sarkophage decken die Ueberreste grusinischer Czaren.

Sehenswerth ist die persische Moschee mit Betzimmern, Knabenschulen und Höfen, in denen schwarz vermummte persische Frauen dahinhuschen, und die Tatarenmoschee mit dem Thurm im Norden und großem Halbmond; die Räume sind mit Teppichen bedeckt, über den Fenstern sind arabische Inschriften, im Hauptgebetsaale steht eine geschmacklose Kanzel. Die Wände sind grau gestrichen, die Decke wird von sechs plumpen Holzsäulen getragen.

Nur der holländische Messingluſtre ist ein Stück, das einem Europäer gefallen kann.

Das Museum enthält eine anthropologische Sammlung. Eine Reihe von Schädeln aus der Umgebung weist auf die Rassen hin, welche das Wolgathal seit Jahrhunderten bewohnt haben. Alte russische Münzsorten, Papiernoten, Costüme, Segelfahrzeuge vom Kaspischen Meere führen den Fremden in die Zeit zurück, wo Astrachan die Hauptstadt eines tatarischen Chanats, und später Schauplatz der politischen Kämpfe für den falschen Dmitrij war.

Ein großer Theil der lehrreichen Sammlung ist dem Andenken Peter des Großen gewidmet. Der Kaiser ist in einer sorgfältig modellierten Bronzestatue dargestellt, und auf einem Gemälde erblickt man ihn im engen, grünen Rock, ein Schiff auf der Wolga steuernd. Aus seinem Leben und seiner Zeit sind hunderte Erinnerungssachen chronologisch geordnet, so dass auch der mit dem großen Regenten nicht Vertraute sofort gewahr wird, wen er vor sich habe: den Reformator, den Menschenfreund, den tüchtigen Handwerker, den geübten Seefahrer. In vielem gemahnt diese Lichtgestalt aus finsteren Epochen an unseren Josef II.

In dem noch erhaltenen Hause Peters am alten Hafenrande wird seine Lustjacht «Mon plaisir» aufbewahrt.

Während in der Tatarskaja, dem ältesten Stadttheile, sich das Volk bei allen seinen Beschäftigungen und Gewohnheiten beobachten lässt, macht sich in der Moskowskaja der vornehme Bürger breit. Er fährt im besseren Tarantas, führt seine elegant gekleidete Frau in den schönen Stadtpark, zeigt hier seinen Kindern das Denkmal Alexanders II., dessen Bedeutung hervorhebend. Die Bronzefigur mit dem langen Soldatenmantel auf hohem schwedischen Granitsockel ist nicht das Werk eines ersten Meisters. Nur der Kopf ist in Modellierung und Guss freier behandelt. Im ganzen, vom Teiche her betrachtet, bringt das Denkmal einen gezwungenen Eindruck hervor.

Der Zauber neuen Lebens offenbart sich in der „Arcadia", einem hübschen Etablissement im Westen Astrachans. Wenn man aus den Ländern der stoischen Usbeken, Tadschiks und Sarten kommt, so fühlt man sich in der interessanten Wolga-

stadt wie mitten im Centrum des Vergnügens, das in der „Arcadia“ in Pracht und Fülle geboten wird: Theater, Orpheum, Militärconcert. Der große Saal der Sängerinnen ist in arabisch-russischem Styl erbaut, glücklich mit Farben decoriert. Kleinere Bauten ahmen andere Stylarten gefällig nach.

Im Parke entwickelt sich unter den Klängen Wiener Tonkunst ein rauschender Corso mit eleganten und schönen Damen

Moskau: Czaren-Platz im Kreml.

der ganz und der halbbrüchigen Welt. Man versteht, sich in Astrachan zu kleiden — Geschmack und Chic werden noch durch eine Zuthat bereichert, durch die Burka, einem kaukasischen Fellkragen mit nach rückwärts geschlungenen goldenen Quasten. Die Burka kann schwarz oder weiß sein, von minderer oder besserer Qualität, mit einfachem oder kostbarem Futter ausgestattet, sowie mit reicherem Zubehör oder nicht. In jedem Falle steht sie der Trägerin gut und erhöht den Reiz der Erscheinung in lieblichster Weise.

Dass es hier an „Unwiderstehlichen“ nicht fehlt, ist selbst-

verständlich. Manche unter ihnen sind freilich schon in einem Lebensalter, in welchem die Blumenverkäuferinnen nicht mehr „junger Herr" zu ihnen sagen, aber die Maske des orientalischen Wein- und Liebessängers trägt der eine und andere noch immer, und er huldigt allen Welten der „Arcadia" mit den Grundsätzen eines flotten Husarenofficiers!

Wir haben die Abendstunden stets in diesem Milieu, in diesem Gewühl der Liebe und des Lebens zugebracht. Eine Revue von Schönheit und Reichthum zog auf, zog ab; unter dem Eindrucke der letzten Wochen stehend, lernten wir an vollen Burkagestalten, dass in Asien der Geist, in Europa die Materie das Dasein erfüllt.

In Astrachan war es uns auch gegönnt, auf Wiener Boden zu weilen. Im Hause unseres Landsmannes Otto Wipplinger fanden wir eine heimisch herzliche Aufnahme, einen heimischen Tisch und Caviar, wie man ihn eben nur an der Stätte seiner Erzeugung haben kann.

Herr Wipplinger ist Commissionär Wiener und Berliner Caviarimporteure, und ihm hatten wir es zu verdanken, wenn wir die Production dieses Weltartikels in allen seinen Phasen mitmachen konnten.

Der richtige Caviar muss grobkörnig, grau und rollend sein. Hochprima ist er, wenn er „ungesalzen" ist, das heißt wenig Salz enthält; malosol russisch, non salé französisch, was bei letzterer Bezeichnung nicht stimmt, denn, wie erwähnt, im Caviar ist Salz jedenfalls enthalten.

Die verschiedenen Fischsorten des Kaspischen Meeres, welche im Norden desselben caviarhältiger sind als im Süden, dem persischen Theile, geben auch verschiedene Qualitäten Ware. Obenan steht die Beluga (Hausen), deren Fang im August beginnt; an diese reihen sich in der Werthclassification die Störarten Osseti, Ossetowa, Schevruga — Fang im Frühling, dann der von Kennern geschätzte Sterlet. Die Wolga liefert außerdem den Sudak (Schill), den Sasan (Karpfen), die Wobla (Häring, welcher die Größe eines Hechten erreicht). Diese Flussfische werden massenhaft nach Oesterreich und Deutschland versendet.

Aus der Beluga und dem Saliansky wird die von den Weinproducenten soviel gesuchte Hausenblase gewonnen.

Im allgemeinen ist der Fischfang sowohl im Meere wie im Flusse sehr ergiebig. Das Jahr 1899 steht aber bei den Fischern in schlechtem Andenken; es wurde um die Hälfte weniger gefangen als in den Vorjahren. Der Fischfang wird überhaupt gesetzlich geregelt werden, und die Festsetzung einer bestimmten Schonzeit ist im Zuge.

Eines Nachmittags avisierte uns Wipplinger, dass im Hafen eine Barke mit lebenden Fischen angelangt sei, und die Caviarprocedur um 4 Uhr beginnen werde. Wir waren zur bestimmten Zeit zur Stelle und konnten die geübten russischen Leute bei der flinken Arbeit sehen.

Aus dem Wasser der Barke wurden mittels schwerer Netze die Fische auf den Ponton gebracht, wobei sie mit Kopf, Flossen und Schwanz wie wüthend um sich schlugen. Dem angestammten Elemente entzogen, hieb besonders der schlanke Sterlet und der massivere Stör auf die Planken des Pontons, dass die Splitter meterweit umherflogen. Am ruhigsten blieb noch der schwerfällige Hausen, der sich mit dem größten Phlegma in sein Schicksal ergab.

Der Fisch wurde nun von sehnigen, musculösen Armen ergriffen, um mit einer langen, dünnen Lancette auf seinen Caviargehalt geprüft zu werden. Das Instrument wurde mit einem kräftigen, raschen Stich in die Bauchgegend eingeführt und ebenso rasch wieder herausgezogen. Bei einem Weibchen blieben in der Lancettespitze einige Körner zurück, was den Caviargehalt bestätigte, beim Männchen aber blieb das Oer leer. Dieses wurde nun abgewogen und dem Leben in einem Bottich zurückgegeben. Das Weibchen aber wurde mit Knütteln von vielen Händen auf den Kopf geschlagen, bis es todt war.

Nachdem auf diese Weise eine große Anzahl Fische geprüft wurde, begann man mit der Präparierung. Mit einem sicheren Schnitte wurde dem Thiere der Bauch der Länge nach geöffnet, die Wandungen legten sich wie von selbst zurück, und vorsichtig wurde den Eingeweiden ein feines Netz mit dem kostbaren Inhalte entnommen. Das Ganze wird unverweilt in ein

Holzsieb gelegt, von da in ein Messingsieb, um auf demselben mit der flachen nackten Hand solange gerieben zu werden, bis die Körner in einen Blechbehälter fallen, während die Reste des Netzes und andere fremde Bestandtheile zurückbleiben. Je sorgfältiger diese Arbeit gethan wird, desto reiner ist das Product. Findet der letzte Consument in demselben das mindeste Fremdkörperchen, so ist die Präparierung schleuderhaft gewesen. Man sieht von Anfang an nicht nur auf reine Hände, sondern auch auf tadellose Arbeit. So wie der Caviar in der Blechschüssel daliegt, könnte er gegessen werden, denn er ist frisch. Mit dem Hinzutritte von Licht und Luft oxydiert der Caviar, die Hitze wirkt ebenfalls ein, weshalb mit dem Einsalzen sofort begonnen wird. Selbst der feinsten Sorte wird mindestens ein Pfund Salz bei zwanzig Pfund beigegeben, sonst würde der Caviar sich zersetzen und zu Wagenschmiere werden.

Ein Fisch ist im Durchschnitt zehn Pfund schwer und gibt mindestens die Hälfte davon Caviar. Ein Hausen wog acht Pud, ein anderer lieferte achtzig Kilo Caviar! Die Zähigkeit des Fischblutes zeigte sich bei einem Hausen von enormen Dimensionen. Er war aus der Barke trotz der angestrengtesten Bemühungen der kräftigen Männer nicht herauszubringen; es musste dem Thiere ein dickes Tau um den Kopf gewunden, der Ponton mit Wasser bespült werden, worauf acht Männer mit Anwendung aller Kraft das sich wild aufbäumende Thier herausschleppten. Noch nach fünfzehn Keulenschlägen lebte es, eine Erscheinung, die auch bei den anderen Fischen zu beobachten war; während der abgenommene Caviar schon längst eingesalzen war, gab das Thier durch convulsivische Zuckungen Zeichen des noch vorhandenen Lebens. Erst eine Reihe ausgetheilter Gnadenstöße machten diesen organischen Regungen ein Ende.

Wenn auch das Verhältnis der Weibchen zu den Männchen wie 1 : 4 ist, so ist der hohe Preis des Caviars, wie er auf dem Continent berechnet wird, ungerechtfertigt. Man wird es begreiflich finden, dass der Urproducent, der durch rationelle Behandlung, durch das dort theure Eis, durch Verpackung in Blechbüchsen, Säcken und Fässern, durch Kühlapparate, durch Anstalten und Vorkehrungen sowie durch Besoldung zahlreicher

Hilfskräfte, die erst geschult werden müssen, seinen Aufschlag macht und seinen Gewinn berechnet. Deshalb lebt er fern von der Heimat, in fremdem Lande, unter fremden Menschen, deren Sprache und Gefühle nicht die seinen sind. Warum aber ein Kattus, oder wie die Zwischenhändler sonst heißen, für ein Kilo Caviar in Wien sechzig Kronen verlangt, ist dem, der die wahren Preise in Astrachan kennt, und über die Versendungs-,

Monument Nikolaus I. in St Petersburg.

Transport- und Zollspesen informiert ist, unverständlich. Allerdings wollen diese Leute raschestens Millionäre werden, und da dictieren sie dem Publicum den Preis!

In Russland ist der Caviar kein Luxusessen. Man behandelt ihn wie einen gewöhnlichen Tagesartikel und erzeugt ihn auch in gepresstem Zustande, wozu aber nur die mindesten Qualitäten verwendet werden. Der Russe isst den Caviar ohne jeden Zusatz, es wäre denn mit Schnittlauch, und nur mit dem Löffel.

Der Astrachan-Caviar findet in jenem von Hamburg (Elb-Caviar und rother Ketzin) sowie in jenem von Orsova, der aus den Hausen bei Kladova (Serbien) gewonnen wird, bedeutende Concurrenz. Der letztere hat sich ganz Ungarn als Consumtionsgebiet erobert. Im Verhältnis ist er aber noch theurer als der russische.*

Es ist höchst charakteristisch, dass in den Gasthäusern zu Astrachan, welche übrigens auf der letzten Stufe der Gastronomie stehen, Caviar nicht erhältlich ist; selbst in der „Arcadia" ist er unbekannt. — Millionen getrockneter Fische gelangen aus Astrachan zur Verfrachtung in die ganze Welt. Wenn man unter den am Hafen aufgespeicherten Hausen umherwandert, so sieht man Exemplare von einer unglaublichen Dicke, Höhe und Breite. Den Fischgeruch wird man wochenlang nicht los. Während die Männer mit dem Fang und dem Einbringen beschäftigt sind, obliegt den Frauen das Aufschneiden, Entschuppen und Zurichten. Bei dieser Arbeit müssen die letzteren rittlings auf Bänken sitzen, weshalb sie keine Kleider, sondern enganliegende Hosen und kurze Jacken tragen. Den jüngeren Mädchen und Knaben bleibt an den langgestreckten Hafenquais das Sortieren der trockenen Fische überlassen.

Auf dem Quai treiben sich im bunten Gemisch viele verdächtige Gestalten, wie Wipplinger behauptet, österreichisch-ungarische Deserteure, herum. In Astrachan ist unsere Monarchie consularisch nicht vertreten; die Angehörigen derselben unterstehen dem Consulat in Tiflis.

Auf den Handelsschildern liest man komische russische Firmennamen, die, in das Deutsche übersetzt, Gelbschnabel, Bauchtäubchen, Bläumchen, Nasenstüber, Ochsenauge u. s. w. lauten. — Die Pferde in Astrachan sind gegen Insectenstiche mit Segeldress und Netzen bekleidet.

* * *

Glatt flossen uns die schönen und interessanten Tage von Astrachan dahin — ohne dass wir wussten, dass uns die Pest-

* Siehe „Reise-Momente", Skizzen aus dem Osten, von Jacques Jaeger. Wien und Leipzig 1890, H. Brockhausen

gefahr umgibt! Wir lebten mitten in einem Seuchenherde, ohne daſs ein Mensch davon sprach, ohne daſs eine Vorkehrung bemerkbar war, die auf das Vorhandensein eines genius epidemicus schließen ließ.

Nach und nach wurden wir auf die ernste Situation aufmerksam. Zum Erkennen derselben trugen Nachrichten auswärtiger Zeitungen bei.

So war zum Beispiel zu lesen: „Der „Regierungsbote" meldet: Am 8. d. M. wurde über 21 Todesfälle an einer schweren Form von Pneumonie im Dorfe Kolobowka (Kreis Zarew, Gouvernement Astrachan) berichtet. Seither kamen noch zwei Todesfälle vor, während sich drei Kranke noch in ärztlicher Behandlung befinden"; oder Telegrammen aus Constantinopel zu entnehmen: „Der hiesige Sanitätsrath hat mit Rücksicht auf die aus Odessa eingetroffene Nachricht von dem Auftreten der Pest in der Ortschaft Skobelowka im District Astrachan, wo 40 Erkrankungen und 20 Todesfälle vorgekommen sein sollen, strenge ärztliche Untersuchung für Provenienzen aus dem Asow'schen und dem asiatischen Küstengebiete am Schwarzen Meer angeordnet."

Daſs in Astrachan selbst Pestfälle vorgekommen sind, daran war nicht zu zweifeln. Die vielen Leichenbestattungen sind ein Beweis hierfür. Allein niemand hatte den Muth oder die Lust, hiervon zu sprechen, und so erfuhren wir die Sache erst gegen das Ende des Aufenthaltes.

Nach dem Gouvernement Astrachan wurde in neuerer Zeit die Pest aus Persien und Mesopotamien eingeschleppt. Es war im Jahre 1879, und seit jener Zeit ist sie zu einer förmlichen Pandemie, man kann auch sagen, zu einer Endemie ausgeartet. Virchow hat darüber sogar eine Abhandlung geschrieben.

Als das Auftreten der Pest an der unteren Wolga in Petersburg bekannt wurde, befahl der Kaiser den Prinzen von Oldenburg mit unbeschränkten Vollmachten nach Astrachan. Die inficierten Ortschaften des Kreises wurden von Militärcordons eingeschlossen, worauf die Bewohner unter Rücklassung ihrer Habe — nur die Mitnahme der unentbehrlichsten Bekleidung und Geldwerthe wurde gestattet — die Wohnstätten ver-

lassen mussten. Sie wurden nach mehreren Werst entfernten Gegenden gebracht, wo sie einer mehrtägigen, eingehenden Desinfection unterzogen wurden. Von da gieng es wieder nach entfernteren Steppen, wo neue Kleidungsstücke ausgefolgt und Vorbereitungen zur Ansiedlung getroffen wurden. Die alte Habe, Haus und Hof, wurde verbrannt. Wer sich diesen Anordnungen nicht fügte, oder den Cordon (das Spalier) zu durchbrechen versuchte, wurde auf der Stelle niedergeschossen.

XI.

Die Wolga hinauf.

Die Pest hat des Lebens Lustbarkeit in Astrachan nicht getrübt, die Lebenstemperatur der Gesellschaft blieb constant, sie sank nicht und stieg nicht weiter. Man gab das Geld aus, rechts und links, wie Visitekarten. Ein Schwarm von Phrynen umflog die goldene Jugend, alles athmete auf, die Epidemie begann zu verschwinden, um sich aufwärts der Wolga zu verziehen. Als wir uns zur Abreise anschickten, wurde eine Depesche des Inhalts bekannt, dass im Südosten Russlands, im Gouvernement Samara, die sibirische Pest ausgebrochen sei. Auf telegraphisches Ersuchen wurden mehrere Regimenter Soldaten dahin entsendet. Die Stadt Zarizyn ist abgesperrt, also jener Ort, wohin wir zunächst uns zu wenden gedachten! Eine zweite Depesche wurde bekannt, laut welcher der kaiserliche Commissär, Prinz Alexander Petrowitsch von Oldenburg, nach Petersburg meldete, dass nach radicaler Desinfection und nachdem die inficierten Ortschaften verbrannt, der um Kolobowka aufgestellte Militärcordon eingezogen und dieses Dorf als vollständig seuchenfrei erklärt wurde.

Ebenso wäre der sanitäre Zustand Samaras und der ganzen Wolga-Gegend vollständig befriedigend. Dem General Ssacharow wurde vorgeschlagen, die Truppen zurückzuziehen, mit Ausnahme derjenigen Theile, die bei Zarew und Zarizyn zu

belassen sind. Solange der Verkehr aber dorthin aufrecht blieb und keine Quarantäne angeordnet wurde, war die Reise möglich.

Die Dampfschiffe der Wolga sind nach amerikanischem System gebaut: doppelte Gallerien laufen um den Schiffskörper, der eine länglich-schmale Form hat. Voran ist die erste, rückwärts die zweite, unten die dritte Classe. Das oberste Verdeck gehört dem Capitän. Jeder Reisende hat seine eigene Cabine mit Bett, elektrischer Beleuchtung und Telegraph. Speise-, Rauch-, Lese-, Musik-, Spiel- und Damensalons sind mit größtem Luxus ausgestattet. Bis auf die unscheinbarste Kleinigkeit ist alles erwogen, ausgeführt und vorhanden, vorhanden in gefälligstem Styl und im Geschmack der Zeit. Fahrkarten werden nicht ausgegeben. Als solche gelten die Cabinenschlüssel, die jedem Passagier beim Erlag des Fahrpreises ausgefolgt werden.

Wir schifften uns auf dem „Dostojewski" ein. In Rußland gibt man Locomotiven, Dampfschiffen, kleineren Eisenbahnen die Namen bekannter Dichter, Schriftsteller, Componisten und bildender Künstler. Eine Seifenfabrik verkauft ihre Erzeugnisse in einer Emballage, welche den Lebensgang dieses oder jenes berühmten Mannes enthält, Auszüge oder Wiedergaben aus irgendeinem Werke seiner Hand, sein Bildnis und einen prägnanten aphoristischen Ausspruch. Man bringt auf diese Weise die Geister der Nation dem Volke näher, man erbringt auch dem Auslande gegenüber den Beweis bildnerischer und erzieherischer Bestrebungen.

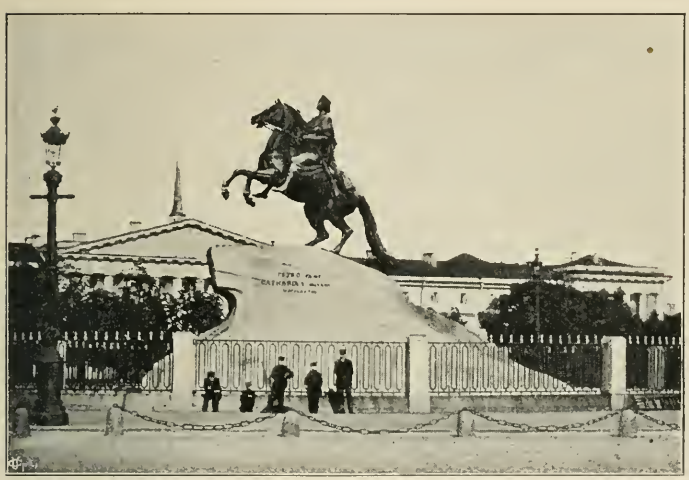
Die verschiedenen Wolga-Dampfschiffahrts-Gesellschaften repräsentieren in ihrer Flotte ein Stück Bibliographie. Jedenfalls sind sie gegen die Vertreter der nationalen Literatur aufmerksamer als der Norddeutsche Lloyd oder die Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft, denen es bis jetzt gar nicht beifiel, eines ihrer Reclameschiffe auf den Namen eines deutschen Dichters zu taufen . . . .

Im Musiksalon hängt oberhalb des Pianinos Dostojewskis Porträt, gemalt im Jahre 1894.

Die hochgewölbte Stirn, die kleinen tiefliegenden Augen, der kurze, getheilte, graumelierte Vollbart, die längliche Nase

und die zarten Lippen sind ein Merkmal von plastischem Ausdruck. Um den Mund, der jeden Augenblick zum Erzählen bereit ist, spielt ein fragender Zug, auf dem röthlichen Antlitz der Abglanz des gefeierten Namens.

Eine ungewöhnlich helle Mondnacht leuchtete über die Steppen, die sich bis zu den Kirgisenhorden des orenburgischen Kreises und zu dem stawropolischen Landstriche hinziehen. Die Ufer sind so flach und mit der Steppe so verwachsen, dass man



Monument Peter d. Gr. in St. Petersburg.

befürchten muss, das Schiff jede Minute über das Flussbett wegfahren zu sehen. Bojen und Signale weisen ihm aber den Weg, so dass es über die ihm vorgezeichnete Wasserbahn nicht hinausgleiten kann.

Die größte Vorsicht vermag indes Unfälle nicht zu verhindern. Am nächsten Morgen war eine plumpe Barke auf einer Sandbank festgerannt, ein kleiner Bugsierpropeller bemühte sich vergeblich, das Zeug flott zu machen.

Weiter aufwärts lag ein mächtiger Raddampfer mit zwei Maschinen hilflos auf dem Lande, die beiden Rauchfänge wie

Ausrufzeichen in die Luft streckend. Das zeitweilig eintretende Hochwasser überfluthet die niederen Ufer, und wenn das Schiff infolge Erweiterung der Wasserfläche die Orientierung verliert, so geht es ihm wie einem Menschen, der die Ruhe, den Verstand, die Richtung verloren hat.

Als man versuchte, das gestrandete Fahrzeug wieder in sein Element zurückzubringen, waren die überschwemmenden Wasser wieder verlaufen, und es lag, als Illustration des bekannten Sprichwortes, buchstäblich auf dem Trockenen. Nun muss es bis zum Frühjahr am Orte bleiben, um bei neuerlichem Hochwasser flott gemacht zu werden.

Das geognostische Bild der Wolgaufer ist so gestaltet, dass das östliche Ufer Wiesen-, das westliche Bergland ist. Eigenthümlich ist es, dass die Ortsnamen rechts (in der Fahrt gegen den Strom) männliche und links weibliche Namen haben.

Je weiter aufwärts, desto weniger Leben ist auf dem Flusse zu bemerken. Jene Rührigkeit und jener kolossale Verkehr der unteren Partien ist nicht mehr zu finden. Dafür aber breitet sich Handel und Wandel an den Ufern aus, die allmählich ansteigen. Die Landschaften werden freundlicher, idyllische Wäldchen, Lichtungen, Durchblicke werden sichtbar, an den Stationen spielen sich Scenen ab, werth der Wiedergabe großer Künstler. Auf den Wiesen und Weiden stellen sich dem beobachtenden Auge Sujets und Begebenheiten, wie wir sie so oft auf den Bildern trefflicher Pferde- und Genremaler bewundern. In Kähnen bringen die Bauern dem landenden Schiffe reichen Fruchtsegen, besonders herrliche Wassermelonen von einer Größe, Süßigkeit und Billigkeit, die den West-Europäer in Erstaunen setzt.

Die Dörfer und Weiler — aus strohbedeckten Holzhäusern errichtet — liegen in den niederen Partien wegen der häufig wiederkehrenden Hochwasser tiefer ins Land hinein. Allenthalben gewinnt man den Eindruck der Wohlhabenheit, und man freut sich mit den Menschen, dass der Erfolg ihren Fleiß gekrönt!

Die linke Seite hingegen ist öde, dürre Steppe. Ihr fehlt die Bewässerung. Erst am Abhange der Ergenihügel beginnt der Boden fruchtbar zu werden. Im Winter, wenn die Wolga

gefroren ist, müssen die Leute im Schlitten tagelang über die Einöde fahren, um nach Astrachan zu gelangen.

Das Russland an der Wolga ist ein anderes als jenes am Asow'schen oder am Schwarzen Meere, an der Donau oder an der Weichsel. Ein Gefühl des Gedeihens theilt sich jedem mit, der es von jener Seite kennen lernt. Aus den Originaltypen in den großen Filzstiefeln, im Tulup (Schafspelz), aus der naiven Umschau dieser anscheinend schweren, plumpen Menschen, der Burlaks, Arbeiter auf den Wolgabarken, schlagen gewisse Naturlaute voll und mächtig an das Ohr. Es sind ja keine Uebermenschen, daher der herzliche Volkston, der sich auch den Fremden suggestiv mittheilt.

Verstünden wir mehr Russisch, so könnte unser tiefes Interesse für dieses Volk, für die Harfe seiner Sänger, für seine Begebenheiten, Geschichte, Geheimnisse, Zeichen und Wunder, für seine Sprache und sein Land, seine Geschäfte und Vorurtheile, Leidenschaften und Fehler Befriedigung finden! Die Blume seiner Eigenart ist die Musik, welche es mit Genügsamkeit und Mäßigkeit außerordentlich liebt. Wenn man die Myrthe im Hochzeitskranze dort unten gesehen, die Balalaika, die Pandúra (Laute), die Gussli (liegende Harfe), den Guddóck (dreisaitige Geige) gehört hat, so wird man sich fragen, weshalb dieses Reich „das Land der Knute", die wir übrigens nirgends gesehen haben, genannt wird?!

Und erst der Nationaltanz oder eigentlich die Tänze! In diesen treten starke dramatische Elemente stark hervor. Betrübnis, Flehen und Versöhnung werden durch Mimik und Gesten trefflichst zum Ausdruck gebracht. Charakteristisch ist das Fallen in die Knie, wie es beispielsweise beim Kasatschók (Kosakentanz) der Fall ist.

Eine tanzende Wolgabäuerin in der Kitschka oder mit dem goldenen Kopfschmuck, Kokoschnik, ist ein herzerfreuender Anblick.

Fünfzehn Werst von Astrachan ist die Station Kalmütskij-Basár, eine starke Kalmückencolonie mit umfangreichem Tempel. Die Kalmücken, die noch heidnischen Glaubens sind, und eigentlich chinesischer Abstammung sind, leben in der weiten Ebene zwischen den Gouvernements Astrachan, Saratow und den Donschen Kosaken. Einer ihrer Stämme, der Zochor, hat sich in

Sibirien seßhaft gemacht. Sie sind als Pferde-, Rinder- und Kameelzüchter tüchtige Landwirthe. Eine fortschreitende Degeneration hat diese Mongolenrasse im russischen Reich bis auf 150.000 Köpfe heruntergebracht.

Ihre Kleidung, Sitten und Gewohnheiten haben sich denen der Russen so ziemlich angepaßt. Der Mann ist fast ganz russisch costümiert, nur der lange Rock zeigt asiatischen Schnitt. Die Frau trägt ebenfalls nationales Gewand, als Variation einen rothweißen Brustlatz; komisch wirkt der boamäßige, lange Halsüberwurf, noch mehr die barettartige Kopfbedeckung mit einer verzierten Stickerei an der rechten Seite. Mit wenigen Aenderungen sind auch die Kinder so gekleidet. Von rohem Geschmack zeugen die plumpen Gehänge im Ohr. Sie wohnen wie die Kirgisen in Kibitkas, doch sind diese wohnlicher eingerichtet. Auffallend ist der Reichthum an Teppichen, der aus der eigenen Hausindustrie in der Kalmückensteppe hervorgeht.

Der Kalmückentempel gleicht in seinem oberen Theile einem Pagodenbau, von einem Halbmond über dem Tabernakel bekrönt. Der eigentliche Holzbau könnte ganz gut für etwas anderes als für eine Bethalle angesehen werden. Als Wohnung eines reichen Bauern würde er sich ganz gut ausnehmen.

Auch Tatarenortschaften liegen im Wolgalande. Uns sind an den Landeplätzen deren Frauen ins Auge gefallen. Sie lieben es offenbar, reichen Schmuck zu tragen: Armbänder, goldene Ohrringe, Halsbänder, Gold- und Silbermünzen in den langen (wie uns verrathen wurde, falschen) Zöpfen, viele Ringe an den Fingern und über der linken Schulter einen mit Perlen und Steinen besetzten Riemen mit einem kleinen Täschchen, die Miniaturausgabe des Koran enthaltend. Von der Kleidung konnten wir Blouse und Beinkleider, über die ein bis über den Kopf reichender Chalat seine schützenden Falten legte, wahrnehmen. Ob alle Tatarinnen sich so kleiden, können wir sicher nicht behaupten.

Einen interessanten ethnographischen Volksstamm lernt man an den Ufern der Wolga in den Mordwinen kennen, welche ihren Sitz bis nach Nischni-Nowgorod hinaus haben. Sie sind finnischer Abkunft, aber mit den Tataren verwandt. Das be-

rühmte russische Juchtenleder ist ein Erzeugnis der Mordwinen. Hier sei erwähnt, dass die russische Production, welche soviel Leder ins Ausland schickt, nicht imstande ist, den eigenen Bedarf im Inlande zu decken. Es findet daher in diesem Artikel eine starke Einfuhr statt, die sich allerdings auf das Rohmaterial bezieht, welches dann der Verarbeitung in Lack und Juchten unterzogen wird.

Heiliger Synod in St. Petersburg.

Wer in Tjumánjewka aussteigt, kann einen buddhistischen Tempel sehen.

Eine interessante Landestelle ist Sarépta, die berühmte Senfstadt, das russische Krems. Es ist die südlichste deutsche Ansiedlung, die aus vor hundert Jahren eingewanderten Herrnhuter-Gemeinden besteht, in Russland. Der Balsam von Sarépta geht weit und breit in die Lande.

Die Wolga macht hier eine scharfe Biegung, spaltet sich in mehrere Arme, nimmt ihre Richtung längs eines Höhenzuges, und am Fuße desselben breitet sich Zarizyn, die von der Pest

heimgesuchte Tataren- und Kalmückenstadt, die einstens als Kosakenposten angelegt wurde, aus.

Die Pest scheint hier keine oder doch nur wenige Opfer zu fordern. Die Militärpatrouillen haben wenig zu thun, denn sie führen ein beschauliches Dasein. Viele Militärärzte und Sanitätsbeamte sind anwesend, aber auch sie halten sich in der Defensive. Die Gefahr scheint entweder vorübergezogen oder sie wird erst erwartet!

Auf der Steppe bei Zarizyn sind einfache Hütten, Zelte, Strohkibitken, in der Minute für die Minute eilig gemacht, aufgestellt. Das primitivste menschliche Obdach wechselt mit stabileren Wohnstätten. Die Häuser der Stadt aber sind, wenn auch geschmacklos, doch solid, aus gebrannten Ziegeln erbaut. Der Mittelpunkt des Verkehres ist außer dem Sonntagsmarkt, der einmal in der Woche der Bevölkerung von nah und fern Gelegenheit bietet, ihre Bedürfnisse zu decken (alles Erdenkliche ist in einfachen Buden ausgelegt, darunter Fischschwarten aus Astrachan von der Dimension einer Panzerplatte), der große Platz, eine üppige Sanddüne, durch deren Furchen schwerbeladene Kameelgespanne ziehen.

Wie alle Hafenstädte des rechten Wolgaufers, von Tschernyj-Jar angefangen, so liegt auch Zarizyn hoch über dem Flusse. Dadurch kommen die Landhäuser entlang des Stromes zur besseren Wirkung. An den Quais herrscht reges mercantiles Leben, während in den inneren Straßen Staub und Langeweile sich ausbreiten.

Die einzige Abwechslung in dem Einerlei, die sich dem Spaziergänger bietet, ist die Stadtpromenade, auf welcher alles, was sich zeigen und sehen lassen will, in den späteren Nachmittagsstunden versammelt. Darunter junge Mädchen aus dem städtischen Pensionat, in dunkelbraunen langen Röcken, dunkelblonden Schürzen und schmalen, breitkrämpigen schwarzen Hütchen, welche auf dem seltsamerweise aschblonden, in einem Zopfe geflochtenen Haar nicht übel sitzen. Allein diese russischen Gretchen, Clärchen und Lotten sind leider bar jeder Anmuth, und das Auge des Aesthetikers ruht nicht mit Wohlgefallen auf ihnen.

Zarizyn ist der Endpunkt eines großartigen Bahnsystems, welches das gesammte Centralrussland mit der Wolga und durch diese mit dem Süden des Reiches verbindet. Nach Moskau ist eine directe Linie vorhanden, auf der man mittels mehrfachen Umsteigens in 60 Stunden gelangen kann.

Einzig in ihrer Art sind in der Station Zarizyn die großen Fischmagazine, von welchen aus die getrockneten Flosser

Anitschkow-Palais in St. Petersburg.

aus dem Kaspischen Meere und der Wolga versendet werden. Der Bahnhof ist gewissermaßen der Stapelplatz für den gesammten süd- und nordrussischen Handel in diesem Artikel.

Der Bahnstrang zieht sich durch das Land des Don'schen Heeres, zwischen Wolga und Don, durch Steppen nördlich hinauf zum Woronesch-Gouvernement, welches durch Linien mit Rostow und Tscherkawsk verbunden ist. An Kosakenniederlassungen vorbei führt er in welliges Terrain durch Jungwald, Birken und Eichen aus der südlichen Region in die Zone des begonnenen Herbstes.

Die Blätter sind rothbraun gefärbt, durch die Bäume, über den Fluren geht das melancholische Rauschen, welches in der Natur ernstere Stimmung verkündet. Nachts ist es schon ziemlich kühl, die Bauern tragen bereits Pelze und sind des Morgens beim frischen Thau vermummt wie die Hummerfischer auf den Halligen der Nordsee. Die weißen Uniformen des Südens sind den dunkeln des Nordens gewichen — mit der Vegetation sterben die Farben der Heiterkeit und des Frohsinns ab.

Das Verfärben, Verwelken und Abfallen der Blätter nimmt zu, je mehr sich der Zug Grjasi nähert. Hier sehen wir in Rußland zum erstenmal einen großen gedeckten Bahnhof.

Ein armer, wenig ergiebiger Landstrich wird durchfahren. Wegen der faulen, schmierigen Bewohner wird er auch „Schweineland" genannt. Sowohl an der Bevölkerung wie an den Passagieren des Zuges kann man diese Kennzeichnung als vollkommen richtig befinden.

Seit Monaten, wird uns erzählt, hat es hier unausgesetzt geregnet. Die Straßen und Wege sind aufgeweicht, daß Roß und Wagen, Leute mit den größten Stiefelröhren im Morast versinken. Im Kreise Tambow soll Hungersnoth herrschen. Freundlicher gestaltet sich die Gegend bei Koslow mit seinem schönen, großen Bahnhof. Bis Rjäsan und weiter nach Kolomno reihen sich wohlhabende Ortschaften mit Holzhäusern. Kolomno hat große Locomotivwerkstätten und viele Kirchen, deren Kuppeln im Sonnenglanze des Frühmorgens strahlen. Die schlanken Thürme ragen mit den weißen Spitzen in den blauen Aether, ein gefälliges Bild, welches durch die schöne Lage Kolomnos, dieses uralten Bischofssitzes, noch freundlicher erscheint.

Unfern von hier ist Tula, das einstens berühmte Centrum der russischen Metalltechnik. Heute sind nur mehr die kaiserlichen Gewehrfabriken erwähnenswerth. Ebenso gieng es mit Zlato-ust im Ural, dessen Stahlwarenproduction bedeutend abnimmt. Und doch haben dessen Fabrikate auf der nordischen Ausstellung zu Kopenhagen im Jahre 1888, welche Rußland reich beschickt hat, einen vorzüglichen Eindruck gemacht!

Die Bahn tritt vor Faustowo in den Bereich großer Moorlager. Diese Station ist zum Frühstück eingerichtet, und die

Passagiere des übervollen Zuges stürzen sich wie Wehrwölfe auf die bereitstehenden, gefüllten Theegläser. Vorher vergisst aber keiner vor den Altar im Vestibule hinzutreten, um das Zeichen des Kreuzes zu machen und in eine der zahlreich aufgestellten Blechbüchsen eine kleine Spende zu thun. So ist es in Russland. Ueberall wo viele Menschen zusammenströmen, und an jedem öffentlichen Orte, namentlich an den Eisenbahnstationen, sind Muttergottesbilder mit brennenden Kerzen aufgestellt. Der Staat fordert von seinen Angehörigen die Reverenz vor der Kirche in jedem Falle und überall.

Seiden- und Tuchfabriken folgen einander, wie zwischen Manchester und Liverpool.

Durch Birken- und Nadelholzwaldungen braust der Expreß weiter. Immer lieblicher wird das Herbstbild. Man flieht durch den tannengeschmückten Park von Ssokólniki, der einstens Urwald, später Jagdrevier der Czaren gewesen, nach Moskau. Von dem hohen Eisenbahndamme blickt man hinunter in englische Gärten, in wohlgehegte Anlagen, deren Datschen (Villen) von ihren Bewohnern bereits verlassen sind. Veranden und Balkone sind leer, nur der Wind spielt mit den herabgefallenen dürren Zweigen. Kein silberhelles Lachen ertönt, keine gluthvollen Augen leuchten aus dem Grün des Hag. Die Bewohner sind nach Moskau zurückgekehrt, wo wir nach einer langen, langen Fahrt von den Ufern der Wolga mit den höchsten Erwartungen eingezogen sind!

XII.

Das russische Rom.

So wird diese Mutter aller Städte Rußlands genannt. Als solche ist sie dem Russen heilig, denn sie gilt ihm als Mittelpunkt des religiösen Lebens und als Symbol des Vaterlandes.

Schon von ferne fallen dem auf der Eisenbahn Ankommenden die Kuppeln und schlanken Thürme der Kirchen auf; sie dominieren über die Häuser, deren Höhe nur ein oder zwei Stockwerke erreicht.

Die Kuppeln schimmern in allen Farben, theils in Ananas- und Zwiebelform, theils gewunden und zackig, facettiert oder mit Schuppen bedeckt, von schweren Kreuzen überragt. In Fülle und Form machen sie ein seltsames, phantastisches Croquis.

Einen freundlich-mittelalterlichen Eindruck macht die Stadt. Schon nach flüchtiger Wanderung empfängt man ein wohlthuendes Bild, welches an einigen Stellen durch bizarre Neubauten mit grellem Façadenanstrich unliebsam gestört wird.

Nach einiger Umschau in profanen und künstlerischen Kreisen wird man Moskau als Großstadt und Friedensparadies erkennen; der ideale Traum der allgemeinen Menschenbeglückung scheint hier erfüllt. Jeder ist zufrieden! Bürger und Bauer, Fürst und Demokrat.

Von den Bauern schlendern tausende durch die Straßen. Am Tage unserer Ankunft war das große Fest der Kreuz-

erhöhung, zu dem aus näherer und weiterer Umgebung die Bauernschaft herbeiströmt. In den 115 Gouvernements des russischen Reiches bildet die bäuerliche Bevölkerung den Kern der Nation, und das den Bauer preisende deutsche Wort hat auch hier gewisse Geltung:

Im Schweiße seines Angesichts
Schafft er für alle Brot;

St. Petersburg: Newskij-Prospect.

Wir hätten ohne Bauern nichts,
Wir alle litten Noth.
Und darum sei der Bauernstand
Uns aller Ehre werth;
Denn kurz und gut, wo ist ein Land,
Das nicht der Bauer nährt?

Nirgends, Norwegen ausgenommen, sieht man so große, starke Menschen, als in Russland. Echte Enakskinder. Der Mittelstand in Moskau, also derjenige, mit welchem der Fremde in die häufigste Berührung kommt, weist gesunde Naturen auf, die der Hypercultur Naivität, dem Luxus Begnügsamkeit gegenüberstellen.

Das Hasten und Drängen des Menschengetriebes anderer Großstädte, die jähe Flucht von der Arbeit zum Vergnügen sind hier unbekannt. Im Gegensatze zu den Römern, die den Handel unter ihrer Würde hielten, ist der Moskauer vor allem Kaufmann; selbst der bärtige Muschik in Bastschuhen und geflicktem Kaftan und grauem Armjak hat etwas von einem Krämer in sich.

Ebenso wie die Armuth sich nicht zutage stellt, protzt der Reichthum nicht mit seinem Glanz. Jene trägt ergeben ihr Los, dieser in Gestalt schöner Frauen kostbaren Hermelin, Marder, Zobel und Fuchs. Es gibt noch ein Drittes, das zwischen Arm und Reich in der Mitte liegt, und daher die rechte Kenntnis beider Zustände leichter macht — das einfache, gesunde Bürgerthum.

* * *

Von was spricht der Fremde zunächst in Moskau? Vom Kreml! Dorthin lenkt er zuerst seine Schritte, dorthin, wo Zeit und Tradition, Kunst und Reichthum den Glanz des alten Czarenthums bewahrt haben. „Im Kreml erst erhält die Gewalt des Czaren ihre priesterliche Weihe, die Glocken des Iwan Welikij verkünden den Russen, dass ihr Czar den Thron seiner Väter bestiegen hat!“

Das russische Rom hat mit jenem am Tiber vieles gemein. Es liegt so wie jenes in einer langen, wellenförmigen Campagna zwischen und auf sieben Hügeln; der Kreml, der eine umfassende Uebersicht der weit gestreckten Stadt gewährt, ist Pincio und Capitol, und wenn auch hellenische Kunst an der vielgewundenen Moskwa keine Göttergestalten wie auf dem Forum geschaffen hat, so erinnert der heilige, jährlich von hunderttausenden angebetete Kreml an die alten „sieben Kirchen Roms“ von San Giovanni in Laterano bis Santa Maria maggiore, an denen der Papst selbst Priester war, und zu denen fromme Pilger aus der ganzen Welt zogen.

Während aber in Rom Guelfen oder Ghibellinen, Neapolitaner oder Deutsche, Orsini, Colonna oder Rienzi geherrscht haben, war Moskau, abgesehen von der kurzen Mongolenzeit, stets russisch, und als historischer Zeuge dieser nationalen Einheit steht der Kreml

da, der die russische Kirche (die bereits 7408 Jahre rechnet) mit der weltlichen Macht zu einem unauflöslichen Ganzen verbindet.

Zu den Bastionen auf dem Kreml mit den aus- und einspringenden Winkeln gelangt man von dem großen und berühmten Rothen Platz (Krasznaja), der nördlich von dem anmuthigen Neubau des historischen Museums und östlich von den monumentalen Handelsreihen begrenzt wird. Dieser großartige Sandsteinbau, der 16 Millionen Rubel gekostet hat und in drei Stockwerkegallerien und -Passagen über tausend Geschäftslocale enthält, weist eine altrussische Façade mit fremden Motiven: byzantinisch, spätgothisch und Renaissance in zierlicher Detaillierung auf. Der Totaleindruck jedoch ist etwas schwer, wenn auch nicht ungefällig. Störend sind die dünnen Säulenschäfte an den Fenstern mit den massiven Capitälen. Von schönster Wirkung sind die beiden Risalite, die Thürme und Mansarden.

Vom Rothen Platze schreitet man durch das massive Erlöserthor in das Heiligthum. Das Bild des Erlösers, das Palladium des Kreml, hängt über dem Eingange, beleuchtet von einer geschmacklosen ewigen Lampe.

Jeder, der den Thorbogen betritt, muss die Kopfbedeckung abnehmen. So war es des Czaren Alexei Wille, der noch heute Gesetz ist. Jenseits des Thorbogens erblickt man den Czarenplatz mit dem Nikolaus-Palais zur rechten Seite. Er macht zwischen dem alten Gemäuer und den zinnengekrönten ehrwürdigen Mauern einen heiteren Eindruck. Von diesem Hügelplatze öffnet sich die Aussicht, — hier liegt dem Beschauer Moskau zu Füßen.

Dem Palais gegenüber, an der Brüstung, steht das Monument Alexanders II., ein thurmartiger russischer Nationalbau, welchen ein mächtiger, vergoldeter kaiserlicher Adler krönt. Im Innern steht die Gestalt Alexanders II., den Blick nach dem Flusse gerichtet, in überlebensgroßer, imperatorischer Haltung. Die Bronzestatue wird von allegorischem plastischen Schmucke und Säulen aus kostbarem Material umgeben. Die Wölbung ist reich in Farben decoriert, mit Wappen und Adlern besäet. Der Fußboden enthält auf mosaiciertem Grunde um das Standbild herum die Porträts der Herrscher aus dem Hause Romanow bis

auf Alexander. Außen umgibt eine überdachte Gallerie das luxuriöse Bauwerk. Als wir es besichtigten, war es von Gerüsten eingefasst. Das Fundament hat sich gesenkt, und das Monument musste zur Verhütung eines Einsturzes gepölzt werden.

An den Czarenplatz gliedert sich der Thurm Johanns des Großen, Iwan Welikij, an. Von Boris Godunow am Anfange des XVII. Jahrhunderts vollendet, bietet die Spitze des Thurmes das schönste Panorama von Moskau. Kaiser Josef II. und auch Napoleon I. haben in lobpreisenden Worten die Herrlichkeit dieses Panoramas gerühmt. Am Fuße des Iwan Welikij steht auf einem granitenen Sockel eine Glocke, deren Höhe mit 6 Meter, Umfang mit 20 Meter und Dicke mit einem halben Meter bemessen wird. Das Gewicht soll 200 Tonnen betragen. Dass 20 Menschen in ihrem Innern Platz finden, glauben wir gern. Ein herausgesprungenes Stück, welches am Erdboden liegt, wird mit 11.000 Kilogramm Gewicht geschätzt.

In der Nähe befindet sich die berühmte Krönungskirche, als Uspénskij-Kathedrale bekannt. Zwischen zwei einfachen Pfeilern im Hauptschiffe, das von mächtiger Ausdehnung ist, befindet sich der Platz, auf welchem der Czar gesalbt und gekrönt wird. Von dem Reichthum des Innern wird man sich einen Begriff machen, wenn man den Ikonostás betrachtet — sein Goldgewicht beträgt 5500 Kilogramm!

Mit der Uspénskij-Kathedrale unmittelbar verbunden ist das große Kremlpalais. Wie alle hervorragenden Bauten älterer und neuerer Zeit, die der Prachtliebe der Romanows ihr Entstehen verdanken, ist auch dieses Palais ein Product deutscher Kunst. Diese wetteifert mit italienischen Künstlern um die Palme der Schönheit bei den Czaren, welche wiederum welschen und deutschen Architekten Gelegenheit gaben, ihr Können an Schöpfungen zu erproben, in deren Rahmen alles, was Fürstenmacht zu erwerben vermag, ins Große und Breite gehen soll.

Ein Beleg für diese Anschauung ist das große Kremlpalais, welches unter Kaiser Nikolaus' I. für 14 Millionen Rubel erbaut wurde. Soviel kostete nur der Bau an sich!

Ein Seitenflügel des Palastes enthält die Schatzkammer. Von dem Reichthum ihres Inhalts gibt ein mit Heliogravuren

ausgestatteter großer Katalog, der 38 Rubel kostet, ungefähren Aufschluss.

In den vielen Sälen sind Werthe von Millionen angehäuft. Kunst und Kunstwerke verschiedenster Zeiten und Länder sind durch das Kostbarste und Beste, durch Merkwürdigkeiten und Raritäten vertreten. So sieht man beispielsweise im Saale III eine Trophäe von ungarischen Fahnen aus dem Jahre 1849.

Katharinen-Monument in St. Petersburg.

Im Saal IV den Thron des Czaren Alexei mit 900 Diamanten und 1300 anderen Edelsteinen; den Thron Boris Godunows aus Goldblech, mit 2200 Diamanten und Perlen, ein Geschenk des Schahs von Persien; die Krone und den Thron Peters des Großen, hervorgegangen aus einer Hamburger Werkstätte; den Thron Iwans des Schrecklichen mit 9000 Edelsteinen, gleichfalls persischer Provenienz. Blendend ist die Brillantenkrone Alexanders III.

Der fünfte Saal enthält deutsche Goldschmiedearbeiten aus Augsburg und Nürnberg in einer Menge und Gediegenheit, wie sich deren keine Sammlung in Deutschland selbst rühmen kann.

England, Holland und Dänemark stehen mit ihren Edelmetallarbeiten weit zurück. Von besonderer Schönheit in dieser Abtheilung ist eine große Schüssel mit der getriebenen Darstellung der Befreiung Wiens von den Türken, der Schatzkammer von Kaiser Leopold I. gewidmet.

In anderen Sälen sind aufgestellt der silberne, 1873 erbeutete Thron des Chans von Chiwa, Prachtcarossen und Krönungswagen Wiener Herkunft u. v. a.

Vor der Kremlkaserne und dem Arsenal liegt die Czarenkanone, auch „König der Kanonen" genannt, mit reichen, künstlerischen Verzierungen und gegossener Lafette. Das Gewicht des 6 Meter langen Rohres, dessen Projectil 2000 Kilogramm wiegen muss, wird mit 40.000 Kilogramm angegeben, daneben liegt das „Einhorn" von 12.000 Kilogramm Schwere. Unter den Geschützen des Arsenals befinden sich auch österreichische und preußische.

Um den Kreml legt sich die Stadt in concentrischen Kreisen mit neuen und älteren Theilen sowie mit einem dreifachen Boulevardgürtel an. Wenn man vom Kreml über den Rothen Platz zur „weißen Stadt" gelangen will, so hat man linkerseits vom historischen Museum einen uralten doppelten Schwibbogen zu passieren, der zur Kapelle der „Iberischen Muttergottes" führt, eine der heiligsten Stätten des Reiches, der die Kaiser jedesmal beim Eintreffen in Moskau vor dem Betreten des Kreml einen Besuch abstatten. Jeder Russe, der vorbeigeht, bleibt stehen, um niederkniend das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ein Vorgang, den man in Russland bei jeder Gelegenheit, auf der Straße, im Café, Restaurant, im Tramwaywaggon, kurz überall, wo Menschen verkehren, beobachten kann. Das Innere der sehr kleinen Kapelle beherbergt das altberühmte Heiligenbild der Iberischen Muttergottes. Darüber liegt folgende Erklärung vor:

„Es ist eine genaue, im Jahre 1684 feierlich (unter Fasten und Beten) angefertigte Copie des wunderthätigen Marienbildes (Wratárniza) des Iberischen Klosters auf dem Berge Athos und wurde durch den Archimandriten Pachomios und die Brüderschaft dem Czaren Alexei Michailowitsch verehrt. Das Bild hat auf der rechten Wange einen Riss, von einem Tataren herrührend. Um den Kopf trägt es ein Netz von echten Perlen; auf der einen

Schulter und auf der Stirn große Edelsteine; darüber eine brillantene Krone. In der Ecke des Bildes auf einem Silberschild eine griechische Inschrift. Rundherum und auf den Seiten hängen goldbrocatene Gehänge herab; zur Seite Schubladen mit Lichtern, Büchern u. s. w. Das Bild wird fast täglich mit sechs Pferden und barhäuptigen Livreebedienten in den Straßen Moskaus herumgefahren und besucht, ehrerbietig vom Volke begrüßt, Kranke, Familienfeste u. s. w. Es wird dann durch sämmtliche Zimmer des Hauses getragen und fährt, nach Empfang einer Geldvergütung (je nach Stand und Vermögen von 5 bis 100 Rubel) darauf zu einer anderen Familie, die seinen Besuch erbeten hat. Während dieser Besuche (bis 6 Uhr abends) hängt eine Copie der Iwerskaja Mater an ihrer heiligen Wohnstätte."

Von der Stadtmanege aus, die im Winter geheizt wird, um der Garnison von Moskau als Exercierhaus zu dienen, suchten wir die großartigste Kirche der heiligen Stadt, die Erlöserkirche, auf. Moskau ist an Gotteshäusern und öffentlichen Anstalten nicht arm — 451 Kirchen, 30 Klöster, 500 Schulen, 600 Wohlthätigkeitsinstitute und 25 Friedhöfe stehen den 990.000 Einwohnern zu Gebote. Hunderte Priester im langen, braunschwarzen Talar, mit schwarzem Barett oder hohem Hut ohne Krämpe, lang herabwallendem Haar und Bart, beten tagaus, tagein in der slavonischen Liturgie, als ob sie die Trauer der Welt um den Tod des Heilandes zu verkünden hätten. Unabsehbar, unendlich, ununterbrochen wogt das Volk von einer Kirche zur anderen, sich durch enge Thüren zu den Kapellen, den kerzenfunkelnden Altären drängend. Es ist ein unermüdliches Wogen von Heiligthum zu Heiligthum, an dem sich auch Damen der höchsten Aristokratie betheiligen. Ihre blitzenden Diamanten verleihen dem nach neuester Pariser Mode zugeschnittenen schwarzen Gewande einen besonderen Reiz; unter dem durchsichtigen schwarzen Schleier, der sich kokett vom Scheitel auf die Schultern legt, blinken dunkle Augen und leuchtet noch schöner ein rosiges, frisches Frauengesicht.

Weithin sichtbar erhebt sich die Erlöserkirche am linken Moskwa-Ufer auf einem freien, von einer untermauerten Terrasse geschützten Platz. In Anwesenheit Kaiser Alexanders III. wurde

dieselbe im Jahre 1883 geweiht; die Grundsteinlegung reicht bis 1817 zurück — verschiedene Umstände hinderten die Vollendung des Baues, der siebzehn Millionen Rubel kostete.

Die Kirche hat die Form eines griechischen Kreuzes und wird von fünf vergoldeten Kuppeln überragt, von denen die Hauptkuppel 30 Meter im Durchmesser hat; die Außenwände sind mit Marmor bekleidet. Breite Granittreppen führen an jeder der vier Façaden zu zwölf kunstreich in Bronze gegossenen Portalen. Das Dach wird von einer vergoldeten Bronzebalustrade umzogen. Die 48 in Marmor ausgeführten Hochreliefs an den Façaden sind von Loganówskij, Ramasánow und Baron Klodt. Unter diesen Reliefs fallen ob ihrer plastischen tadellosen Durchführung auf: die Salbung Salomos; David gibt Salomo den Plan des Tempels; Moses und Mirjam; Dionysios segnet Posharskij und Minin (denen auf dem Rothen Platz ein Bronzemonument für ihre Tapferkeit in den Freiheitskriegen errichtet wurde).

Die Composition der aus dem Marmor gemeißelten Scenen zeigt Eleganz des Geschmackes, Vornehmheit in der Auffassung und zeichnet sich durch classische Ruhe der Figuren sowie geadelte Zartheit der Empfindung aus.

Sechzig hohe Fenster erleuchten das Innere, das in Marmor und Gold erglänzt. Bei besonderen Anlässen werden 4000 Kerzen angezündet.

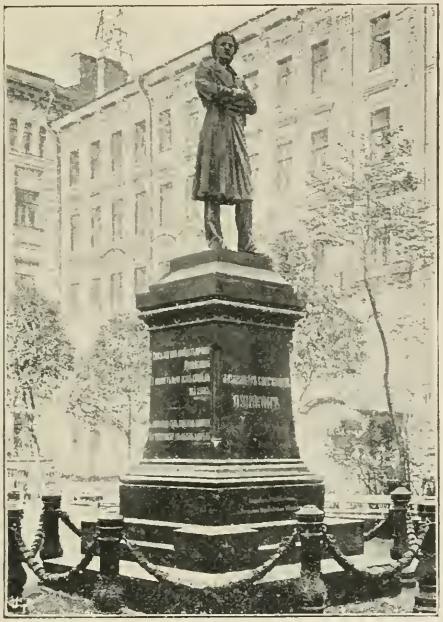
Der malerische Schmuck rührt von Siemiradzki und Wereschtschagin her. Es sind biblische Begebenheiten, die die beiden Künstler in farbenfeuriger Weise auf die Leinwand brachten.

In dieser Gegend steht das bekannte Kloster, welches vom Jungfernfelde den Namen hat. Das letztere wird so genannt nach den Tributen, die seinerzeit an die Chane von Moskau geleistet wurden, die in Geld und jungen Mädchen bestanden . . .

Merkwürdigkeiten sind auch das Central-Transportgefängnis, welches die nach Sibirien Verbannten als letzte Station diesseits des Urals bis zur Weiterbeförderung aufzunehmen bestimmt ist, der Sscharow-Thurm, in welchem Peter der Große als Großmeister der Freimaurerloge „Neptun" Sitzungen hielt, die Dorogomilow-Brücke am Ende der Ssmolenskaja, wo die

große Heerstraße von Moshaisk und Borodino einmündet, und über die Napoleon 1812 in Moskau einzog.

Besonders rühmlicher Erwähnung ist das kaiserliche Findelhaus, der Wostitelny dum, werth. Ein weißes Viereck von kolossaler Ausdehnung, ist es eine der schönsten Schöpfungen Katharinas II. Dasselbe besitzt außer eigenem sehr bedeutenden



Puschkin-Monument in St. Petersburg.

Einkommen eine Staatssubvention von anderthalb Millionen Rubel jährlich, welche aus dem Ertrage der Spielkartensteuer in ganz Rußland herrührt. Die Einrichtungen werden als mustergiltig bezeichnet. Der letzte Verwaltungsbericht führt gewaltige Ziffern: 18.000 Kinder werden jährlich aufgenommen, permanent sind im Hause über 30.000 Pfleglinge. Bei der Uebergabe eines Kindes wird als Legitimation eine Controlnummer ausgeliefert, welche mit dem Empfangsregister

übereinstimmt. Gegen Vorweisung und Abgabe der Nummer kann das betreffende Kind übernommen werden.

Diese Einrichtung kann man nicht anders als segensreich bezeichnen. Nicht nur an und für sich ist sie es, sondern auch durch die Absichten, welche der Anstalt zugrunde liegen. In Russland, dem in Europa verschrieenen rückschrittlichen Staate, kommen Paternitätsprocesse, wie sie in „civilisierten" Ländern immer häufiger werden, gar nicht vor, sind auch vermöge einer vernünftigen, vornehmlich aber gerechten Gesetzgebung nicht möglich. In Europa kann das erstbeste betrügerische Frauenzimmer, welches auf die Geldtasche eines Mannes speculiert, zutreffenden Falles durch Erpressungen oder gerichtliche Procedur materielle Leistungen erzwingen, wenn sie eine bestimmte Behauptung durch einen Eid bekräftigt. Weitere Umstände, der Charakter einer solchen Person, kommen gar nicht in Betracht; es genügt, dass irgend eine Hetäre auftritt, das Gericht anruft: an dienstbereiten Advocaten und verurtheilenden Richtern wird es nicht fehlen. Dadurch ist in einer engherzigen, beschränkten, veralteten Gesetzgebung das Weib über den Mann gestellt, während die Gerechtigkeit verlangen würde, dass das geltende Recht keines bevorzuge, keines benachtheilige. Bei solchen Bestimmungen ihrer Sache sicher, kann jede Elende, wenn der Schein nur halbwegs für sie ist, einen Mann ins Verderben stürzen, umsomehr und umso leichter, als Civil- und Strafgesetzbarkeit von vornherein gegen den Mann gerichtet sind. In der einen Wagschale liegen die Angaben der Klägerin und die Hypothesen des Richters, in der anderen die platinleicht befundene Widerlegung des Geklagten — der Endausgang ist typisch, ist immer ein und derselbe: der Belangte muss zahlen!

So ist es in einigen Ländern des Westens. In Russland aber nicht! Für ihr uneheliches Kind steht einer Mutter das wohleingerichtete Findelhaus zur Verfügung. Der Neugeborene wird bis zu einem bestimmten Lebensalter unentgeltlich erhalten und erzogen. Die Direction kümmert sich um Herkunft, Begleitumstände, Vermögen und Namen nicht. Wer will, kann jede Angabe verweigern; wenn nun eine Mutter von den Einrichtungen des Findelhauses keinen Gebrauch machen, sondern das uneheliche

Kind selbst behalten will, so kann sie niemand daran hindern, aber das wird, wenn der Ausdruck erlaubt ist, als Luxussache betrachtet, und sie hat an niemanden, ob nun Beweise vorhanden sind oder nicht, das Recht, wegen Erhaltungskosten heranzutreten — und kein Gericht wird sie ihr zusprechen!

Dass das reiche Moskau auch eine Theaterstadt ist, ist selbstverständlich. Das kaiserliche Große Theater allein fasst über 4000 Zuschauer.

Die Wiener Truppe, die alljährlich nach Russland geht, hat in Moskau vielen Beifall gefunden; die von der „besten Soubrette" dorthin importierte Moral aber wird nicht jedermanns Anerkennung erringen!

Mit der Tramway kann man die drei Kilometer lange Twerskaja, die außer der Schmiedebrücke und der Nowaja Basmannaja zu den lebhaftesten und dichtesten Verkehrscentren gehört, durchfahren. Die Moskauer Tramway fährt bergige Straßen mit sechs Pferden hinauf, sie läuft in Schienen von der breiten russischen Spurweite und hält an den Stationen so übermäßig lange, wie die großen Locomotiv-Eisenbahnen. Die glänzendsten Magazine sind in der Twerskaja, wo auch die meisten Apotheken etabliert sind, die in ihrer Einrichtung großen Aufwand treiben. Sie befinden sich nie im Erdgeschoss, sondern stets im ersten Stocke. Dass man auch in den Apotheken mit der bekannten Kugelrechenmaschine manipuliert, welche theils aus Bequemlichkeit und Lässigkeit, theils aus Gewohnheit in Russland allgemein benützt wird, hat uns sehr gewundert. Ohne dieses aus dem Orient stammende Instrument kann man sich kein russisches Geschäft, kein russisches Bureau denken. Da aber in den russischen Apotheken größtentheils Deutsche angestellt sind, konnten wir nicht annehmen, dass auch diese, die Ausländer, sich der Rechenmaschine selbst bei den geringsten Zahlen bedienen.

Selbstverständlich hat Moskau auch sein Puschkin-Denkmal. Für die Plastik, für die Kunst überhaupt regt sich aufrichtiges Interesse, welches von einem echten Mäcenenthum begünstigt wird: was Rom der Palazzo Doria, das ist Moskau die Gallerie Tretjakow.

Sie liegt in einem entlegenen Viertel jenseits der Moskwa, in der Jakimarskaja, zwischen engen, krummen und schmalen

Gassen, unreinen Kaufhöfen, Handwerksbuden u. s. w. Man hat selbst mit gutem Stadtplan Mühe, sie aufzufinden. Zu beklagen ist ferner, dass eine für die russische Kunst so hochbedeutsame Sammlung auf das unmöglichste zusammengedrängt ist, so dass ein Bild das andere behindert, es, wie man vulgär zu sagen pflegt, „schlägt". Die Zimmer, denen wir den Titel „Säle" mit Nachsicht der Taxen verleihen wollen, haben nicht die nothwendige Höhe, Breite und Tiefe, um das transmittierende, spiegelnde und reflectierende Licht, wie es in seinem Lauf vom Himmel zur Erde alle Hindernisse durcheilt, zu Gunsten der Bilder aufzunehmen. Durch unreine Fenster werden die Lichtwellen gefärbt, was den künstlerischen Intentionen der Maler geradeso schadet, wie dem Dichter die falsche Betonung des Declamators oder das schlechte Spiel des Schauspielers; das ganze Gebäude ist überhaupt keine Stätte für ein Museum, weil es aber von edeldenkenden Menschen im Grundsatze des l'art pour l'art hergeschenkt wurde, muss man es auch mit seinen Mängeln dankbar hinnehmen. In Grillparzers „Ahnfrau" verlangt der alte Graf Borotin nach seinem Sohn Jaromir: „Ach, ich bitt' dich, bring' ihn mir — auch für den Räuber dank' ich dir!"

Die russischen Maler sind vielleicht die einzigen in Europa, deren Styl im Schaffen nicht beeinflusst ist, die, ihre eigene Richtung gehend, die Wandlungen der Kunst in den letzten zwei Decennien nur mit passivem Interesse verfolgt haben. Im Gegensatze zur secessionistischen Strömung scheinen sie zu sagen: „Unsere Augen haben noch zu lernen, einem vielfarbigen Raum die Farbenharmonie abzugewinnen!"

Von den Meistern dieser Lehre schien uns Iwanow mit dem Genrebilde „Bräutigam, für seine Braut Ohrringe aussuchend"; zu ihr bekennen sich auch Schischkin und Sokolow.

Der Prinz P. Troubetzkoy, der in Wien von der vierten Ausstellung der Secession im Frühling 1899 mit: „Russischer Kutscher", „Auf der Weide", „Junge Frau mit Kind", „Tanzendes Mädchen", „Porträt des Grafen Tolstoi" und einem weiblichen Porträt bekannt wurde, steht in der Moskauer Gallerie weit zurück. Seine Bilder haben, um mit Hamlet zu sprechen,

„mehr Inhalt, weniger Kunst“. Ein fruchtbarer Künstler ist W. E. Makowskij, der im „Bankkrach“ und „Unterhaltung zwischen Kleinrussen“ ein scharfes Auge verräth. Poljenow tritt als religiöser Maler auf und bringt eine Serie landschaftlicher Gemälde aus Griechenland, Egypten, Palästina und Syrien. Der Mann steht in innigem Contacte mit der Natur! Lawerezkij und Antolskij holen sich ihre Motive aus der

Narwa'scher Triumphbogen in St. Petersburg.

russischen Geschichte. Anziehend wirken Wasznejows Studien zu den Wandmalereien in der Wladimir-Kathedrale in Kiew; seine Zeichnungen sind wie hingehaucht, gleichsam die Essenz der Wirklichkeit. Angenehm fallen auf Orlow und Maljawin als Sittenschilderer, ferner Hö mit dem fragenden, aber stets ungelösten Thema „Was ist Wahrheit?“; ihm ist sie auf der Palette ein blasses Falterweib. Kräftigere Töne schlägt Kassatkin in der „Grubenablösung“ an. In Dubowskois „An der Wolga“ und „Morgen in den Bergen“ variiert die Natur mit Wasser, Gräsern, Moos und Kräutern, die er zu einer

wilden Wachsthumsorgie vereinigt. Rustows „Gekaufte Sclavin“, in ihrer anatomischen Vollendung pastos hingestellt, schwellend in Schönheit und Ueppigkeit, erweist in Farben die Gewalt der Sinnlichkeit über das gesammte menschliche Leben! Voller Materie ist Perows „Streit von Rechtgläubigen und Raskolniken (Altfrömmler) vor der Czarin Sophie“.

Einen widerwärtigen Eindruck macht die „Hinrichtung der Strelitzen“ von Ssurikow. Die Landschaften Pochitonows und „Meeresstille“ Ssudkowskijs bekunden freudiges Naturgefühl; sie zeigen die Sonne, wie sie zitternd über dem ruhigen Wasser lagert, wie sie sprühend im Mittagsglühen leuchtet. Wassiljews Landschaften sind durchsetzt von Licht und Luft. Das „Schwarze Meer“ von Aiwasowskij steht uns noch in heller Erinnerung: die breiten, farbigen Streifen, die in horizontaler Richtung laufen, grenzen die Berge vom Wasser höchst glücklich ab. Klewers „Waldlandschaft“ spielt mit goldenem Lichte auf tiefdunklem Hintergrund. Szowrassow und Kuindshi müssen ebenfalls in einem Athem genannt werden. Des ersteren „Frühlingsanfang“ will überzeugen, dass die Sonne, die strahlende, glühende, alles bewegende, sich die Kunst errungen hat; der letztere liefert seine Beiträge zur Psychologie der Landschaft. Newrew führt in seinem „Familienstreit“ in unerquickliche Verhältnisse, bei welchen Geld und Liebe die Rolle spielen: die reiche Tochter wird umworben, angebetet, geliebt und gefreit; die arme, schöne Seitenverwandte muss warten, bis sich ob ihrer Armuth einer nähert! Ein vortreffliches Bild ist „Moses in der Wüste“ von Aftmasi, ebenso die „Medusa“ von Swedowskij. Brüllows Landschaften haben heiteren Himmel, fruchtbare Erde; sie drücken die Lebendigkeit des Wassers und die Behaglichkeit des Menschen aus.

Von russischen Meistern früherer Epochen wären noch zu erwähnen: Kiprenskij, Lossenko, Schtschekin (altes und neues Rom) und Kapkow mit Porträt und Genre. Eine gute Leistung bietet Moller mit dem Bildnisse Gogols; der kleine Schnurrbart sowie die milden, weichen Gesichtszüge lassen auf den tiefen Charakter des Dichters schließen. Nr. 578 im Saale des ersten Stockes ist das Bildnis Tretjakows, umflort und

schwarz drapiert auf einer Staffelei; von dem Componisten Tschaikowski ist ein guter Kopf vorhanden, von dem Dichter Graf Tolstoj eine Anzahl Porträts verschiedener Künstler — selbstverständlich in verschiedenen Auffassungen. Eines derselben stellt den Erzähler allzu greisenhaft, das andere beim Schreibtische, das dritte im Bauerngewande mit struppigem Vollbart, aber mit blauen, kleinen Augen, die klug in die Welt blicken, dar. Sehr häufig ist Rom und die Peterskirche Gegenstand der Darstellung; die Russen lieben es, Italien zu malen. Ein ergreifendes Motiv ist W. J. Jacobis „Sträflingstransport nach Sibirien". Ein Verbannter erkrankt unterwegs und wird auf einen Karren gelegt; der an derlei Vorkommnisse gewöhnte, daher abgestumpfte Unterofficier, eine rauhe, durch Jahre und Erfahrung gestählte Natur, reicht dem Sterbenden seine Feldflasche, um ihn zu laben; die eingefallenen Wangen, die bleichen Lippen und die verglasten, nach aufwärts gerichteten Augen verkünden aber, dass es bereits zu spät ist, dass die Milde und Rührung der Escorte mehr dem Todten als dem Lebenden gilt. Die Gruppe zur Linken, aus Verurtheilten und freiwillig nach Sibirien mitziehenden Angehörigen derselben bestehend, verharrt in tiefem Schweigen, starr das starre Todesgesicht des Erlösten betrachtend.

In der Abtheilung für auswärtige Kunst sind Adolf Menzel mit „Kameele" und „Im Thiergarten", Oswald Achenbach mit einem „Waldfest" und „Neapel", Heilbuth „Im Kahn", Daubigny mit einer „Sommerlandschaft" und Dagnan mit einer „Trauung" zu sehen. Das „Klosterbild" von Laurens, „Der Nubier" von Fortuny, die reizende Liebesscene „Im Dorfe" von Bastien Lepage, sowie Corots „Nymphen im Walde" erinnern an die schönsten Werke im Louvre. Das Hauptbild im Saale der Ausländer ist J. Paul Laurens, 1882 gemalte Darstellung der letzten Augenblicke Kaiser Maximilians von Mexico, „Der Abschied im Gefängnisse vom weinenden Beichtvater". Rechts steht, wie festgebannt, eine Reihe Soldaten mit dem Todesurtheil: die schwere Schicksalstragödie von Queretaro ist wohl selten ergreifender geoffenbart worden als durch Maler Laurens.

Coloristisch-effectvoll ist Munkacsy's „Bouquet". Luigi

erbringt im „Winterbild“ den Nachweis, dass das Schneemalen nicht die starke Seite der Italiener ist.

Erfreulich war das Wiedersehen mit den uns schon von Wien her bekannten Werken Wereschtschagins, die zu einer Collection vereinigt, in der Gallerie Tretjakow eine dauernde Heimstätte gefunden haben. Des Meisters Kunst und Feinheit des Vortrages, der Hauch und Duft in Stimmung seiner Gebilde ist ja bekannt; die Inhaltsfülle und der Reiz der Vollendung seiner Schöpfungen sind bis nun von keinem seiner nationalen Collegen erreicht worden, denn ein Hauch des Lebens geht durch alle seine Werke!

Die Bilder aus dem türkisch-russischen Krieg 1877/78, darunter die berühmte „Seelenmesse“ und „Kaiser Alexander bei Plewna“ haben seit 1884 nichts von der Farbenfrische eingebüßt. Eine Menge von Farbenskizzen und Bleistiftzeichnungen zur zweiten Reise nach Turkestan und nach Ostindien füllen die Räume; die „Schädelpyramide“, die „Apotheose des Krieges“, „Zwei Turkmenen an der Moscheenthür“, „Zwei Kirgisen auf dem Wege zur Bahn“, „Thurm Tamerlans“, „Ueberfall russischer Truppen durch Turkmenen“, „Unterirdisches Gefängnis in Samarkand“ und die „Priester der Feueranbeter“ sind wahre Wiedergaben in Zeichnung und Colorit; wir konnten uns sagen, dass wir beim Anblick dieser Bilder noch immer unter dem Eindrucke der centralasiatischen Welt zu stehen scheinen.

Eine andere Welt öffnet ihre Perspectiven auf dem Kursk-Nischnij-Nówgoroder Bahnhof, in dessen Halle die Trains nach Sibirien zusammengestellt werden. Moskau ist die Kopfstation für alle von und nach Sibirien verkehrenden Züge, und da es gerade Samstag war, an welchem Tag der fahrplanmäßige Luxustrain nach Irkutsk abgeht, verschafften wir uns die Erlaubnis, den rollenden Palast vor dem ersten Läuten zu besichtigen. Er ist mit französischem Geschmack und russischer Bequemlichkeit eingerichtet — das sagt alles. Man macht die Reise nicht um der Reise willen, sondern dieser Ausstattung wegen! Der Zug ist vierzehn Tage unterwegs und geht (die Stationen in der französischen Schreibweise genannt) über Toula, Riajsk, Penza, Batrati, Samara, Kinel, Abdoulino, Raiewka, Ousa, Wiasowaia und

Zlato-ust nach Tcheliabinsq, wo er den Ural durchbricht, um in Kourgan Sibiriens Grenze zu überschreiten. Es folgen: Petropawlowsk, Omsk, Kainsk, Kriwoschekow, Ob, Taiga, Marmskaïa, Atschinsk, Krasnojarsk, Kansk, Taichett, Nijneoudinsk, Zima, Polovina und endlich Irkoutsk.

Im Jahre 1902 wird die Bahn nach Peking ausgebaut sein. Man wird dann von jedem beliebigen Punkte Europas und nach Vollendung der Linie Taschkend-Orenburg von ganz Westasien nach China auf der eisernen Spur gelangen können!

Smolny-Kloster in St. Petersburg.

Den Luxusdienst Peking-Baikalsee-Moskau wird die Internationale Schlafwagen-Gesellschaft übernehmen, für welchen Zweck jetzt schon umfassende Vorbereitungen getroffen werden.

Es werden Waggons und Locomotive eigener Construction gebaut werden. Die Züge werden, wie bei den westsibirischen Trains, Speise-, Rauch-, Lese-, Musik- und Damensalons erhalten. Selbstverständlich wird auf die Schlafwagen die größte Sorgfalt verwendet werden.

Die sibirische Eisenbahn wurde mit einer fabelhaften Raschheit ausgebaut, die Strecke vom Ural bis Omsk am Ob ist

schon seit drei Jahren im Betriebe, die mittelsibirische Strecke vom Ob über Tomsk, Krasnojarsk, Nischne-Udinsk bis Irkutsk wurde vor einem Jahre fertiggestellt. Die ostsibirische Bahn, die von Osten angefangen gebaut wird, ist in der Strecke von der mandschurischen Grenze bis Nertschinsk vollendet worden.

Die Strecken Nertschinsk-Tschita und namentlich Tschita-Baikalsee haben bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden: es muss hier das Jablonowoigebirge in einer Höhe von über 1000 Meter überschritten werden. Die Baikalsee-Ringbahn, die, weil dieser See eng zwischen steile Gebirgszüge eingekeilt liegt, ist ebenfalls sehr schwierig. Die Eisenbahnzüge werden auf einem riesigen Dampfprahm über den See gesetzt werden. Gelingt es, die Linie Nertschinsk-Baikalsee noch im Jahre 1900 zu vollenden, so wäre dann eine durchgehende Schienenverbindung von der europäischen Grenze bis zum Amur hergestellt. Den Amur hinab bis Chabarowsk besteht — im Sommer — eine regelmäßige Dampferverbindung, während der Bau der sogenannten Amurbahn diesen Fluss entlang bis Chabarowsk noch nicht in Angriff genommen ist. Die Eisenbahnlinie Chabarowsk-Wladiwostok, größtentheils entlang dem Ussuri, einem rechten Nebenfluss des Amur, ist seit vier Jahren in Betrieb. Eine directe Verbindung der Weststrecke der ostsibirischen Bahn zum Stillen Ocean wird zunächst durch die mandschurische Bahn von der Station Onon nach Port Arthur hergestellt werden, und zwar, wie geplant ist, bis 1904. Wenn also keine weiteren Bau-Verzögerungen sich einstellen sollten, so wird Russland alsbald nach Beginn des XX. Jahrhunderts eine Eisenbahnverbindung nach dem Stillen Ocean haben.

Die Bahn zerfällt in sieben Sectionen:	Werst
Westsibirische Bahn Tscheljabinsk-Obfluss	1328
Mittelsibirische Bahn Obfluss-Irkutsk	1754
Baikalsee-Umgehungsbahn Irkutsk-Mysowskaja . . .	292
Transbaikal'sche Bahn Mysowskaja-Strtjetensk . . .	1009
Amurbahn Strtjetensk-Chabarowsk	2000
Ussuribahn a) Nördliche Strecke Chabarowsk-Grafskaja	347
Ussuribahn b) Südliche Strecke Grafskaja-Wladistokiwo	382
Zusammen: . .	7112

80.000 Arbeiter mit zahlreichen Officieren und Ingenieuren wurden nach Sibirien dirigiert, welche alle auf der einen großen sibirischen Heerstraße sich fortbewegen mussten. Unerhörte Anstrengungen und Qualen mussten diese erdulden, bis das Riesenwerk wenigstens zum Theile vollendet ward. Man nannte daher die schon aus anderen Schilderungen bekannte sibirische Straße nicht mit Unrecht „Märtyrerweg". Diese riesige Bahn unter solchen Schwierigkeiten in der unglaublich kurzen Zeit von zehn Jahren zur Vollendung zu bringen, ist eine Ruhmesthat sondergleichen.

Für den Bahnbau in der Mandschurei waren Ingenieure und Partieführer sehr schwer zu gewinnen. Im ganzen Reiche und im Auslande wurde nach technischen Arbeitskräften gesucht. Höchste Löhne wurden bewilligt, trotzdem ist bis zum heutigen Tage Noth an Mann.

Was die Baukosten betrifft, so waren dieselben ursprünglich auf 350 Millionen Rubel projectiert worden. Nach einer Abrechnung des Comités der Sibirischen Bahn, dessen Vorsitzender bekanntlich der Czar ist, stellen sich die Baukosten für die einzelnen Linien in folgender Weise dar:

	Rubel
Für die Westsibirische Bahn	50,743.177
„ „ Mittelsibirische „	97,766.591
„ „ Zweiglinie Tscheljabinsk-Jekaterinenburg	6,535.258
„ „ Süd-Ussuri-Bahn	22,416.284
„ „ Nord- „	22,461.130
„ „ Zweiglinie Irkutsk-Baikal	2,405.914
„ „ Dampffähre über den Baikalsee . . .	3,404.171
„ „ Transbaikal-Bahn	72,447.186
„ „ Tomsker Zweiglinie	2,609.765
„ „ Zweiglinie von Onon zur chinesischen Grenze	32,727.600
„ „ Zweiglinie von Nikolskoje zur chinesischen Grenze	8,811.120
„ „ Perm-Kotlas-Bahn (im europäischen Russland)	36,513.886
„ „ verschiedenen Ergänzungsbauten . . .	12,167.865
	371,009.947

In dem obigen Betrage sind die Kosten der Amur-Bahn, welche bereits ursprünglich mit . . 117,555.835 projectiert waren, nicht enthalten, während die Chinesische Ostbahn als selbständiges Actienunternehmen ihre Kosten selbst deckt.

Außerdem wurden verausgabt . . . . . 11,957.327 für astronomische und geologische sowie topographische Arbeiten, für die Organisation der Uebersiedlungsbewegung. Zur Ergänzung dieser Credite wurden überdies noch bewilligt . . . . 21,900.000 also Millionen im Dienste eines Culturwerkes, welches der Epoche, in der es geschaffen wurde, zur Ehre, einem ganzen Menschengeschlecht zum Segen gereichen wird.

XIII.

Die Residenz des Czaren.

Es ist allbekannt, wie Kaiser Nikolaus I. das Concessionsgesuch zur Erbauung der Eisenbahn Moskau-Petersburg erledigte. Den Unternehmern war es darum zu thun, die Bahn durch ergiebige Gegenden und an volkreichen Städten zu bauen, was bedeutende Umwege, infolgedessen eine riesige Vertheuerung der Durchführung verursacht hätte. Das war dem Kaiser nicht genehm und er befahl, die Bahn so zu bauen, wie sich ihre Richtung aus einem zwischen Moskau und Petersburg gezogenen Lineal-strich ergab. Die Linie wurde daher schnurgerade angelegt, was allerdings die kürzeste Verbindung involviert, aber anderseits den Verkehr durch undankbare Landstriche zog.

Der Nikolai-Bahnhof in Moskau ist unpraktisch gebaut. Wenn jetzt auch nach Möglichkeit reconstruiert und renoviert wird, so wird dies wenig nützen. Eine den Zeitanforderungen und dem ins Enorme sich entwickelnden Verkehre entsprechende Station wäre das einzige Mittel, um den Uebelständen abzuhelfen.

Vor dem Nachtexpreß nach Petersburg hat sich eine zahlreiche, bunt zusammengewürfelte Gesellschaft versammelt; der Zug geht nicht pünktlich ab, denn Schlafwagen an Schlafwagen wird einrangiert. Den acht Personenwagen werden acht Sleeping-cars angehängt. Die gewöhnlichen Waggons bieten zwar auch die auf russischen Bahnen üblichen Schlafplätze, aber einerseits ist der

Zug sehr überfüllt, anderseits wollen die reichen, uniformierten und Civil-Gecken, die vielen eleganten Cocotten, die bequemen alten und jungen Herren aus der Finanz- und Handelswelt womöglich allein, unter sich sein. Figuren tauchen auf dem langen Perron auf, wie sie in Tolstojs Roman „Anna Karenina", der bekanntlich in seinen Hauptphasen in und zwischen Moskau-Petersburg spielt, von des Dichters realistischer Hand gezeichnet sind. Anna Arkadjewna Karenina, Stefan Arkadjewitsch Oblonskij, Darja Aleksandrowna; Alekseу Wronsky, Constantin Dmitritsch, Kity, Betsy, Jaschwin, Lewin, Fjodorowna Twerskaja — — wer wird sie alle nicht erkennen in den exclusiven Gruppen vor den Zugängen der Schlafwagen? Es sind ja dieselben Menschen, mit denselben Bestrebungen, Motiven und Zielen, wie im damaligen Roman, nur heißen sie jetzt anders!

Mit großem Gepolter und unter großem Lärm der Zurückbleibenden verläßt der Train die Halle. Er durcheilt Gegenden, die eher durch geschichtliche Sagen als durch die Ereignisse der Gegenwart Interesse erregen. Die letztere bietet dem suchenden Reisenden Kathedralen, Mönchs- und Nonnenklöster, an denen man achtlos vorüber fährt. Einigermaßen fällt die Handelsstadt Twer in die Augen wegen ihrer Ausdehnung und der Schiffsstation, die Ausgangspunkt des Wolgaverkehres ist. Auch die bedeutsamen Canäle bei Wyschnij-Wolotschok, als verbindende Wasserstraßen, regen zu Fragen und Betrachtungen an. Die Strecke längs der Waldai-Höhen ist monoton — so bleibt es bis Tschudowo, dem Knotenpunkt der Bahn für Nówgorod, das durch das vorhin erwähnte Lineal aus der directen Route gestrichen wurde.

In Tossna, der Zweigstation für Gatschina, erkrankte ein Passagier so schwer, daſs dessen Weiterreise unmöglich wurde. Der Obercondueteur rief aus einem anderen Coupé einen zufällig anwesenden Arzt herbei, der seine Dienste im voraus bezahlt haben wollte, denn „nachher sei keine Zeit hierzu, der Zug geht ab"; dieses Benehmen rief die Entrüstung sämmtlicher Passagiere hervor; einer von ihnen gieng hin und legte dem egoistischen Arzte einen Zehnrubelschein auf das Trittbrett. Es ist richtig und soll anerkannt werden, daſs gerade der Arzt in

seiner subtilen Stellung mehr wie ein anderer auf die prompte Anerkennung seiner Leistungen angewiesen ist: allein die crasse Habsucht, wie sie sich bei diesem wohlbeleibten, glatzköpfigen, graubärtigen Herrn mit dem feist-rothen Gesicht zeigte, ist so widerlich, wie ein Stück faules Fleisch.

Bei Kolpino tritt die Bahn in einen langen Jungwald, der einer Ebene weicht. Wie riesige Grabessäulen ragen eine

Kasan-Kathedrale in St. Petersburg.

Menge von Schornsteinen in die Luft, Fabrik reiht sich an Fabrik. Man hört und sieht eine reiche montanistische Gewerbsthätigkeit entlang der Bahn; man sieht ferner einige aufgelassene Margarinfabriken, weil die Russen weise genug sind, keine künstliche Butter zu essen, sondern dies den Völkern der Hochcultur überlassen, und Coconspinnereien; in den Canälen zahlreiche Barken mit Brennholz für den bevorstehenden Winter. Auch die Passanten sind bei dem anhaltenden kühlen, regnerischen Wetter winterlich gekleidet — im Zeichen der vierten Jahreszeit sind wir in der Residenz des Czaren eingetroffen.

Petersburg ist zwar die erste Residenz, aber es ist die zweite Hauptstadt Russlands. Die erste ist Moskau geblieben, und das gibt der Rivalität zwischen beiden Städten stets neue Nahrung.

Ist die eine das Sinnbild des Altbestehenden, des scheinbar Ewigen im Dasein, so ist die andere die jung anstrebende, weltliche, sich austobende Stadt. Peter dem Großen hat sie Entstehen und Namen zu verdanken, jenem arbeitsfreudigen Regenten, der anfangs des achtzehnten Jahrhunderts an 50.000 Menschen aus allen Theilen des Reiches an der Newa concentrieren ließ, um mit dem Bau des geplanten Gemeinwesens zu beginnen. Die Geschichte dieser Stadt ist ebenso belehrend als interessant, von hohem Interesse aber ist auch ihre Gegenwart, ist ihr öffentliches Leben. Modern durch und durch, breiten sich die Straßen der eigentlichen Residenz am linken Ufer der Newa aus, die von mehr als 150 Brücken überspannt ist. Jede Brücke ist mit Rettungsgürteln ausgestattet. Die öffentlichen Plätze, deren Anzahl vierzig betragen dürfte, sind so groß, dass auf einigen von ihnen Armeen exercieren könnten. Der Fremde wird vor allem über die zahlreichen Uniformen im Straßenleben staunen. Von der männlichen Bevölkerung ist fast jeder achte Mensch uniformiert: Militärs, Staatsbeamte, Studenten, Normalschüler und die reizenden Gymnasiastinnen in ihrer dunkelblauen Tracht. Die weibliche Jugend Russlands widmet sich den Realstudien mit voller Hingebung, sie bevölkert die Hochschulen und ziert als Arzt den Stand wie als Anwalt das Barreau. Darin ist die größere Bewegungsfreiheit, die emancipierte Selbständigkeit, der männliche Zug im Wesen des Weibes zu suchen. Die russische Frau ist im Kampfe ums Dasein gestählter wie die westeuropäische, gewandter wie die Amerikanerin. Sie ist selbstherrlich, lebhaft, von activem, bildsamem Charakter. In den Problemen des Herzens findet sie sich schwer zu demjenigen, der sie zu gewinnen sucht, umso leichter wird ihr die Trennung, die ihr den Reiz abenteuerlicher Schicksale eröffnet. Im „Werther“ und „Wilhelm Meister“ hat die derbe Ironie russischer Frauenliebe keinen Platz, eher bei der George Sand und Eugen Sue.

Bei einer Bevölkerung von 1,300.000 Seelen, wovon mehr

Männer als Frauen gezählt werden, gibt also ein so stattliches Uniformverhältnis schon was aus. Aber es muss gerade vom Westländer besonders anerkannt werden, dass in Russland der uniformierte Mensch über den nichtuniformierten sich nicht überhebt. Keine Uniform in Europa ist einfacher als die russische, sie ist jedenfalls einfacher wie zum Beispiel jene im Zwitter- und berüchtigten Congostaate Belgien.

Einen eigenthümlichen Charakter erhalten die Hauptstraßen durch die Uniformen der Polizei. Wie Bildsäulen stehen die Gendarmen in kurzen Distanzen voneinander, an beiden Seiten der Fahrbahn, einander gegenüber. Einer hat gewissermaßen den anderen im Auge, unter allen wird die Verbindung durch Berittene aufrechterhalten, während Officiere zu Fuß theils als Inspectoren, theils als stehende Posten den Gesammtdienst überwachen. Beim Anblick eines Verdächtigen macht ein Gendarm den anderen durch geheime Zeichen aufmerksam, so dass der Invigilierte lange Postenketten passiert, ohne Ahnung, dass bereits das Auge der Polizei auf ihm ruht. Ebenso großartig ist der Dienst der Detectives, deren Petersburg einige tausend aufzuweisen vermag. Es muss aber betont werden, dass für die Sicherheit des Staates mehr gesorgt wird als für die Sicherheit der Passanten, denn bei dem immensen, wohlfeilen Wagenverkehr in der Residenz kann man jeden Augenblick überfahren werden. Dass nicht mehr Unglücksfälle geschehen, als thatsächlich zur Anmeldung gelangen, beweist, wie die Petersburger Bürger sich — selbst zu beschützen wissen.

Das ganze Gefüge des russischen Staates ruht auf dem breiten Rücken der Polizei. Es ist daher begreiflich, dass sie ihre Aufgabe in jenem Pflichtenkreise zu erfüllen sucht, zu welchem sie erhalten wird.

Zu den neuen Straßenzügen, zu der lebhaften Gorochowaja, Malaja und Bolschaja Morskaja, der Millionaja, Ssadowaja, Kasanskaja, Offizierskaja u. s. w. stehen in gefälligem Contrast die älteren Stadttheile, wo noch Häuser aus Holz zu sehen sind. Als zwei der modernsten Gebäude fallen auf das kleine intime Palais der österreichisch-ungarischen Botschaft (worin sich auch das Generalconsulat befindet) in der Ssergiewskaja, durch

den früheren Botschafter Fürsten Liechtenstein angekauft. In der Renaissancefaçade bringt die Loggia einen schönen Effect hervor. Bedauerlicherweise können wir nicht auch das neue Officierscasino der Garnison von Petersburg loben, denn dieser Backsteinbau in russisch-byzantinischem Styl ist die monumentale Geschmacklosigkeit selbst. Wer ein Auge für Symmetrie besitzt, wird den schwervergoldeten, dreiflügeligen Reichsadler im Verhältnis zum Thurm für zu groß befinden müssen.

In Petersburg liebt man es, die Häuser grellfarbig anzustreichen, was im Widerspruche mit dem sonst geschmackvollen Innern steht. In letzterer Zeit soll auch hier der englische Styl mit allen seinen Vorzügen und Fehlern den Einzug gehalten haben — trotz des Stiglitz'schen Kunstgewerblichen Museums, welches in seiner Tendenz und in seinem kunstfördernden Wirken, in seinen Sammlungen und seiner theoretisch-praktischen Bedeutung nur noch vom Museum auf dem Stubenring zu Wien und dem South Kensington-Museum zu London übertroffen wird.

Der mehrfache Millionär Baron Stiglitz verband mit seiner ohne Zweifel großartigen Schöpfung eine Zeichnenschule, deren Einfluss sich nicht recht bemerkbar machen will. Nach seinem Tode übergieng das ganze Vermögen sammt den Palästen und den Kunstanstalten, die den privaten Charakter beibehalten haben, in den Besitz seiner Ziehtochter, die sich an einen General der Cavallerie verheiratet hat. Dass der posthume Schwiegersohn mehr für den Kampf der Pferde auf den Rennplätzen als für den Kampf der Geister im Reiche des stylistischen Schaffens eingenommen ist, kann man ihm nach den Grundsätzen der Billigkeit nicht verübeln.

Nicht alle Millionäre begeistern sich für die Kunst, trotzdem der Ural fünfzehn Millionen Rubel Gold jährlich nach Petersburg liefert. Der Sturz des Barons Günzburg und des Großindustriellen Derwis (bei diesem betragen die Passiven zwölf Millionen Rubel) zeigt deutlich den Weg, wohin gewisse Vermögen wandern.

Zolas Pariser Figur Nana geht bekanntlich nach Russland, wo sie reiche Ernte hält, um mit vollen Koffern von Petersburg, dem goldreichen Centrum des Feminismus, nach

der Hauptstadt Frankreichs zurückzukehren. Solcher Figuren gibt es an der Newa hunderte, und ihnen gegenüber braucht man gar nicht das alte Sprichwort: „Unsere Tugenden sind meist nichts als verkleidete Laster“ — zu verkleiden. Rochefoucaulds „Eigenliebe, die der Beweggrund aller menschlichen Handlungen ist“, kann in gewissen Sphären der russischen Gesellschaft als „Liebe“ gedacht werden. Die Petersburger Frauengestalten

Isaaks-Kathedrale in St. Petersburg.

— wir meinen immer jene Kreise, die weit von unten, aber mehr nach oben stehen — sind voll Chic, Eleganz, Esprit. Wenn eine Russin schön ist, ist sie schön im Sinne jener ideellen Durchgeistigung, die das Auge reizt. Katharina von Medici und Diana von Poitiers, die von König Heinrich II. von Frankreich zur Herzogin von Valentinois erhobene Schönheit, sind uns in der russischen Residenz neu auferstanden!

Zu solchen Folgerungen kann man am ehesten im kaiserlichen Marientheater, welches bedeutende Subventionen genießt, gelangen.

Dieses Theater, welches mit seinen architektonischen Verhältnissen und dem gelben Anstrich einen nüchternen Eindruck hervorbringt, steht nicht in entsprechender Umgebung. Gegenüber gähnen noch die kahlen Ruinen des im Jahre 1875 abgebrannten Schauspielhauses. Nur das neue, ebenfalls nüchterne Conservatorium, dessen Vollendung Rubinstein nicht mehr erlebt hat, ist ein würdiges Pendant.

Das Marientheater bleibt an Samstagen, an allen Vorfeiertagen sowie an Sonntagen, wie die anderen russischen Bühnen, geschlossen. Dagegen ist Montag festliche Stimmung vorhanden. Die Damen suchen voller Ostentation die Logen auf (diese sind nicht durch Zwischenwände getrennt wie bei uns), manche chapeau haut de forme, manche schlecht frisiert, was in Russland allgemein zu bemerken ist. Die fünf kaiserlichen Logen sind in Blau gehalten, die Sitze des Parquets bestehen aus lose aneinander gereihten Fauteuils. Der weniger elegante als gefällige Saal ist reich mit Gold auf weißem Hintergrunde mit himmelblauen Ornamenten verziert. In demselben Decor ist das große Foyer im ersten Range gehalten. Das Orchester ist vorzüglich instrumentiert und voll feurigen Schwunges. Die rechte Hand des Dirigenten ist mit einem weißen Handschuh bekleidet.

Nicht nur die Oper „Simson und Delila", sondern auch das zugegebene nationale Ballet wurde nach streng künstlerischen Principien aufgeführt. Man verletzt den localen Patriotismus nicht, wenn man den ewigen Wiener Hasreiter unter den Petersburger Balletmeister stellt!

Der Reflex des Petersburger Lebens fällt intensiv, leuchtend, durchdringend in das Auge des Fremden auf jener fast eine Meile langen, schnurgeraden Straße, welche unter dem Namen Newskij-Prospect weltbekannt geworden ist. Wenn das Gleichnis anders möglich ist, so dürfte man vielleicht sagen, was man im Theater concav sieht, sieht man hier convex! Namentlich am Abend, wenn die elektrischen Bogenlampen über der imposanten Häuserzeile, über den langen Banquets erstrahlen, herrscht ein Leben wie auf den Pariser Boulevards. Vor dem rothbraunen Anitschkow-Palais, welches im Winter von der Witwe Alexanders III., Maria Feodorowna, bewohnt wird, fluthet die

Menge auf und ab, promeniert um den Gostiny-Dwor, dem freistehenden Kaufhof mit Bogengängen und mehreren hundert Läden, deren Inhaber größtentheils geriebene Händler sind, während auf dem Holzstöckelpflaster der Fahrbahn die bequeme Kalesche, gezogen von drei Pferden (Trojka) und gelenkt von dem dicken, in blauen, weiten, langen Rock gehüllten Kutscher, dem stets «bjeregiss» (Vorsicht) rufenden Jamschtschik, der schon durch die merkwürdige Kopfbedeckung — einem cylinderartigen niedrigen Hut, dessen Krämpe stark nach aufwärts gebogen ist — charakteristisch ist, dahinsaust.

Am Newskij hält der bekannte Czechengraf Johann Harrach einen Glasladen, der mit Firmatafeln in mehreren Weltsprachen und den in Oesterreich gebräuchlichen Sprachen bezeichnet ist. Deutsche Worte aber wird man auf jenen Tafeln vergeblich suchen, denn Graf Johann Harrach, der in seinem Wiener Palais gleichfalls einen Glasfabriksladen hält, möchte wohl Deutschen seine Waren, über deren Qualität uns hier kein Urtheil zusteht, verkaufen, aber ihre Sprache braucht er am Schilde nicht zu führen!

Vom Baltischen Bahnhof kommend, marschiert eine Reservisten-Abtheilung, die eben beurlaubt wurde, über den Newskij. Obwohl aus dem activen Dienste entlassen, werden die Leute so streng in der Disciplin gehalten und sind selbst so stramm, als defilierten sie in der Parade vor dem obersten Kriegsherrn!

Am untersten Ende des Newskij-Prospectes, links gegen den Alexander-Garten, in welchem die Bronzedenkmäler Gogols, Lermontows und des Asienreisenden Prschewalskij stehen, erstreckt sich das gelbe Massiv der Admiralität, durch deren Hof der Meridian von Petersburg geht. Ueber dem Hauptthore ragt der schlanke Thurm empor, in eine Nadel endigend, zu deren Vergoldung 6000 Ducaten verwendet wurden. Der mit Säulen und Statuen geschmückte Thurm gewährt, besonders in der funkelnden nordischen Sonne, einen prächtigen Anblick.

Ein monumentales Werk, imponierend durch die Säulenfaçade und den Säulenporticus, ist der heilige Synodpalast, dessen Oberprocurator der bekannte Pobedonoscheff ist. Diese höchste Cultusbehörde in Rußland untersteht den directen Befehlen des

Kaisers. Durch den hohen Bogengang des Synod werden die Eleven des Pagencorps, einer Lehranstalt, deren Zöglinge Söhne oder Enkel von Generalen sein müssen, zu dem nahen Denkmal Peter des Großen geführt. Der lorbeergeschmückte Kaiser sprengt einen Felsen hinan, der auf der rechten Seite die Inschrift «Petro Prima Catharina Secunda MDCCLXXII» trägt. Künstlerisch monumentaler wirkt das Denkmal Nikolaus' I. auf dem Mariaplatz. Der Kaiser auf dem feurig sich aufbäumenden Pferde ist in der Gardeuniform gänzlich als Soldat dargestellt. Vornehm erdacht ist der Granitsockel, der mit Bronzetrophäen, allegorischen Figuren und Reliefscenen geschmückt ist. Am Gitter steht ein Schilderhaus, bestimmt für den Ehrenwachposten, der bei jedem Monumente in Petersburg steht und den Reihen des alten Grenadiercorps, welches eine Art Gnadenbrot genießt, entnommen wird.

Ein Monument, welches der Nachwelt in Bildern ohne Worte, in Stein und Erz den Werdegang großer Geister, das Bedeutsame einer durch Thaten und Erfolge ausgefüllten Zeitepoche überliefert, ist der Kaiserin Katharina II. geweiht. In einem kleinen Parke nächst dem Alexander-Theater erhebt sich voller Pracht und Hoheit, mit Hermelin bedeckt, das Scepter in der Rechten, die überlebensgroße Figur der Kaiserin, am Sockel zu ihren Füßen die Gestalten markanter Zeitgenossen: Fürst Potemkin, Fürst Ssuworow, der siegreiche Feldmarschall, Fürst Orlow, die Fürstin Daschkow und andere. Diese Gestalten sitzen oder stehen in lebendiger Handlung; besonders reizvoll ist die graziöse Pose der Daschkow. Der Begründer des Denkmals ist Kaiser Alexander II.

Selbstverständlich ist auch Puschkin in der Residenzstadt durch ein sichtbares Werk geehrt. Sein Bronzestandbild im langen Salonrock auf dem barocken Sockel macht aber in Haltung und Geberde einen etwas trockenen Eindruck. Auf die plastische Kunst, auf seine Durchbildung und Modellierung versteht man sich in St. Petersburg sehr gut — leider trifft das bei Puschkin nicht ganz zu. Dagegen wirkt wahrhaft monumental das Moskauer Triumphthor, bestehend aus sechs griechischen Doppelsäulen, dessen Attika mit Siegesgöttinnen in Hochrelief

und mit Trophäen geschmückt ist. Architektonisch wirkungsvoller ist der Narwa'sche Triumphbogen, ein monumentaler Schmuck, wie ihn nur Rom, Paris, London aufzuweisen vermögen. Der Bogen mit seinem Sechsgespann, der lorbeergekrönten Victoria, den vier ruhmverkündenden Genien, dem schön stylisierten Säulengebälk, welches auf kräftigen Capitälen ruht, vereinigt sich mit den zwei altrussischen Kriegern und den acht Säulen zu einem

Winterpalast in St. Petersburg.

Triumph der Zeit, welche den Sinn hatte eine solche Schöpfung zu inaugurieren. Das Monument ist der „siegreichen kaiserlichen Garde, August 1834" errichtet.

Vor der weißen Troizkijkirche, die mit ihren fünf blauen, besternten Kuppeln und den schönen griechischen Säulenportici einen überaus gefälligen Eindruck gewährt — sie ist gegenwärtig die Garnisonskirche von Petersburg — erhebt sich in harmonischer Vollendung das Ruhmesdenkmal an den Krieg 1877/78, eine eiserne, vielleicht dreißig Meter hohe Säule, in deren Canellierungen eroberte Kanonenrohre in fünf Reihen übereinander

angebracht sind. Das stark ausladende Capitäl trägt eine leichtbeschwingte Victoria.

Das Monument wird von einer Anzahl erbeuteter türkischer Geschütze umgeben, die außer dem Halbmond und der arabischen Inschrift den Stempel ihrer Herkunft an der Mündung haben — Friedrich Krupp, 1874, Essen.

Unweit von hier spannt sich über die Fontanka eine originelle äthiopische Brücke, deren Sphinxe und Hieroglyphen sich in nordischer Beleuchtung gar seltsam ausnehmen.

Auch die Expedition zur Anfertigung von Staatspapieren ist in diesem Rayon. Das beste Papiergeld der Welt hat Russland. Die Hundertrubelscheine mit dem Bildnisse Katharina II. sind Musterwerke des Stahlstiches. Druck und sonstige Ausführung sind tadellos. Unter den Künstlern der Expedition sind einige Wiener Stecher von der Akademie der bildenden Künste.

Solche schöne Papiernoten sind jedenfalls ein angenehmer Besitz, ein wirtschaftlich-künstlerisches Gut, das als Tauschmittel doch etwas ganz anderes ist als die Geldware früherer Zeiten in verschiedenen Ländern: die Biber- und Zobelfelle bei Jägervölkern, Cacaobohnen und Zinnstäbe der alten Mexikaner, die Thonziegel in Hochasien, die Kupfer- und Eisenstäbe in Afrika, Tabakblätter in Virginia und Maryland, Kaurimuscheln in Indien u. s. w.

In Russland cursieren seltsamerweise noch viele Münzen aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts.

Einen eigenen Abschnitt verdienen Petersburgs Klöster und Kirchen. Obwohl nicht so zahlreich wie in Moskau, sind sie in Bauart und Styl architektonisch vollkommener und einheitlicher. Unweit des Taurischen Palastes, einem Barockschlösschen, das von Katharina II. dem Eroberer der Krim, dem Helden von Taurien, General Graf Potemkin, geschenkt wurde, erhebt sich an der Newa als Zeugnis ursprünglichsten Zopfstyls das Smolny-Kloster mit seinen hellblauen Kuppeln, eines der vielen Wahrzeichen von Petersburg. Die die Kirche umgebenden Klostergebäude prangen in den strengsten Formen des Barocken. Von großer Wirkung ist das Innere der Auferstehungs-Kathedrale;

großes Getöse verursachen die Glocken, von denen eine 10.000 Kilogramm schwer sein soll.

Potemkin, der Gründer der Städte Cherson, Nikolajew, Jekatarinoslaw, wird historisch am besten beleuchtet von Gregor Danilewskij in der liebenswürdigen Plauderei „Potemkin an der Donau 1790".

„Der Fürst Grigorij Alexandrowitsch Potemkin war der Sohn eines unbemittelten Smolensker Edelmannes. Wie allgemein bekannt, hatte er seine Studien zuerst bei Geistlichen und dann auf der Moskauer Universität gemacht, aus der er „wegen Trägheit und öfterer Nichtfrequenz" ausgeschlossen wurde. Er zog die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina kurz nach ihrer Thronbesteigung auf sich. Zuerst Gardeofficier, wurde er Obersecretär der Synode und bald darauf Generaladjutant Ihrer Majestät. Mehr als einmal wollte er trotzdem, sobald er nur infolge der Hofintriguen ein Erkalten der Gunst der Kaiserin bemerkte, sich von der Welt zurückziehen, ja selbst Mönch werden. Als er infolge des unvorsichtigen Gebrauches eines ihm vom damaligen Allwisser, dem Feldscher der „Kunstakademie Jerofejicz" verordneten Augenwassers auf einem Auge erblindete, war er darüber in seiner Ambition so sehr gekränkt, dass er geradeaus sich ins Alexander Newskij'sche Kloster zurückzog, sich den Bart wachsen ließ, eine Kutte anlegte und sich zur Einkleidung vorzubereiten begann. Die Fürsorge und Güte der mitleidsvollen Monarchin behüteten ihn auch hier. Katharina besuchte ihn und bestimmte ihn, wieder an die Stufen ihres Thrones zurückzukehren. — „Du bist nicht zum Priester geschaffen," sagte sie, „ich habe ihrer genug, aber nur einen Potemkin, und den erwartet in der Welt ein ganz anderes Los."

Gleichfalls an der Newa dehnen sich die ungeheuren Anlagen des Alexander-Newskij-Klosters aus. Zwölf Kirchen, über 20 Kapellen, Armen- und Versorgungshäuser, Friedhöfe und Metropolitankanzleien sowie geistliche Akademien bilden die Bestandtheile dieser von Mauern und Gräben eingeschlossenen Bischofsresidenz.

Das Kloster trägt den Ehrennamen „Lawra", eine Bezeichnung, welche außer drei anderen Klöstern in Russland nur

noch den geistlichen Wohnsitzen auf dem Berge Athos, auf dem Sinai und St. Saba in Jerusalem zukommt.

Auf den nicht nach einem bestimmten Plan angeordneten Friedhöfen liegen Angehörige des höchsten russischen Adels, hervorragende Staatsmänner, Diplomaten, Militärs, Gelehrte, Dichter, Schriftsteller, Künstler und Finanzmänner begraben. Die Grabstätten werden sehr hoch bezahlt, sie sind nur schwer zu bekommen, selbst der größte Einfluss, die höchsten Summen vermögen eine bestimmte Ruhestätte nicht zu sichern. Alles, was Rang und Namen im zeitlichen Leben hatte, möchte im ewigen in der geheiligten Erde der Alexander-Newskij-Lawra gebettet sein. Das ist der Herzenswunsch vieler, das Streben um ein zweites Leben nach dem Tode, geleitet von der Devise non omnis moriar — nicht ganz werde ich sterben!

Dem kostbaren Boden entsprechend, sind die Gräber auf das engste aneinander gerückt. Die Monumente sind geschmacklos und, was hier sehr auffallend ist, ohne pietätvolle Erhaltung, verwahrlost, von der Zeit zernagt.

Von berühmten Todten fanden wir die letzten Ruhestätten Lomonossows, des Begründers der neurussischen Literatur, des Satirikers Wisin, der Dichter Krylow, Shukowskij, Karamsin und Dostojewskij's, der Componisten Tschaikowsky, Glinka („Das Leben für den Czar") und Rubinsteins, dem ebenfalls in diesem Pantheon eine Ruhestätte zutheil geworden ist. Eben ist sein graues Mausoleum fertig geworden — wir waren noch Zeugen, wie man in die schmiedeeiserne Thür die kleinen Glasscheiben einschnitt.

Das Versorgungshaus der Lawra ist eine Art Rentenanstalt für alleinstehende Capitalisten, die ihr Vermögen dem Kloster in unbeschränktes Eigenthum gegen dem übergeben, dass sie bis zum Lebensende Pensionäre der Anstalt bleiben. Mit dieser Versorgung ist der Anspruch auf ein Grab innerhalb der Klostermauern verbunden.

Wenn man sich vom Alexander-Newskij-Kloster zum Taurischen Garten wendet, gelangt man zur Kathedrale Verklärung Christi, der Kirche des berühmten Preobraschenskijschen Regiments, welches durch die der Kaiserin Elisabeth im

Jahre 1741 in bedrängter Zeit erwiesene Treue einer der angesehensten Truppenkörper der russischen Armee geworden ist.

Das die Kathedrale einfassende Gitter ist eines der originellsten, das wir je gesehen haben. Es wird nämlich aus mohammedanischen und französischen Geschützrohren, welche durch Kettengewinde und geschmiedete Eisenstäbe verbunden sind, gebildet, von Wappen und Emblemen unterbrochen. In entsprechenden Zwischenräumen stehen auf Lafetten größere Kanonen, die eine

St. Petersburg: Wassili-ostrow.

kurze Darstellung ihrer Eroberung durch russische Hände enthalten.

Das Innere der Kathedrale ist ein Stück Geschichte Russlands. Aehnlich wie im Invalidendom in Paris, sind erbeutete Fahnen, Standarten, Festungsschlüssel, Rosschweife an den Wänden angebracht. An der Wand links vom Altar steht ein silberner Becher, den böhmische Notabeln dem Grafen Ostermann-Tolstoj geschenkt haben. Außer den Uniformen Alexander I. und Nikolaus I. werden in zwei Glaskästen vor dem Altare die Uniformstücke bewahrt, die Kaiser Alexander II. an dem Attentats-

tage trug, darunter der Degen, dessen lederne Scheide voller Blutflecken ist . . .

Zu den imposantesten Kirchenbauten der Residenz gehören die Kasan'sche und die Isaaks-Kathedrale. Die erstere in herrlicher Lage mitten im Newskij-Prospect ist eine getreue Copie der Peterskirche in Rom, nur fehlt ihr der weite Platz vor der Freitreppe. 136 Säulen korinthischen Styls, doppelter Ordnung, bilden den Halbkreis, also eine monumentale Colonnade, die der religiösen Bestimmung des Baues keinen Eintrag thut. Vor den beiden Eingängen zur Colonnade stehen Denkmäler, und aus der Mitte des Halbrundes ragt die Kuppel hervor, mit sechzehn Pilastern geschmückt. Der Anblick dieser Kathedrale ist malerisch schön. Sie gleicht, von gewisser Entfernung betrachtet, einem griechischen Tempel aus der Blüthezeit. Die Illusion versetzt sie auf die Akropolis, die Phantasie staffiert sie mit Göttergestalten im Gewande der Hellenen aus, mit mächtigen Oriflammen, Dreifuß und Orakel . . .

Und gibt das Innere der Illusion und Phantasie nicht ebenfalls poetische Nahrung, wenn man die dem Florentiner Dom nachgebildeten Bronzethore des Porticus passiert hat? Aber auch Wunder an Reichthum erstehen vor dem Auge, sie sind geschaut und daher geglaubt!

Vor dem Altare erblickt man eine silberne Balustrade, deren Gewicht mit 1700 Kilogramm angegeben wird. Das Kasan'sche Muttergottesbild (nach welchem die Kirche den Namen hat) ist mit schwerem Golde und hunderten der kostbarsten Edelsteine geschmückt, ebenso sind Candelaber, Tabernakel, Monstranzen, Kelche mit bohnengroßen Brillanten besetzt. Eine wirksame Decoration hierzu sind die Adler und Fahnen Napoleons, die Standarten der Perser, die Schlüssel eroberter Städte: Hamburg, Dresden, Leipzig, Marschallstäbe u. s. w. Die farbenstrahlenden modernen Gemälde, die Monolithen aus finnländischem Granit, deren bronzene Basen und Capitäle schaffen das Bild eines stimmungsvollen harmonischen Raumes, der würdig eines Gotteshauses ist.

Mit gesteigerter Erwartung nähert man sich der Isaaks-Kathedrale, deren hohe, gefällige Kuppel, das eigentliche Wahr-

zeichen Petersburgs, schon von weitem sichtbar ist. Marmor, Granit und Gold sind die Hauptmaterialien, aus denen der Bau in mehr als vierzig Jahren aufgeführt wurde. Fünfundzwanzig Millionen Rubel betrugen die Baukosten, später kamen noch fünf Millionen für Renovierungsarbeiten hinzu. Um einen sicheren Grund zu schaffen, wurden, wie bei den Palästen Amsterdams und Venedigs, ganze Wälder von Bäumen in die lockere Erde getrieben; das nach der Newaseite liegende Fundament besteht aus lauter Pfahlrosten. Zu den Haupteingängen führen breite granitene Freitreppen, deren Vorhallen dem römischen Pantheon nachgebildet sind. Die Portiken werden von außerordentlich hohen und dicken, geschliffenen, rothen Monolithen gebildet, die aber von den gigantischen Pfeilern des Innern übertroffen werden. Eine große Anzahl künstlerischer Heiligenbilder, historischer Darstellungen, visionärer Begebenheiten bedecken die polierten Marmorwände, während das ins Breite gehende Deckengemälde die Geschichte der Apostel und Evangelisten zum Gegenstande hat. Weiter oben schweben riesige Engelfiguren, als wollten sie durch die Fenster der Kuppel und der Laterne davonfliegen, überallhin den Ruhm, die Schönheit und die Pracht dieses Gotteshauses durch Fanfaren zu verkünden. Die innere Scheitelhöhe dieser auf Säulen ruhenden und Säulen tragenden Kuppel ist etwas weniger als jene in Rom und mehr als jene in London. (Peterskirche 122 Meter, Paulskirche 67 Meter, Isaaks-Kathedrale 86 Meter.)

Außer der gewaltigen Conception des Planes, der gefälligen Gliederung der einzelnen Theile, der harmonischen Einheit in Architektur und Decoration, der monumentalen Wirkung innen und außen kommt auch hier der kolossale Reichthum an Gold, Silber und edlen Steinen, an Kostbarkeiten überhaupt, in Betracht. Zur Charakteristik dieses Reichthums kann wohl *ein* Evangeliarium allein beitragen, dessen Einband aus fünfundzwanzig Kilogramm Gold besteht!

So ziemlich in der Mitte von Petersburg, mit der Hauptfront gegen die Newa, liegt der *Winterpalast*, die Residenz des Kaisers und seiner Familie. Eine Zigeunerin soll Nikolaus II. geweissagt haben, dass er sieben Töchter, aber nur *einen* Sohn

haben werde. Wenn sich diese Prophezeiung erfüllt, werden die Räume des Palastes einmal vielleicht zu enge werden ...

In der Umgebung der kaiserlichen Residenz befinden sich die Ministerien der Finanzen und des Aeußern, das Generalstabsgebäude, das nahezu 700 Fenster hat, ferner das (außen) vernachlässigte Marmorpalais des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch sowie das weite durch Barrièren abgegrenzte Marsfeld, wo die Militärparaden, Volksbelustigungen, Schaustellungen und Festspiele stattfinden. In diesen Rayon gehört auch der Sommergarten, der in den Gesellschaftsromanen einiger Dichter geschildert ist. Hier grenzt eine Allee an, unter deren alten Bäumen ehemals die allgemeine Brautschau stattfand. Die Töchter und Söhne der besseren Stände versammelten sich an einem bestimmten Frühlingstage, die Mädchen in einer Reihe, um beschaut zu werden, die jungen Männer als wanderndes, prüfendes Schicksal, um zu schauen und zu wählen ...

Die Verlängerung der Bolschaja Morskaja führt durch eine kühne Bogenwölbung hindurch auf den Schlossplatz, der eine eigenthümliche Configuration und im südlichen Theile kleine, unansehnliche Gebäude aufweist. Selbst das Reichsarchiv macht einen unscheinbaren Eindruck; das Pflaster des Platzes ist über alle Maßen holperig.

In der Mitte des Platzes steht die schlanke Alexander-Säule, deren Höhe mit einunddreißig Meter, jene des Capitäls mit vier Meter angegeben wird; die Höhe des gewaltigen glatten Granitschaftes gewinnt noch durch eine Kugel, auf deren Fläche ein enorm hoher, bronzierter Engel mit einem noch höheren Kreuz in den Händen steht. Im Hintergrunde leuchtet rothbraun die lange Barockfaçade des Winterpalastes hervor.

Mit der schriftlichen Bewilligung in der Tasche und dem Führer an der Seite betreten wir das Innere beim Jordaneingang an der Newaseite; über der prächtigen Paradetreppe gelangt man in die erste Etage zu den kaiserlichen Räumen, welche, halb Staatsgemächer, halb Museum, den Prunk munificenter Fürsten mit dem Glanz edler Kunstlese vereinigen.

Der Besucher steht zunächst in den „neuen Zimmern", welche in abwechselnden Stylgattungen und mit kaiserlicher Pracht

eingerichtet sind. In den großen, elegant ausgestatteten Appartements mit rothem Damast wohnte Kaiser Franz Josef, in einem kleinen Appartement aus Birkenholz Fürst Ferdinand von Bulgarien. Am Ende dieser Fremdenzimmer beginnt die lange Romanow-Galleric, welche für sich ein complettes Museum ist. Bildnisse von Mitgliedern des regierenden Hauses, von den Anfängen bis auf unsere Zeit, hängen an den Wänden. Katharina II., von Eriksen gemalt, als Cavallerieoberst, rittlings auf einem Schimmel nach Oranienbaum reitend, ist wohl die Perle

Peter-Pauls-Festung in St. Petersburg.

der Sammlung. Daran schließt sich der Georgs-Saal, in welchem jedes Jahr das Fest der Ritter des Georg-Ordens gefeiert wird. Der Saal ist fünfzig Meter lang, zwanzig Meter breit, mit korinthischen Marmorsäulen und kunstvollen Kronleuchtern geschmückt. Plafond und Fußboden weisen ein und denselben Dessin auf.

An der einen Seite steht auf einer niederen Estrade der Thron, hinter welchem der russische Adler in gold auf tiefrothem Sammt gestickt ist.

Es folgen die Gemächer der Kaiserin Maria Alexandrowna, der Gemahlin Alexanders II., neben dem einfachen

Betzimmer das für eine Kaiserin sehr einfache Schlafzimmer, in welchem sie gestorben ist. Alles ist so geblieben, wie es in der Stunde des Todes gewesen ist: die Porzellanuhr auf dem Kamin zeigt sechs Uhr dreißig Minuten; das Bett mit Decke und Kopfkissen, welche am Fußende des Bettes liegen, daneben ein Spitzentuch, welches die Kaiserin vor den Mund hielt, — nur das kleine Maiglöckchenbouquet ist künstlich nachgemacht, das echte wurde der Todten mit in den Sarg gegeben. Anstoßend ist Kaiser Alexanders II. Empfangszimmer mit dem Porträt Kaiser Franz Josefs I. in russischer Generalsuniform, daneben ist das Arbeitszimmer, welches, wie man sieht, eine wahre Stätte der That, des Denkens, Vollführens gewesen ist. Auf dem langen Schreibtisch liegt in einer Glashülse der Rest der letzten Cigarre, die der Kaiser geraucht. In hohen Kästen ist eine reiche Bücherssammlung aufgestellt, mit Spuren des Gebrauches an vielen Bänden. Auf einem praktisch construierten Gestell sind Karten aller europäischer Staaten aufgerollt und hinter dem Pfeiler rechts vom Schreibtisch steht das eiserne Feldbett in einem schmalen Raum, der vielleicht manchem „seriösen“ Lieutenant nicht genügen würde! Ueber einem Mahagonikasten hinter dem Schreibtisch steht die Marmorbüste unseres Feldmarschalls Radetzky, für den Kaiser Alexander II. große Vorliebe hatte.

Wenn jemand aus dem Arbeitszimmer eines Monarchen den Schluss auf dessen Charakter ziehen will, so wird er hier in diesem Raum Alexanders II. nur mit Pietät gedenken müssen. Mit dem Wohle seiner Völker hat sich ein Despot so nicht beschäftigt!

Die weltlichen Räume werden von der Schloßkirche unterbrochen. Sie ist mäßig groß, aber mit gediegenem Geschmack eingerichtet. Der Kirchenplatz sowie die dem Cultus dienenden Geräthschaften vereinigen in sich den Reichthum einer Welt. Die cassetierte Decke des Wappensaales wird von vergoldeten Säulen getragen. An einer Wand sind überaus kostbare Schüsseln aufgehängt, auf denen Alexander II. von verschiedenen Städten Salz und Brot dargebracht wurden.

Thronsaal Peter des Großen: Die rothen Sammtwände sind mit goldgemalten russischen Adlern übersäet. Die Kron-

leuchter, Candelaber und Tische sind von massivem Silber. Ein lebensvolles Bild ziert den weiten Raum: zwischen Jaspissäulen ist eine gemalte Allegorie auf Peter dem Großen, über den schwebende Genien die Kaiserkrone tragen. Zu seinen Füßen liegen gefällte Baumstämme, als Sinnbild der Ausrodung der Wälder und die Urbarmachung des Bodens zur Erbauung Petersburgs. In diesem Saale nimmt der Kaiser die Neujahrsgratulationen des diplomatischen Corps entgegen.

Im Feldmarschallsaal zieht ein von Willewalde gemaltes Bild „Uebergabe der ungarischen Armee durch General Görgei bei Vilagos" die Aufmerksamkeit auf sich. Nach Durchschreiten weiterer Säle kommt man in die Pompejanische Gallerie, eigentlich ein Corridor, angefüllt mit vortrefflichen Bildern aus dem letzten russisch-türkischen Krieg. „Osman Pascha als Gefangener vor Alexander II." und „Uebergabe Nikopolis mit Aufpflanzung der russischen Fahne beim Donauthore" sind die gelungensten der ganzen Serie.

Durch den kolossalen Nikolaus-Saal, in dem die Hofbälle stattfinden, erreicht man eine Flucht weiterer Säle, Rotunden, Salons und Zimmer; erreicht man die Andreas-Gallerie, welche die Bildnisse der Mitglieder des Andreas-Ordens enthält, darunter Erzherzog Albrecht und Graf Radetzky.

Ein kleiner Corridor leitet hinüber zu den Repräsentationsräumen Alexanders II., in welchen im Jahre 1880 die bekannte Explosion stattfand. Plafond und Estrich wurden damals durch Dynamit beschädigt. In dem kleinen Feldmarschallsaal steht ein Ungeheuer von einer Kanone, ein Geschenk Wilhelms I. an Alexander II.

Der Goldene Saal enthält prachtvolle italienische Mosaiken und der Weiße Saal, der zu Hofdiners benützt wird, kunstvolle ideale Marmorstatuen. Zu Renovierungsarbeiten steht jetzt eine riesige Schubleiter in dem Saale; sie ist der richtigste Maßstab zur Beurtheilung seiner Dimensionen.

Es folgen sieben Säle mit Kriegsbildern, darunter Suwarows Heldenthaten am St. Gotthard und Uebergang über die Teufelsbrücke, der nur dadurch möglich wurde, dass die Soldaten mit ihren Leibern die Teufelsschlucht ausfüllten, damit über deren

Rücken die Artillerie hinüber marschieren konnte. — Eine kräftige malerische Darstellung ist Hess' „Schlacht bei Tarutino 1812".

Im Alexander-Saal hängen zwei Kolossalbilder, Schilderungen der Schlacht bei Kulm und Leipzig. Die dem jungen Kaiser Nikolaus II. dargebrachten Schüsseln mit Brot und Salz sind an Pfeilern bei den Fenstern angebracht. Man muss wahrlich staunen über diese hunderte von Email-, Limoge-, Incrustations-, Nivellier-, Ciselier-, Guillochierungs-, Gravierungs- und Aetzarbeiten in Platin, Gold und Silber. Man weiß nicht, ob man den Reichthum an ornamentalen und heraldischen Motiven, an Formen und Farben, an Styl und Geschmack oder die über alles Lob erhabene Arbeit selbst bewundern soll. Man läuft Gefahr, geblendet und verwirrt zu werden, die selbständige Beurtheilungskraft zu verlieren!

Wieder reiht sich, wie Perlen an einer Schnur, Saal an Saal. Es kommt die Heldengallerie, in welcher Kaiser Franz I. zu Pferde dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gegenüber situiert ist. Zwischen den beiden Monarchen-Porträts, an der Schmalwand, Alexander I. zu Pferde. Ein gutes Bild ist auch jenes von Barclay de Tolly, Fürst und Feldmarschall.

In sämmtlichen Räumen sind, decorativ vertheilt, kostbare Möbelstücke, Steingebilde aus Malachit und Jaspis, Vasen aus Opal, Krystallcandelaber aus den kaiserlichen Fabriken, prachtvolle Porzellan- und Bronzegegenstände, Bijous und Spiegel in herrlichen Rahmen.

Aus der Schatzkammer, deren immense Inhaltsfülle mit der künstlerischen Durchbildung der Kostbarkeiten concurriert, wären die kaiserlich russischen Throninsignien zu erwähnen. Aus ihnen heraus strahlen der weltbekannte Brillant Orlow im Reichsscepter, einstens ein Löwenauge vor dem Thron des Großmoguls von Delhi, dessen anderes Auge (der ebenso bekannte Kohinor) wir im britischen Kronschatze des Tower zu London sahen; Katharinas Kaiserkrone, auf 1,200.000 Rubel geschätzt, welche jetzt von den Czaren bei der Krönung getragen wird, funkelt in blendendem Glanze. Blendend wirken auch eine Anzahl von Rosendiamanten und sibirische Beryllen.

Vieles hat das Auge in der Eremitage, den berühmten Petersburger Kunstsammlungen zu sehen, vieles in sich aufzunehmen, aber auch mehr als wenig abzulehnen. Der jetzt neuernannte Director der Eremitage, v. Wsewoloschki, wurde vom Etat der Hoftheater, deren Intendant er war, übernommen, und an seinerstatt kam Fürst Wolkonski, bisher Oberbeamter im Ministerium für Volksaufklärung.

Zarskoje Sselo.

Die erste Aufgabe des neuen Directors wäre ohne Zweifel die, dafür zu sorgen, dass nicht so viele Bilder aus den Rahmen weg den Copisten für ungebührlich lange Zeit überlassen bleiben. Da steht so ein fremder Kunstbummler mit dem Katalog in der Hand vor mancher Nummer, die nicht da ist; er tröstet sich auf morgen, auf übermorgen, aber die Tage folgen einander und — gleichen sich, das fehlende Bild wird immer noch im Copiersaale festgehalten und der arme Fremde muss abreisen, ohne es gesehen zu haben, mit einer Lücke in seinem Wissen, eine Lücke so klaffend wie der Raum im leeren Rahmen!

Des ferneren ist auch hier das internationale Lied von decentralisierter Anlage, von ungenügenden Räumen, die in Licht und Dimension den modernen Anforderungen nicht entsprechen, von schmalen Fenstern, die an hellen Tagen nur halbdunkles Licht durchlassen, bei Regen und Nebel aber die Gallerie fast verfinstern, anzustimmen. In jenen schmalen Sälen, die ihre Beleuchtung nur von einer Seite, vom Hofe her, empfangen, kann man die Bilder an derselben Wand gar nicht erkennen! Ehrlich muss aber zugegeben werden, dass zur geschlossenen Vorführung ganzer Schulen, zur chronologischen Vereinigung von Werk und Künstler das Möglichste geschehen ist. Wenn wir nicht irren, dürfte in dieser Beziehung das unter Riegels Leitung so wohlgeordnete Museum zu Braunschweig vorbildlich gewesen sein. Aber sei dem wie immer, die Sammlungen der Eremitage sind einzig in ihrer Art, sie sind im Besonderen ein wahres Museum für Murillo und Rembrandt, für Rafael und Poussin.

Die Grundlage der eigentlichen Gemäldesammlung war der Concurs des — Getreidespeculanten Gotzkowski, der gleichzeitig Bilderlieferant Friedrichs II. war. Durch eine Kornspeculation in Calamitäten gerathen, konnte er der russischen Regierung eine große Summe, die er seit langem schuldete, nicht bezahlen, und so gab er für die Forderung eine Reihe von Bildern, die der König infolge des siebenjährigen Krieges nicht nehmen konnte. Katharina II. überließ die Sachen der in bescheidenen Anfangsstadien existierenden Gallerie, und von da ab entwickelte sie sich zu einer der hervorragendsten Sammlungen Europas, von Künstlern, Kunstfreunden, Kennern, Gelehrten und Laien stets aufgesucht und hochgeschätzt.

Im Parterre befinden sich unter anderem die Funde aus Kertsch, die wir im Capitel IV. erwähnt haben. Unter den Hunderten steinernen, gläsernen und metallenen Objecten fallen vor allem die sehr schönen Niobidengruppen vom Kimmerischen Bosporus ins Auge. Griechische und attische Kunst steht in ihrer Vollendung vor uns; wir blicken zum Fenster hinaus, um uns zu vergewissern, dass wir uns an der Newa und nicht an dem ausgetrockneten Kephysios befinden! Wundervoll sind die zahlreichen goldenen Lorbeerkränze mit Oelzweigen, so schön und hell-

glänzend, als kämen sie aus der Werkstatt eines zeitgenössischen Juweliers.

Die Bronzen sind mit tausendjähriger, grünschimmernder Patina überzogen und der Marmorsarkophag aus Kertsch, Achilles mit den Töchtern des Lykomedes darstellend, ist so frisch wie neugebrochener Stein. Helme, Münzen, Amphoren, Statuen, Terracotten füllen die Säle, die eine große Culturepoche repräsentieren.

Im Saal der Vasen interessiert die bekannte, ein halb Meter hohe „Hydria von Cumä" mit dem fein bemalten Gottheitenrelief.

Bei den antiken Bronzen befinden sich Silbergeräthe mit Amazonenkämpfen, Jagdscenen und Nereïden — gefunden an den Ufern des Pruth in der Moldau.

Zwischen den skythischen und sibirischen Funden glänzen in frischer Schönheit und goldgrünem Schmelz Gläser aus Kertsch, die herrliche silberne Vase aus Nikopol sowie goldene Todtenmasken aus Kertsch.

Im neunten Saale thront die Venus der Eremitage, neben ihr in voller Schönheit die Taurische Venus, so benannt nach ihrer Aufstellung im Taurischen Palast. Sie ist offenbar eine älteste römische Copie.

Ein eigenes Museum für sich, eine Sehenswürdigkeit ohnegleichen, dürften die mittelalterlichen und orientalischen Sammlungen sein. Hier vereinigt sich solch enormer Reichthum neben ausgesuchter Pracht, solcher Geschmack und gediegene Anordnung der einzelnen Objecte, dass schon diese eine Abtheilung allein eine Reise nach Petersburg werth ist!

Da sind in einem Schranke zwei überreich mit Brillanten besetzte, kostbar gestickte Schabracken und Wehrgehänge, Geschenke des Sultans der Türkei an Kaiser Nikolaus I., daneben ein Gürtel des Emirs von Buchara, sein mit Zobel verbrämter Hut, geschmückt von einem Perlenreiher. Mit Brillanten übersäete Federbüsche und Schmucksachen aus Chiwa. Ein Dolch von Cellini. Malayische Waffen. Funde aus Perm und Kasan. Russische Waffen und Rüstungen. Funde aus dem Kaukasus. Orientalische Pferdegeschirre und der Säbel Mazeppas.

Nun hinauf zur Gallerie!

Vasen aus Malachit und Jaspis, hervorgegangen aus den kaiserlichen Steinschleifereien in Jekaterinenburg schmücken Vestibule, Treppenhaus und alle Säle. In den letzteren stehen sie auf kunstvollen Mosaiktischen, deren Ecken oder Füße mit getriebenen Bronzeschildern, silbernen Cartouchen und bemalten Leisten montiert sind.

Oben im Treppenhause ist die Marmorbüste der Fürstin Milena von Montenegro zu sehen. Diese feinen Züge zeigen den Abglanz einstiger herzbezwingender Schönheit! Deren Gemahl Nikita ist in Bronze verewigt, die ärmellose Weste ist vergoldet. Von fürstlicher Hoheit konnten wir in diesem Antlitze nichts entdecken.

Originell ist die Aufstellung der beiden Statuen Kains und Abels. Der Brudermörder sieht nach dem Erschlagenen in einer Distanz von einem Meter hinüber. Beide Objecte sind durch die Treppenbalustrade getrennt, durch die plastische Darstellung aber wie zu einer Gruppe gehörig.

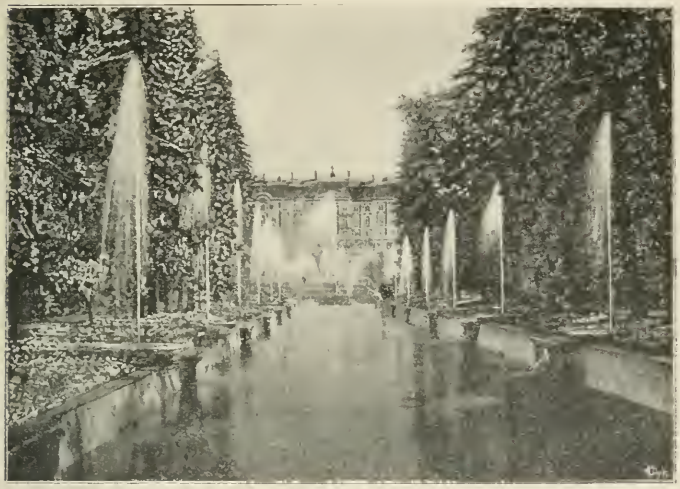
1900 Bilder sollen besichtigt werden; besichtigt? nein, sie wollen studiert, empfunden sein! Wir haben schon manches überwunden, es wird uns also auch dieses vielleicht gelingen.

Gleich im ersten Saale, bei den italienischen Meistern, muss man bedauernd constatieren, dass ein Theil der Bilder zu hoch gehängt ist; dass man es hier nicht mit symbolischer Malerei, sondern mit künstlerischen Offenbarungen zu thun hat; mit Offenbarungen, die dem Beschauer etwas zu sagen haben. Das Nichtsehen und Nichtgenießen empfindet man schmerzlich genug ...

Mehr als der große Saal bieten die Cabinette, die in ihrem intimen Charakter die Werke zur besseren Geltung kommen lassen. Da ist der „Glaube“ von Moretto und Tizians „Magdalena“, Schöpfungen von hohem Reiz; dieses Meisters „Danae“ kennen wir von Wien. In der „Toilette der Venus“ hat Tizian wieder seine gefeierte Eleonore, Herzogin von Urbino, dargestellt. Sehr liebenswürdig ist die Madonna von Sassoferrato. Rafaels «Madonna Connestabile», ein Miniaturbild von etwa 17 Centimeter Höhe, wurde im Jahre 1870 von Kaiser Alexander II. für 310.000 Francs angekauft. Maria steht aufrecht, den Mantel über

den Kopf gezogen, hält, nach links gewendet, das Kindlein vor sich, in der Rechten ein Gebetbuch, in welches Christus hineinblickt; das ist die Handlung des Bildchens. Die „Madonna aus dem Hause Alba“ in wundervoller blauer Faltengewandung kämpft sehr um den Ruhmeszweig mit jener anderen.

Die anmuthige „Madonna aus dem Hause Litta“ von Lionardo da Vinci und Correggios «Madonna del latte» stehen



Schloss Peterhof.

dicht nebeneinander, ohne sich gegenseitig Eintrag zu thun; beide Meisterwerke gewinnen nur durch diese Zweiheit.

Die Florentiner Freske Fra Angelicos „Maria mit dem Kinde und der Heilige Dominicus und Thomas von Aequino“ ist in einem großen monumentalen Rahmenbau, dessen Gesims schwer ausladet, untergebracht: das Bild ist stellenweise etwas beschädigt.

Die älteren Deutschen in der Gallerie, Cranach, Breughel, Holbein und Elsheimer, werden stark von den älteren Niederländern, die ja zusammen so gut wie eine Schule bilden,

geschlagen. Lucas von Leyden ist mit einem derartigen Triptychon, wie hier, („Heilung des Blinden") vielleicht nirgends vertreten. Das frische Colorit ist voll durchleuchtet. Das Auge erfreuend, ist van Dycks „Heilige Familie" (Katalog 603) und dessen „Susanne Fourment mit Tochter". „Tigris und Abundantia" von Rubens erinnert uns an des Meisters „Vier Erdtheile" in Wien. Rubens erste Frau, Isabella Brandt, mit einem unschönen, aber gutmüthigen Gesicht, ist von van Dyck liebevoll gemalt.

Der ganze Saal XVI ist Rubens gewidmet. Zu seiner „Löwenjagd" in der Münchner Pinakothek ist hier die Farbenskizze vorhanden, ebenso zum „Abendmahl" in der Mailänder Brera und zum reich colorierten „Ildefonso", der sich in Wien befindet. „Elisabeth von Spanien, Gemahlin Philipps IV." ist eines der besten Bildnisse von des großen Meisters Hand.

Einen ergreifenden Vorgang, einen lehrreichen Beitrag zur Psychologie der Seele hat Rubens in der „Tochterliebe" offenbart. Ein gesundes, kräftig entwickeltes, junges Mädchen entblößt den Oberkörper, um mit ihrer Brust den alten, kranken, siechen Vater zu ernähren! Das Bild könnte allenfalls zu Controversen Anlass geben — vor allem muss aber an der edelsten Menschlichkeit festgehalten werden, die in dem Vorwurfe siegreich zum Ausdrucke gelangt.

Bei Rembrandts „Abnahme vom Kreuz" kann man die großartigen Effecte in der Beleuchtung des Leibes Christi studieren. Ebenso bei Koninck, der Krösus dem Solon seine Schätze zeigen lässt. Im XV. Saal stehen wir bewundernd vor Rembrandts bereits erwähnter „Danaë", die in zarten, warmen Tönen reizvoll, pikant und kokett erscheint.

Zwischen die Holländer ist der sogenannte „Englische Winkel" eingeschoben, der durch Reynolds' „Venus und Amor" und „Der junge Herkules, die Schlange erstickend" kein Winkel, sondern ein hoch beachtenswerther Raum geworden ist.

Reich, anziehend und malerisch ist der „Katzenritt" von Wouwerman. Um den Besitz dieses Bildes beneiden wir die Eremitage! Ebenso geht es uns mit David Teniers dem Jüngeren. Seine Wachstube, in der drei Soldaten spielen, hat es uns angethan. Wirkungsvoll im Gestaltenzug wie in kräftiger Färbung

ist das „Schützenfest auf dem Rathhause zu Amsterdam", ein berühmtes Werk des Meisters. Paul Potter glänzt durch einen stimmungsvollen „Meierhof" und durch eine kräftig beleuchtete Landschaft.

Von den holländischen Kleinmeistern ist der ausgezeichnete C. Poelenburg zu nennen. Man weiß nicht, welchem seiner Bilder man den Vorzug geben soll; subjectiv und objectiv erkennen wir den Preis des Ruhmes „Diana und Callisto" zu. Der „Sandweg" von J. Ruisdael ist eine natürliche und feine Wiedergabe der so anspruchslosen Erde. Hier hat sich der Meister den Scherz gemacht, unten in der Mitte seinen Namen mit der Jahreszahl 1646 im Sande zu signieren. Der „Weiler auf einer Maasinsel" von van der Neer ist ein Gallerieſtück ersten Ranges.

Die Franzosen sind gut vertreten durch Watteau („Rast im Walde"), Poussin „Triumph der Amphitrite", in Composition und Beleuchtung das beste Bild des Meisters in der Gallerie; Gérard, Lancret, Creuze, Fragonard („Der geraubte Kuss").

Bei den Spaniern steht selbstverständlich Murillo obenan. Katalog 369 „Heilige Familie" ist eine edel erdachte Composition. „Ruhe auf der Flucht" und Katalog 362 „Conception", in der Gluth leuchtender Farben, gereichen der Sammlung zur Zierde. Die „Himmelfahrt Maria" dürfte im Madrider Prado nicht ihresgleichen haben. Ribera und Velasquez fallen, wenn man sie anderwärts gesehen, in Petersburg etwas ab. Von späteren spanischen Meistern sind einige idyllisch-arkadische Landschaften da, ebenso biblische und mythologische Gemälde von eigenartiger Schilderung.

Während der Saal XX, das Heim der französischen Kunst, im Arrangement sich befindet, wurden aus dem Saale XXI die Kunstwerke der Russen entfernt, um in das neubegründete Museum Alexanders III. übertragen zu werden. Dagegen wurden die numismatischen Abtheilungen (besonders reich in Eisenmünzen aus der Zeit Katharinas II. und ungarischen Ducaten von Joan III., an Münzen des Bosporidenreiches, der Pontusländer, aus Oesterreich und England) und die Säle der geschnittenen Steine vielfach ergänzt. Die Intaglien und Cameen sind übersichtlich geordnet, darunter der berühmte Cameo Gonzaga.

In den langen Gallerien der Eremitage Katharinas II. sind Kunstgebilde, Raritäten, Curiositäten, historische Arbeiten und Erinnerungen aller Art und Zeit aufgespeichert. Den größten Raum nehmen die Gegenstände ein, welche entweder von Peter dem Großen selbst gearbeitet sind oder aus seiner Regierungsepoche stammen. Zu ersteren gehört ein großer Elfenbein-Kronleuchter, Dreh- und Hobelbänke, eine Puppe, die Hausfrau Peters in Zaardam vorstellend, sowie das Modell des dortigen Hauses, in welchem er wohnte.

Jenseits des Pfauencabinettes sind in Glaskästen eine Menge von Dosen, Tabatièren, Schmucksachen und Bijous ausgelegt. Daran grenzt die Gallerie der Kostbarkeiten, in welcher herrliche, kunstvolle Arbeiten aus Edelmetall, mit Rubinen, Perlen, Brillanten, Beryllen besetzt, bewahrt werden. Vor allem anderen fällt der Prachtschrank XVI auf, der mit Vermailarbeiten überfäet ist (Cameen, Perlen, Edelsteine in gediegenem Geschmacke angeordnet). Die Arbeit stammt aus Krakau, 1533, als Geschenk Königs Sigismund I. an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg. Sehr interessant ist ein Schmuckkasten mit Almandinen, Krystallen und Türkisen.

In weiteren Vitrinen strahlen die Geschenke, die sich Fürstlichkeiten gegenseitig verehrt haben, und huldvolle Widmungen von Monarchen an treue Diener. Im Verlaufe der Zeiten sind die kostbaren Sachen zurück an ihren Ausgangspunkt gelangt, um als Faveurs der Vergangenheit in der Gegenwart zu glänzen.

Die nationale Kunst und das heimische Kunstgewerbe in Verbindung mit den graphischen Künsten und einigen Zweigen höherer Hausindustrie haben als selbständiges Museum den neuen Michael-Palast zugewiesen erhalten. Diese Schöpfung gilt den Manen Alexanders III., der bekanntlich nationaler Russe durch und durch war. In einem herrlicheren Bau als in diesem Palais hätte der Gedanke nicht verwirklicht werden können.

Im Parterre sind außer älteren Gemälden, russische Landschaften darstellend, althistorische Gegenstände, kirchliche Cultusrequisiten, Bibeldecken, Bischofskronen aus Holz und Blech ausgestellt.

Im Treppenhause steht die Kolossalstatue Jermáks, des Eroberers von Sibirien, im Harnisch mit Köcher und Pfeil, mit der Rechten ein riesiges Beil schwingend. Der krause Bart und der wilde Ausdruck des Gesichtes machen aus dem Helden, der Jermák sein soll, einen Räuber.

In mehreren Sälen sind goldene und silberne Schüsseln, besonders aus dem Kaukasus, aufgehängt, auf denen Alexander III.

Krakauer-Vorstadt in Warschau.

Brot und Salz gereicht wurde. Es folgen hohe, gut beleuchtete Säle mit den Bildern russischer Meister aus Vergangenheit und Gegenwart; aus letzterer die Darstellung der verschiedenen Eisenbahnattentate, denen die kaiserliche Familie seitens der Nihilisten ausgesetzt war. Von der Gemäldesuite sind erwähnenswerth: Losenko „Tod Abels", Ssokolów „Venus und Amor", Landschaften von Petrow, Matwejew, Philimonow, Taukow, Alexejew, Mordwinow, Nikanor (Tiflis), Kügelgen, Korsalin (China), Iwanow „Adam und Eva", Orlowskij „Kosaken", Schtschedrin „Abendlandschaft"; A. Tarassowitsch „Fortuna und der Bettler",

S. F. Schtschedrin „Petersburg", Willewalde „Jäger" und „Ansicht von Wladikawkas", Sessakow „Lager bei Silistria", Worobjew „Auferstehungskirche zu Jerusalem", Gromme„ Lazareth", Bogoljubow „Sturm bei Reval", Pleschanów „Iwan der Schreckliche", Tschistjakow „Hochzeitsfest"; Genrebilder von Dimitrijew-Orenburgskij, Flawitzkij „Märtyrer", Mjassojedow „Flucht Otrepjews", Matwejew „Selbstporträt"; ferner Iwanow „Episode aus der Belagerung von Kiew", Aiwasowskij „Das Schwarze Meer", „Odessa", Alexejew (genannt der russische Cavaletto) „Ansicht des Kremls in Moskau".

Die eingetheilten Sculpturen zeigen von den großen Fortschritten der russischen Plastik sowie von der fachmännischen Behandlung des Erzgusses.

Rechts vom Monumente Katharinas II. am Newskij-Prospect befindet sich die berühmte kaiserliche öffentliche Bibliothek, die gegenwärtig in der Erweiterung begriffen ist. Nach uns gewordenen Mittheilungen befinden sich in 35 Sälen über eine Million Werke, 100.000 Kupferstiche und 60.000 Manuscripte.

Wir tadeln nicht gern, am allerwenigsten dort, wo das Füllhorn der Belehrung sich auf den Wissensdurstigen ergießt. Allein die Besuchsordnung dieser Bibliothek ist im Verhältnisse zu ihren immensen Sehenswürdigkeiten nicht im Einklange. Was soll der Fremde mit den Brosamen von wenigen Stunden in diesem Labyrinth der Wissenschaft anfangen? Nur zweimal in der Woche — Dienstag und Sonntag — von 1 bis 3 Uhr ist die Bibliothek zugänglich, die Führung beginnt indes später und hört früher auf.

Die Ueberwachung der Besucher ist eine zu strenge, oft eine verletzende. Man vermuthet in jedem einen Amateur, der sich alle Taschen mit Büchern stopfen will. Die Bibliomanie führt hunderttausende Menschen in die geweihten Räume, aber nicht um sich Bücher, sondern Wissen anzueignen. Lucullus' Beispiel, der eine ganze Bibliothek als Beute nach Rom gebracht hat, wird in der Gegenwart weder im großen noch im kleinen Nachahmung finden. — — —

In der Quantität wird die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg um ein Geringes von Paris und London übertroffen. Wien

hat in seiner vortrefflichen Hofbibliothek 300.000 Kupferstiche, und Berlin nicht ganz 600.000 Bände. Im Hinblicke auf das graue Alterthum kann sich aber mit dem britischen Museum zu London keine Sammlung messen, denn noch sind uns die mit Keilschrift bedeckten tausende assyrischer Thonplatten aus den Ruinen von Ninive, die König Sardanapal zu einer „Bibliothek" vereinigte, in Erinnerung!

Meisterhafte Ordnung und Uebersicht ist das Princip in der Petersburger Bibliothek. Mächtige Atlanten und Globen, Büsten, Bilder und Stiche, geschmackvolle Regale verleihen den Interieurs einen heiter-gefälligen Ausdruck. Beim Durchwandern der Säle wird man von Schillers „Spaziergang" umrauscht, in welchem der Dichter so schön und wahr von Büchern spricht:

„Körper und Stimmen leiht die Schrift dem stummen Gedanken, durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."

In der Abtheilung kirchenslavischer Drucke wird eine Bibelübersetzung aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts von Doctor Skorina in Prag gezeigt. In dem Saale der Handschriften liegen wichtige russische und ausländische Staatsdocumente auf, wie Postpässe, die Ernennung eines französischen Stadtcommandanten für Moskau am 21. September 1812 durch Napoleon I., als Gegenstück hierzu das Decret für den russischen Gouverneur von Paris, gefertigt von Alexander I. (1815); Briefe und Manuscripte von Balzac, Robert Peel, Sue, Henri Merimée, Mirabeau, Thomas Moore, Cobden, Girardin, Lancaster, Saint-Simon, Georges Sand, Machiavel, Piccolomini, Tilly, Hahnemann, Gutzkow, Berlichingen, Fichte, Isabella II. von Spanien (Decrete), Philipp II. (Brief auf grobem, körnigem Papier) in bunter Folge. In einem Kasten sieht man Schreiben vom Schauspieler Bouffé (1799), von den Plastikern David D'Angers und Schwanthaler, vom Architekten Schinkel und dem Zeichner Cavarini. Von Marie Taglioni sind einige beschriebene Zettel vorhanden. Der Freund der Musik kann schwelgen in Partituren von Bach, Mozart, Beethoven, Haydn und Spontini; der Freund von Curiosa darf sich ergötzen an der wunderbaren Aufstellung der „Geschichte der Cavallerie" neben der „Geburtshilfe" .... In den Vitrinen

alter Werthzeichen sind alle Serien französischer Assignaten vorhanden, in chronologischer Uebersicht geordnet.

Einen Commentar hierzu gibt Mage-Sencier in «Le livre des collectionneurs» (Paris 1885), p. 192:

Die Assignaten waren eine Art Papiergeld, garantiert durch den Grundbesitz der Krone, der Kirche und der Assignanten. Die erste Emission im Jahre 1789 betrug 400 Millionen. Emission folgte auf Emission derart, dass man bis Ende 1795 für 45 Milliarden Assignaten fabriciert hatte. Die Entwerthung begann schon mit den ersten Emissionen und steigerte sich fortwährend. 1796 war der Assignat auf den 344. Theil seines Nominalwerthes herabgesunken. Es verausgabten damals die Bürger 8000 bis 10.000 Francs Papiergeld für ein Paar Schuhe, die Köchinnen 600 bis 700 Francs für ein Pfund Butter, und die Kinder 20 bis 30 Francs für ein Stück Gerstenzucker.

Orientalisten werden mit Interesse den Koran des Khalifen Osman durchblättern, andere die mehrere tausend Bände zählende Bibliothek Voltaires betrachten, die Katharina II. angekauft hat. Hochinteressant ist eine Collection von Schreibmaterialien aller Zeiten und Völker; finnländischer Runenkalender, Reispapier, Wachstafeln, Lumpenpapier aus dem XIII. Jahrhundert u. s. w.

In einem Saale stehen über 35.000 Werke, welche in fremden Sprachen über Russland erschienen sind. Längs- und Quercorridor enthalten sämmtliche Bildnisse Peters des Großen in den mannigfaltigsten Wiedergaben, darunter das Porträt Ad. Silos, bei dem bekanntlich der Kaiser als „Peter Michailow" Schiffszimmergeselle gewesen ist, sowie van Bett's, des Bürgermeisters von Zaardam. Peters Physiognomie hat nichts Russisches an sich — sie ähnelt eher dem niederdeutschen Typus, wie er auf den Gemälden von Hals, van Dyck, Rubens und Rembrandt beobachtet werden kann.

Ergreifend wirkt ein Stich: „Peter der Große auf dem Sterbebette". Dieser Arbeiter auf dem Throne hat so vieles, so gutes vollbracht, dass sein früher Abschied von der Welt einen Verlust für Cultur und Civilisation bedeutet!

Bei den alten Drucken ist es Gutenberg, der sorgfältig gesammelt wurde. Der Uebergang vom Holzdruck zum Buchdruck ist in seltenen, sauberen Exemplaren vertreten.

Ganze Reihen von Bibeln, Psaltern, Testamenten sind in siebenzig Sprachen aufgelegt. Eine mächtige Bibel enthält in

Mickiewicz-Monument in Warschau.

einem Bande Uebersetzungen ins Hebräische, Samaritische, Chaldäische, Syrische, Arabische, Aethiopische, Persische, Griechische und Lateinische. Dieses polyglotte Werk ist von hunderten Besuchern umlagert.

Als Museum will auch die kaiserliche Wagenremise gewürdigt werden. Diese seltene, nur in Rußland mögliche Sammlung ist eher das erstere als das letztere; die wichtigste Rolle spielen gerade nicht die Wagen, sondern ethnographische

Geräthschaften aus den weiten Ländergebieten des mächtigen Reiches. Was wir in Petersburg in seltener Menge auf einem Platze gesehen haben, sind die Gobelins aus der Manufactur von Arras. Eine Rarität ist der Krönungswagen der Kaiserin Elisabeth, ein Geschenk König Friedrichs II. von Preußen.

Die Wagen, welche in Wien und Paris gebaut sind, scheinen, nach den Erklärungen des uns begleitenden Fachmannes, sowohl im Unter- wie im Obergestell solider gebaut zu sein wie die russischer Arbeit; bei diesen ist wieder das Vordergestell Gegenstand großer Sorgfalt. Die Wagen älterer Provenienz ruhen in Riemen, jene neuerer Zeit auf Druckfedern.

Außer Reisewagen, die in ihrer Vollkommenheit als Schlaf- und Wohnstätten dienen konnten, sind außerordentlich schöne Staatswagen da. In der Ausstattung und Construction erinnern diese kostbaren Vehikel an die Pracht der Römer, welche ja bei öffentlichen Spielen, feierlichen Aufzügen und Triumphen, Wettrennen und dergleichen mit besonderem Pompe aufgezogen sind.

In großen, hohen Sälen sind aufgestellt Wagen mit Brillantinitialen am Schlag; der Leibwagen Peter des Großen, in welchen er die kleinen Fensterscheiben selbst einsetzte; der mit schwarzem Tuche bedeckte Fiaker Alexanders II., beim Attentat von 1881 am Rücksitz und an den Wagenschlägen zertrümmert. Die Bombe fiel im Wurfe von rückwärts auf und riss den gepolsterten Sitz, wie zu sehen, auseinander; die Holzsplitter sind so dünn wie Federhalter; daneben steht der Schlitten, auf welchen der schwer verwundete Kaiser hingelegt wurde.

Von der Moskauer Kaiserkrönung werden die verschiedensten Wagen- und Pferdegeschirre, Schabracken, Costume, Livreen und Uniformen in einem eigenen Saale aufbewahrt; besonders kostbar sind die Schabracken der Leibpferde und die zwölf Heroldsfahnen in wunderbarer Goldstickerei.

Die goldenen Galawagen für den Hof wurden in Paris angefertigt; feinster Damast, englisches Glas, kunstvolle Malereien und Schnitzereien schmücken das Innere und Aeußere. Die Rothfarbe hebt den decorativen Effect ins märchenhafte.

Der Wagen der Kaiserin jedoch ist in weißem, schwerem Seidenrips montiert, mit kostbaren Stickereien verziert, welche sich sogar auf den Fensterdraperien finden. Innen und außen ist dieser Wagen ein Kunstwerk, wie es nur geläuterter Geschmack und der Aufwand eines Vermögens hervorzubringen vermag.

Die zehn Krönungswagen der fremden Fürsten unterscheiden sich von den vorigen dadurch, dass sie mit Sammt in Roth tapeziert sind, auf dem Dache keine Kaiserkrone und in den Rädern keine goldenen Speichen haben; dagegen sind auf allen Wagen allegorische Darstellungen, heraldische Wappen u. s. w. in gleicher Vollendung ausgeführt.

Unter den vielen Sachen, welche zur Wagenremise in losem Zusammenhange stehen, befinden sich kostbare Geschmeide und Goldstickereien des Emirs von Buchara an Alexander III. und Nikolaus II. Hier sind noch silberne und goldene Pferdegeschirre.

Kaiser Nikolaus hat von seiner Weltreise ein Zelt aus Chiwa, von der sibirischen Tour ein rundes Filzzelt mitgebracht, in welchem er als Thronfolger gewohnt hat. Neben dem Bett steht ein Wandschirm, als Geschenk eines japanischen Großen. Beide Zelte sind so aufgestellt, wie sie auf der Reise in Verwendung waren.

Ein hübsches Object ist der Leibschimmel Nikolaus' I. und das Gerippe eines anderen vom Kaiser gerittenen Pferdes.

Die Bezirke am rechten Newaufer, der sogenannte St. Petersburger Theil, bieten des Sehenswerthen in Hülle und Fülle. Die breite schöne Nikolai-Brücke, in der Ausdehnung ihres Verkehres an die London-Bridge erinnernd, führt vom Englischen Quai nach Wassilij-Ostrow, dessen Straßen „Linien" genannt werden. Vom linken Ufer gesehen, bietet das Profil der jenseitigen Stadttheile mit dem regen Schiffsverkehr auf dem breiten Flusse die Vedute eines Seestückes, so wie die ganze Strecke von hier abwärts überhaupt maritimen Charakter aufweist. Wenn man sich auf der Schlossbrücke mit der Front gegen die Nikolausbrücke aufstellt, über dieselbe hinwegsieht bis zu der Biegung unterhalb der Franco-russischen Gesellschaft, so muss man unwillkürlich an die Vereinigung der Maas mit dem Rhein bei Dortrecht denken.

Auf Wassilij-Ostrow befinden sich die bedeutende Semenow-Gallerie, die Akademie der bildenden Künste und die Universität. Die Bergakademie besitzt ein interessantes montanistisches Museum, dessen Besichtigung auch den Laien fesselt. Der enorme Reichthum Russlands an Mineralien steht ad oculus demonstrandum vor uns, und mit einer gewissen Befriedigung wiegen wir in der Rechten den sechs-Kiloklumpen Platin und heben einen Klumpen Gold im Gewichte von 50 Kilogramm! Hier erst wird man gewahr, wie reich der Ural an Schätzen aller Art ist. Die ausgestellten Topase und Saphire allein repräsentieren ein Vermögen!

Vom Schlossquai führt zur Peter Pauls-Festung die Troitzkij-Brücke. Ein neuer Brückenbau ist im Werke, und zwar durch eine französische Unternehmung. Aus den schweren, gelben Wogen der hier sehr breiten Newa ragen die granitenen Quadern der Festung heraus, mit sechs Redoutbastionen, denen östlich und westlich schützende Bollwerke vorgelagert sind. Die Casematten und Staatsgefängnisse, die riesigen Depots der seligen „dritten Abtheilung" sollen jetzt leer stehen; die Inquisiten politischer Natur werden nunmehr nach Schlüsselburg gebracht.

Das bombenfeste Gemäuer spielt in des kühnen und unternehmungsreichen Amerikaners Georg Kennan's „Russische Gefängnisse" eine hervorragende Rolle. Wir können aber beim Anblick der äußeren Gefängnistheile das Gefühl nicht los werden, dass Kennan übertrieben hat, denn gar so gruselig sieht es in der Festung doch nicht aus! Wir möchten eher die Behauptung wagen, dass es hier gar nicht so ungemüthlich ist . . . Wie dem immer sei, die Casematten sind — nach glaubwürdigen Mittheilungen — nicht mehr Internierungsstätten für politische Verbrecher.

Aus dem massiven drückenden Gestein der Festung ragt schlank, wie eine junge Tanne, der spitze, 120 Meter hohe Thurm der Peter Pauls-Kathedrale empor. Auf der vergoldeten Pyramide hält ein Engel ein großes Kreuz. Wo immer man sich in Petersburg befindet, von jedem Ort ist dieses funkelnde Wahrzeichen des rechten Ufers sichtbar.

Das Kirchenschiff ist mit Blumen und Waffen, Fahnen, allerlei militärischen Emblemen geschmückt. Zwischen den acht Pfeilern stehen die Sarkophage der russischen Herrscher aus der Dynastie Romanow. An der linken Seite jene von Alexander II. und Alexander III. und des jüngst verstorbenen Thronfolgers Großfürsten Georg. Kostbare Kranzgewinde aus Gold liegen auf den silbernen Sarkophagen, Andenken, Erinnerungen der Pietät,

Königliches Schloss in Warschau.

Dankbarkeit, Frömmigkeit, besetzt mit großen Brillanten und anderen Edelsteinen. Auch werthvolle goldene Spenden des Emirs von Buchara liegen auf den danebenstehenden Tabourets. Die Schleifen der Kränze hängen an den Pfeilern. Vor dem Altare steht der Sarkophag Peter des Großen, mit kaiserlichen Adlern bedeckt.

Die Leichname sind unten in der Krypta beigesetzt. Oben soll nur monumental angedeutet werden, an welcher Stelle der Grabeskirche der Verstorbene bestattet ist.

Das Museum der Festung ist die Ruhmeshalle der russischen Artillerie. Chiwa und Buchara haben zu dessen Bereicherung

ebenso beigetragen, wie die einstige Türkenmoschee von Bender, der ihr ganzes Haupt, die Kuppel, abgenommen wurde, um in Petersburg zu glänzen!

Von historischem Werth ist das in der Nähe der Dreifaltigkeitskirche befindliche Häuschen Peter des Großen, das sozusagen seine Baukanzlei war, als Petersburg gegründet wurde. Um es besser zu erhalten, wurde später ein zweites um das erste errichtet. Die Räumlichkeiten wurden zu einer Kapelle umgestaltet, die von Andächtigen stets gefüllt ist. Das Bild des Erlösers, welches Peter bei sich trug, ist in einen Rahmen gefasst, dessen Brillantschmuck mindestens eine Million Rubel werth ist. Hunderte Kerzen brennen fortwährend um das Bild — man kann sich denken, wie es da glitzert und gleißt!

Auf das linke Ufer zurückgekehrt, durchwanderten wir in den volkreichen Stadttheilen die Fisch- und Fleischhallen, in welchen sich Typen und Scenen voll packendster Realistik dem Gedächtnisse einprägen. Eine Frau feilscht um ein Huhn, das der zähe, niedere Russe nicht um einen Kopeken billiger ablassen will, als er ursprünglich verlangte; die Differenz betrug nur noch fünf Kopeken, allein der Krämer blieb hart, er gab das Huhn nicht her!

In einem sogenannten deutschen Restaurant am Newskij (man soll im Auslande womöglich stets die Küche des Landes essen, in welchem man weilt, und in dieser Beziehung die „Landsmannschaft“ lieber bleiben lassen) wollten wir Fische nach russischer Art zubereitet haben, konnten aber keine erhalten. Unser Verlangen gieng außer nach Okroschka, Suppe aus Kwas, Brot und Gemüse, noch nach Karawai, Gebäck mit Fleisch und Kohlfüllnis, und Kulebjaka, einer Fischpastete, die ebenso vorzüglich schmeckt wie die Fotwinja, gekochter Fisch mit Gemüsekräutern, und Kwas als kalte Suppe. Dagegen ist es Geschmackssache, rohen, gesalzenen Weißlachs zu essen. Wenn die Russen vieles, alles können, Fische nach westeuropäischem Geschmacke zubereiten können sie nicht; es mag sein, dass ihr Gaumen an den mitgekochten Pilzen Gefallen findet — wir konnten diese Kochkunst nicht vertragen.

Dasselbe Bewandtnis hat es mit dem Rindfleisch, das man in einem „deutschen" Restaurant zu Petersburg doch verlangen darf. Von „Tellerfleisch", „Kruspelspitz", „Hüferschwanzel" oder „Beinfleisch" keine Spur; das, was einem von diesem Genre vorgesetzt wird, könnte den fanatischesten Fleischesser zum Vegetarianer machen!

In den national-russischen Restaurants — Traktir — wird man besser bedient und bewirthet. Zur Belustigung der Gäste tragen die prachtvollen Orchestrions (wie beispielsweise in der „Tabakspfeife" zu Wien) vieles bei. Es gibt Instrumente dieser Art, die bis zu 80.000 Rubel kosten. Musikalische Genüsse gehören in russischen Gastwirthschaften so zum Fundus, wie Pfeffer und Salz.

Anderseits wird aber der Gast vom Kellner — Tschellowjek — mit dem Trinkgeld stark mitgenommen. Tschellowjek heißt zu deutsch „Mensch", und mit diesem Namen wird der Kellner in Russland allgemein bezeichnet. Der russische Kellner ist ein ausgezeichneter dienstbarer Geist, er verlängert die Abstandslinie zwischen sich und dem Gaste ins Unendliche, dafür gehen seine Trinkgeldansprüche auch ins Unendliche — sie werden zu einer Plage für denjenigen, der geleistete Dienste willig und gut belohnt, sich aber auf gewisse Großthuereien im Schenken nicht verstehen will. Ist der Dienstleistende etwa ein älterer Mann, so wird er noch besser entlohnt, denn in Russland erfreut sich das Alter höheren Respectes als sonst irgendwo. Der Gatte zum Beispiel wird seine bejahrte Frau mit Golubtschik — mein Täubchen —, diese den Mann nicht anders als Kroschka — mein Krümchen — nennen. Gerade bei diesem robusten Volke findet man mehr Zärtlichkeit und Koseausdrücke als bei schwächlichen Däumlingen!

Eine Schattenseite russischer Locale ist das fortwährende Cigarettenrauchen, das sich bis zur Rücksichtslosigkeit steigert. In dieser Beziehung kennt der Russe und die — Russin keine Sitte und keine Schonung.

Die Russen sind in den öffentlichen Localen keine solchen Snobs, keine Prahler wie etwa die Engländer. Gewisse freche Visagen, wie sie zum Beispiel das „Café Imperial" in Wien

aufzuweisen hat, sind in Petersburger Localen unbekannte Erscheinungen.

* * *

Die schöne Umgebung der Residenzstadt hat, namentlich auf der Petersburger Seite, ausgedehnte Villencolonien, anheimelnde Datschenviertel, wie sie das moderne Cottagesystem den Großstädten appliciert hat. In Petersburg stellen jedoch die Localdampfer und die Tramway schon Mitte September den Verkehr in die anmuthige Umgebung entweder theilweise oder gänzlich ein.

Dagegen halten die Bahnen den Sommerfahrplan solange als möglich aufrecht. Nach Zarskoje-Sselo, dem Lieblingsaufenthalte Katharina II., kann man täglich zwanzigmal fahren. An einem herrlichen nordischen Herbsttage fuhren wir hinaus nach diesem reizenden kaiserlichen Lustschlosse, dessen rückwärtige Colonnade an Neapel oder Pästum erinnert. Zwischen den canelierten Säulen stehen, in glücklicher Nachahmung griechischer Idealbauten, Bronzebüsten berühmter Männer des Alterthums, museal arrangiert. In dem ungeheuren, englisch gepflegten Parke stehen allenthalben zierliche, roth bemalte Pavillons, die aus dem dunklen Grün anmuthig hervorleuchten. In den breiten, wie ins Unendliche sich erstreckenden Alleen herrscht bereits die Einsamkeit, das gelbe Laub fällt von den Bäumen und Invaliden scharren die gefallenen Blätter zusammen. Am Rande des Teiches steht eine kleine gekuppelte Barock-Eremitage, wie geschaffen, zwei Seelen glücklich zu machen. Künstliche Ruinen, Hängebrücken, Glorietten, Treibhäuser, Orangerien, Marmorsäulen und Granitpyramiden, Thore, Triumphbogen und Najaden üben auf empfängliche Menschen einen wohlthuenden Eindruck. Man setzt sich auf eine Bank vor den beiden, bereits stillen Springbrunnen, um zu träumen, leider wird man aus der Betrachtung durch Glockenzeichen gerissen, die der Schnarrposten der Schlosswache beim Annähern des inspicierenden Officiers ertönen läßt.

Von den romantischen Grotten Zarskoje-Sselos eilen wir nach Petersburg zurück, um mit dem (schmutzigen) Dampfschiffe

der finnländischen Rhedereigesellschaft nach Kronstadt, der starken Festung und dem Centralhafen der baltischen Flotte, zu reisen. Man fährt die Newa hinunter und gelangt nach einer Stunde in den Mündungswirbel des Finnischen Meerbusens. Die Etablissements der Kriegs- und Handelsmarine, die Docks, die zwölf Schiffe auf einmal aufnehmen können, die Denkmäler und Kirchen sind sehenswerth. Der Geistlichkeit der Kathedrale

Theaterplatz in Warschau.

gehörte der (im Winter 1899/1900 verstorbene) „Vater Joan von Kronstadt" an, ein alter Mann, der beim russischen Volke im Rufe eines Heiligen stand und als solcher verehrt wurde.

Kaiser Alexander III. hielt große Stücke auf ihn; er suchte bei ihm nicht nur religiösen Trost, sondern oft auch Rath in kirchlichen Angelegenheiten. Als der Kaiser im October 1894 in Livadia auf dem Sterbebette lag, musste „Vater Joan" dahin, um Trost, Segen und Hoffnung zu bringen. In den Armen Joan's hat Alexander III. seine Seele ausgehaucht.

Kronstadt ist eine nette, freundliche Stadt, die in ein See- und ein Mercantilviertel getheilt ist. Die Straßen sind mit Eisen gepflastert, lang, breit und rein. An den vielen hölzernen Häusern sieht man fast nur englische und deutsche Firmenschilder — die Signatur des Handels nach dem Westen, namentlich mit England und dem so nahen Schweden. Zur Verfrachtung gelangen ungeheure Mengen Holzes aus den Forsten Centralrusslands.

Als Inselstadt wird Kronstadt von allen Seiten verproviantiert. Die Hauptzufuhr findet von den ergiebigen Orten in Ingermanland statt; Wagen und Pferde kommen im Hafen von Oranienbaum direct auf den Bug des Dampfers, von dem sie bei der Landung in Kronstadt über den langen Molo mit den Waren in die Straßen Kronstadts fahren. Auf demselben Wege gelangen sie zurück.

Es war uns gestattet, in dem Rayon der Kriegsmarine mit einem Kahn herumzufahren. Zuerst wurde das neue große „Balancedock" besichtigt.

Das Balancedock ist ein ungeheurer Kasten, der wie ein Schiff auf dem Meere schwimmt, aber durch Einpumpen von Wasser derart versenkt werden kann, dass das größte Kriegsschiff zwischen seinen Seitenwänden einfahren kann, worauf das Schiff durch Auspumpen des Wassers im Dock ins Trockene gehoben wird.

Unsere Nussschale glitt zwischen den Giganten Gott Mercurs und Mars hindurch. Alle sind Neptun und Poseidon unterthan, einen Unterschied haben diese schwimmenden Kolosse aber doch: der augenfällige Unterschied zwischen einem Handels- und einem Kriegsschiffe besteht wesentlich darin, dass die schwimmende Festung statt der vielen Kajütenfenster nur eine Reihe viereckiger Oeffnungen zeigt, durch die ebensoviele Kanonenmündungen blitzen, und dass auf dem Deck ein oder zwei drehbare Panzerthürme, runden Kesseln nicht unähnlich, mit Schießlucken stehen. Wirklich schwer gepanzert ist es übrigens nur etwa zwei Meter über und unter der Wasserlinie und da, wo die Werke zum Drehen der Thürme stehen. — In den Werften

wird eben ein russisches Thurmschiff neu erbaut. Zwei Rammkreuzer sind der Vollendung nahe.

Das reizend zwischen Hügeln, Gärten, Parks, villenreiche, schön gelegene Oranienbaum ist eine idyllische Landschaft von südlichem Charakter. Mit Schiff haben wir es erreicht, mit Bahn verlassen wir es, um nach dem benachbarten kaiserlichen Lustschlosse Peterhof zu kommen. Die Strecke zieht sich an der Küste von Ingermanland durch waldigen Boden an englischen Parks vorbei nach der Sommerresidenz Neu-Peterhof, welches ein zweites Versailles genannt werden kann. Dieses herrliche Terrassenschloss mit seinen kunstvollen architektonischen und plastischen Zieraten, den kostbar eingerichteten Interieurs, die im einzelnen sowie im ganzen eine unendliche Summe von Glanz, Pracht und Reichthum bilden, ist die überstrahlende Concurrenz von Oranienbaum, welches vor dem schöneren Rivalen zurücktreten muss.

Die Gemächer des Lustschlosses enthalten eine ausgewählte historische Gemäldegallerie, die in jüngerer Zeit durch neue Erwerbungen bereichert wurde. Es war uns gegönnt, diese paradiesischen Elfenbein-, Schildkrot-, Lapis Lazuli-, Bernstein-, Malachitzimmer zu durchwandern. Es ist ein Winterpalast im kleinen.

In der Schlosskirche sind unter anderem die Stadtschlüssel von Taschkend und Kokand angebracht.

Neu-Peterhof steht unter dem Zeichen der Uhlanen der Kaiserin, deren Regimentscommandant Prinz Louis Napoleon ist, und der mächtigen Simson-Fontaine unterhalb des Schlosses. Der bronzene Simson reißt einem sich rasend geberdenden Löwen die Kinnbacken auf, um aus seinem Rachen einen armdicken Wasserstrahl herauszulassen. Die unteren Caseaden rauschen an Statuen, Vasen und Amoretten zum Strande hinab, von wo ein gutes Auge die gegenüberliegende Küste von Finnland erkennt. Die sprudelnden Fontainen, die hohen Tannen, die villenartigen, reizenden Bahnhöfe von Peterhof versetzen uns nach dem Süden, der sich mit nordischem Reichthum nicht zu messen vermag!

XIV.

Im Weichselgouvernement.

Wenn man Petersburg auf dem großen Bahnstrange, der die Ostsee- und Weichselprovinzen mit der Czarenresidenz verbindet, verläßt, fühlt man schon hinter Gatschina westliche Luft. An den Mitreisenden merkt man es schon, daß man sich deutschen und polnischen Gegenden nähert, denn die Idiome dieser Länder umschwirren das Ohr. Die Ebene senkt sich nach rechts zu den Gestaden der Ostsee, nur sporadisch von kleinen Höhenrücken unterbrochen. Esthland, Livland, Curland, von zahlreichen Bahnen durchzogen, sind dem Meere vorgelagert, und jenseits von Pskow tritt die Bahn in ein waldreiches Gebiet, das sich bis nach Dünaburg, das seit der Russificierung Finnlands Minsk genannt wird, erstreckt. Hier löst sich das Bahnsystem strahlenförmig nach allen Richtungen aus — der Compaß zeigt nach Südwest, dementsprechend herrscht sattes tiefes Grün in den ausgedehnten Waldstrichen, und bei aller Düsterkeit des Himmels, bei aller herbstlichen, melancholischen Stimmung gewahrt man dennoch in der Landschaft, bei den Menschen, in der ganzen Natur freundlich-heitere Physiognomien. Das ruhig-einförmige Dahinrollen wird vor Dünaburg durch einen in Brand gerathenen Waggon gestört; zwischen Dünaburg und Kalkuhnen gelangt ein ernsterer Unfall zur Kenntnis der Reisenden — ein junges Bauernmädchen ist vom Zuge überfahren, getödtet worden. Von

der Stirnseite unseres Wagens, der der letzte im Zuge war, konnte man schaudernd die Bergung der Leichentheile beobachten. Jeder war voll Theilnahme und Mitleid mit dem unglücklichen Geschöpf, mit den Eltern desselben, — nur eine alte, scheinbar den besseren Kreisen angehörende, gefärbte und geschminkte Kokotte blieb gleichgiltig, ja sie ließ sich sogar zu der Aeußerung hinreißen, „dass es nicht schade sei um dieses Bauernpack". Solcher Herzlosigkeit gegenüber darf man nicht stumm bleiben, und wir wiesen, den Krimskrams falscher Galanterie beiseite setzend, die kecke Matrone zurecht. Das war die einzige Person in ganz Russland, der wir kernige deutsche Worte sagen mussten!

Nach vierzehnstündiger Fahrt sind wir zur Mittagsstunde in Wilna, der großen, betriebsamen Handelsstadt, am Rande der weiten polnischen, fruchtbaren Ebene. Wilna spielt in Napoleons Rückzug von Moskau eine für ihn wenig ruhmvolle Rolle. Heimlich und verkleidet verließ er hier sein Heer, um die Westgrenze zu erreichen.

Eine andere wichtige Hauptstation ist Grodno, geschichtlich bekannt als Residenz Stephan Bathorys, und bemerkenswerth wegen des Volkes der Weißrussen, die sich in vollständiger Degenerierung befinden und schon in jungen Jahren altern. Die Bahn erstreckt sich durch das Thal des Njemen bis nach Bialystok, dem Knotenpunkte der Linie Brest-Litewsk. Auf dem Bahnhofe, in der Stadt, auf den Chausseen sieht man große, handeltreibende Menschenscharen, schreiend, gestikulierend, feilschend. Das polnische Element tritt vor dem bedächtigeren russischen zurück, dieses weicht ganz der fremden Zunge, welche in ihrer Lebhaftigkeit (aber nur in dieser) an Italien gemahnt. Handel und Geschäft, Geschäft und Handel steckt den Leuten im Blute, sie haben für nichts anderes Sinn als für die Warenballen, für die Baumwolle, die sie exportieren, für Ziffern und Zahlen. . . . .

Unter großem Geschrei und Lärm entwindet sich der Zug diesem Chaos von Bialystok, um auf fast schnurgerader Linie senkrecht auf Warschau zu eilen. Die Bahn hat nur noch zwei Abzweigungen, die Fahrt wird immer einförmiger, die Gegend eintöniger. Der Wald tritt zurück vor endlosen Flächen, die mit Flachs, Weizen, Roggen bebaut sind. Der noch etwa

vorhandene Baumwuchs ist verkrüppelt. Dörfer und lange Meierhöfe folgen dichter aufeinander mit Holzhäuschen, die originelle Schnitzereien aufweisen. Weiße Kirchlein mit grünen Kuppeln unterbrechen die profanen Wohnstätten, verleihen der sterilen Landschaft ein freundliches Aussehen. Nichts Russisches ist mehr zu sehen — alles, was sich dem Auge darbietet, ist polnisch. — Dieser Charakter haftet dem Bilde an bis zur Weichselniederung. An ihren Ufern angelangt, setzt der Zug über die Festungswerke hinweg und rollt donnernd in den Bahnhof von Praga, einer nördlichen Vorstadt der einstigen Hauptstadt Polens.

«L'ordre règne à Varsovie» — „die Ordnung herrscht in Warschau", sagte der französische Minister Sebastiani am 16. September 1831 nach dem Niederwerfen der Revolution und der blutigen Einnahme der Stadt. Ordnung hat damals geherrscht und herrscht auch heute, denn die russische Regierung wußte mit strenger Hand ihrer Politik Geltung zu verschaffen.

Diese Strenge und Wachsamkeit erstreckt sich auf alles und äußert sich in einem energischen Polizeisystem, das aber nicht allzu drückend empfunden wird. Besondere Aufmerksamkeit widmen die Behörden selbstverständlich den Fremden, intensiver als im übrigen Rußland. Wir geben hier das Reglement der Fremdenbehandlung wortgetreu nach dem Originale wieder:

„Auszug aus den verbindlichen Verordnungen für Besitzer von Hotels, Gasthäusern, Einfahrtshöfen, möblierten Zimmern, sowie für in denselben einkehrende Reisende.

1. Jede Person, die Herren Officiere und Beamten des Militärressorts nicht ausgenommen, welche in Warschau auch nur auf ganz kurze Zeit ankommt und in einem Privatlocal, Hotel, Gasthaus, Einfahrthofe oder möblierten Zimmer Wohnung nimmt, ist verpflichtet, unmittelbar nach seiner Ankunft dem Besitzer oder Verwalter des betreffenden Hauses oder der Anstalt seinen Pass oder Legitimation anderer Art, auf Grund deren er angekommen, einzuhändigen.

2. Wer sich in Warschau über 24 Stunden aufzuhalten gedenkt, hat einen Betrag von 50 Kopeken zu entrichten und erhält eine Aufenthaltskarte, die mit seiner Abreise erlischt.

3. Wer durch Warschau ins Ausland reist, muss seinen Pass, trotzdem er weniger als 24 Stunden hier bleibt, im Passbureau des Warschauer Ober-Polizeimeister visieren lassen und dabei ein Zeugnis

Ein polnischer Talmud-Jude. (Nach J. Kaufmann.)

des Hauseigenthümers oder Verwalters nebst der gelösten Aufenthaltskarte vorweisen.

4. Von der Zahlung für die Aufenthaltskarte sind befreit: Militärpersonen, bedienstete und entlassene Regierungsbeamte, Emeriten, solche die lebenslängliche Unterstützung erhalten, sowie deren Frauen, Witwen und unmündige Kinder, die Consuln und Beamten ausländischer

Consulate, Geistliche aller Confessionen, Schüler aller Lehranstalten, entlassene gemeine Militärs und deren Familien, Lehrlinge, Dienstboten und Taglöhner beiderlei Geschlechts, die nicht Ausländer sind. Ausländer haben nicht nur die Gebühren für die Aufenthaltskarte zu entrichten, sondern sich auch unverzüglich einen russischen Pass (Wid) zu besorgen, wenn ihnen hierzu durch das Visum des russischen Consuls nicht eine sechsmonatliche Frist gewährt ist.

5. Wer Warschau verlassen will, ist verpflichtet, sich einen Pass auszuwirken oder denselben, wenn er einen hat, bestätigen zu lassen, zu welchem Behufe er dem entsprechenden Polizeibureau vom Hausbesitzer oder -Verwalter ein Zeugnis vorzustellen und im Bureau eine Stadtmarke für 10 Kopeken niederzulegen hat; diese Marken werden im Polizeicomptoir cassiert. Unbeständige Einwohner müssen, abgesehen von diesen Forderungen, ihre Aufenthaltskarten für die ganze Dauer ihres Hierseins und Ausländer den russischen Pass (Wid) vorstellen. Wer seinen Pass nicht persönlich zur Bescheinigung im Polizeibureau vorstellen mag, kann dies durch den Besitzer der Anstalt oder dessen Vertreter, keinesfalls jedoch durch andere Bedienstete, besorgen lassen; dafür hat er in den Hotels ersten Ranges 15 Kopeken und in übrigen Anstalten 10 Kopeken pro Pass zu entrichten. Dieser Betrag ist in der Rechnung, welche vor der Abreise vorgelegt wird, als besondere Kosten zu vermerken.

6. Wer sich den vorgeschriebenen Meldungs- und Passformalitäten entzieht, wird zu gesetzlicher Verantwortung gezogen."

Trotz dieser kategorisch klingenden Bestimmungen werden die Fremden im allgemeinen nicht belästigt; die Ausübung der Polizeigewalt ist nichts weniger als eine angenehme Sache. Russland ist ein Staat, der nun einmal genommen werden muss, wie er ist, und nicht, wie er vielleicht nach den Vorstellungen einzelner sein könnte. Wer die Welt nicht nimmt, wie sie sich gibt, sondern nach seinen Wahnideen in ihr leben möchte, wird ein Sonderling genannt, in feinerem Sinne „Idealist". Weder in der Theorie noch in der Praxis ist es gut, innerhalb der weiß-blau-rothen Grenzpfähle von der breiten Heerstraße der Allgemeinheit abzuweichen, um seinen geistigen Pfad fürbass allein zu schreiten. Denn in letzterem Falle fällt man — dem Auge der Polizei umso leichter auf.

Der ernannte Bürgermeister von Warschau ist ein General, die Stelle des Polizeimeisters bekleidet ein Oberst. Die Evidenz

der Häuser — zu deren Schutz gegen Brand ein vorzügliches, reitendes Feuerwehrcorps organisiert wurde — wird durch kleine, auf jedem Hause angebrachte Tafeln, auf denen der Name des Besitzers verzeichnet ist, erleichtert. Vom Eintreten der Dunkelheit bis nach Mitternacht muss der Dwornik (Hausmeister) vor dem Thore Wache sitzen und jeden Ein- und Ausgehenden mustern. Von Mitternacht bis Sonnenaufgang bezieht ein Stellvertreter den Posten.

Der Dwornik, dessen Kappenschild den Namen der Straße und die Nummer seines Hauses (schwarz auf Messing) enthalten muss, ist in Russland ein Untergehilfe der Polizei, zu der er im Verhältnisse eines gehorsamschuldigen Untergebenen steht. Er muss genau wissen, wer im Hause wohnt, er muss jede Partei kennen, ferner wissen, wer und wie lange jemand vom Hause außerhalb abwesend war, was für und welche Fremde, bei wem dieselben im Hause weilen. Den normalen Documentenverkehr (Pass, Aufenthaltsbewilligung, Reiseerlaubnis) zwischen dem Inwohner und der Polizei besorgt stets der Dwornik.

Warschau ist eine lebhafte, saubere, gefällige Stadt. Seine Bewohner sind liebenswürdige Menschen; man sieht es den eleganten Polen gar nicht an, dass die „schwere Hand" der russischen Regierung auf ihnen lastet". Das Leben ist etwas freier als in Petersburg, die Damenwelt ist voll französischen Chic und Schwung. Warschau ist eine moderne Großstadt etwa im Style Brüssels; es steht im Verhältnis zu Petersburg so, wie dieses zu Paris. Das öffentliche Leben ist in seiner ganzen Veranlagung von polnischem Geiste erfüllt, gemischt mit dem russischen Wermutstropfen.

Die Stadt ist in einem Uebergangsstadium und im Verjüngungsprocesse begriffen. Die Neubauten variieren in russischem, gothischem, byzantinischem, romanischem Geschmacke mit Rohziegelfaçaden; die architektonischen Bauten in den langen Straßen, namentlich in der boulevardartigen, schönen „Krakauer Vorstadt" sind nicht ungefällig, wenn auch etwas massig. Die Neustadt ist modern bis zur letzten Dachlucke und bis zum tiefsten Keller hinab. Sie ist nach der Schablone der Gegenwart entstanden, während Interessantes, Originelles nur noch in der Alt-

stadt zu sehen ist. Der Zamkowy- (Schloss-) Platz ist solch ein Muster von Originalität, der durch das hohe gothische Monument des Wasakönigs Sigismunds III. nur noch gehoben wird. Ein Stück Mittelalter aus Franken, Schwaben oder der Pfalz (man darf sogar einen Moment nach Rothenburg an der Tauber blicken) ist das Stare miasto (alter Markt): die lange Häuserfront mit den deutschen Giebeln vom Neckar oder vom Main, mit dem frühgothischen First und die russischen oder polnischen Geschäftstafeln an den Läden hierzu, sind eine pikante Zusammenstellung der Culturgeschichte.

An das Stare miasto grenzt der Stadttheil Nalewki, das Judenviertel, mit seinen ärmlichen, rückständigen Bewohnern.

Warschau war eine Zeitlang deutsch — nach dem Frieden von Tilsit bis zum Einmarsch Oesterreichs im Jahre 1809. Nach dem Wiener Frieden wurde es nun definitiv russisch, seines Charakters als Residenzstadt des Königreiches Polen entkleidet und lediglich zum Sitz des General-Gouverneurs des „Weichsel-Gouvernements" mit zwei Generalcommandos, V. und VI. Armeecorps, transformiert. Auf eine Bevölkerung von etwa 600.000 Seelen kommen 80.000 Soldaten, darunter einige Sotnien Tscherkessen.

Im Verhältnis zu seiner nicht allzu großen Ausdehnung ist Warschau reich an Kirchen, Monumenten und Gärten. Der Sächsische Garten, eine freundliche Anlage mitten in der Stadt, ist der Vereinigungspunkt der schönen Welt. Am Abend unserer Ankunft in Warschau hatten wir Gelegenheit hier einem Nachtfest zu Gunsten der Freiwilligen Rettungsgesellschaft beizuwohnen; die Haltung sowie das Benehmen des zahlreichen Publicums kann man nicht anders als würdig und sympathisch bezeichnen. Die Denkmäler des Fürsten Paskiewitsch, Kopernikus' und der treugebliebenen polnischen Generale auf dem Zielony (Grüner Platz) haben eine Bereicherung durch das Standbild Mickiewicz' erfahren. Von dem Bildhauer Godebski in Paris modelliert, fand die Enthüllungsfeier (zu der die russische Regierung sich sehr reserviert verhielt) am 24. December 1888, als dem hundertsten Geburtstage des Dichters, statt. Die Kosten im Betrage von 260.000 Rubeln wurden innerhalb sieben Wochen durch freiwillige Spenden aufgebracht. Eine große

Anzahl der für das Denkmal bestimmt gewesenen Kränze, deren Niederlegung die russische Regierung verboten hatte, wurde nachts über Michalowice nach Krakau geschmuggelt und von Socialisten auf den Stufen des dortigen Mickiewicz-Denkmals, welches tendenziöser als das Warschauer ist, niedergelegt.

Auf einem Unterbau aus Krakauer Marmor, von einer kräftigen Balustrade umgeben, erhebt sich auf einem Renaissancesockel das Standbild des Dichters in der Tracht seiner Pariser Zeit mit der Pose des Beschwörers, der, die Rechte an die Brust gelehnt, das Nationalgefühl seiner Landsleute erwecken will. Durch seine Dichtungen ist ihm dies theilweise gelungen, wenn er auch seinem Volke durch einen langen Aufenthalt in Frankreich entfremdet ward. Seine schönste Zeit war wohl jene, als er, an die Ufer des Schwarzen Meeres verbannt, in der Krim die Zuneigung des Fürsten Galitzyn gewann, der ihn freigebig unterstützte, zu den Spitzen der russischen Gesellschaft von Sebastopol emporhob und seinen Sonetten Drucker und Verleger schaffte. Derlei Fürsten sind heute allerdings sehr rar . . .

An den vier Ecken symbolisieren bronzene Oriflammen die Begeisterung — die Gluth fürs Vaterland.

Auf der Anhöhe vor dem Weichselufer liegt das schwerfällige, simple königliche Schloss mit zwei Stockwerken und einem Zopfthurm an der Westfront.

Das Innere ist ein unbeschreibliches Gefüge von Gängen, Hallen, Erkern und Nischen. Im ehemaligen Thronsaale sind gediegene Blumenornamente, aus Eichenholz gekehlt, kostbare Bronzeuhren aus polnischer Zeit, Erinnerungen an die Herrschaft von Sobieski und Poniatowski.

Von gediegener, aber verfallender Pracht ist der Marmorsaal mit Plafondgemälden des Italieners Bacciarelli und gelben Marmorsäulen.

In einem anderen großen Saale sind an Stelle alter Gemälde aus der Geschichte Polens vier Bildnisse Alexanders III., Nikolaus' II. und deren Gemahlinnen angebracht. Matt in der Farbe, fehlt diesen Bildnissen das Natürlich-Lebendige im Ausdrucke.

Im großen Sitzungssaale sind die Porträts sämmtlicher General-Gouverneure von Polen enthalten. Die besten darunter sind jene von Berg, Kotzebue und Gurko, des Ueberwinders des Balkans. Sein energisches Antlitz wird von einem getheilten weißen Barte martialisch umrahmt, und aus den scharf blickenden Augen spricht das stolzeste Selbstbewusstsein. Kotzebues Regierung wird als mild gerühmt, ebenso die Verwaltung Albedynskis.

Das Centrum Warschaus ist der geräumige Theaterplatz, auf der einen Seite das thurmgeschmückte Rathhaus, gegenüber das langgedehnte, große Theater.

An jenem Abend, als wir es besuchten, wurde „Violetta" (Traviata) aufgeführt. Das war ein gesellschaftliches Ereignis, weil die Darstellerin der Titelrolle, eine junge Polin aus Lemberg, nach ihrer Ausbildung in Venedig ihr Debut in italienischer Sprache feierte. Die ebenso blendende als graziöse Erscheinung bestand siegreich den Versuch. Herrliche Blumenspenden, von Polen und Russen dargebracht, lohnten den frischen, reinen Gesang. Die Sängerin trug mit Ausnahme eines dünnen Brillantreifens im Haar keinen Schmuck — nicht einmal eine Rose. Das Orchester war trefflich disponiert, ebenso der Tenor von der Scala in Mailand, dessen sonst klangvolle, milde Stimme leider umflort war. Im ganzen italienischen Ensemble — es war keine eigentliche Stagione — nahm sich diese Alfieresigur noch am repräsentabelsten aus, obschon Stürme des Lebens über dieselbe hinweggegangen sind. Costüme und Ausstattung waren mittelmäßig; erstere anachronistisch.

Der Theatersaal ist geschmackvoll decoriert, der Vorhang coloristisch schön. Der barocke Styl der Logenbrüstungen verleiht dem Interieur eine Art anheimelnder Stimmung, die zu dem schwermüthigen Ausdrucke der Physiognomien im Parket und Rängen — dem polnischen Byronismus — contrastiert. Zu den praktischen Einrichtungen des Hauses gehören auch die Perspectivgläser, die jedem Sitze beigegeben sind.

Wir haben vom Bühnenleben in Warschau aus unmittelbarer Anschauung eine bessere Ansicht gewonnen als durch jenen sicheren Stanislaus Lesser, der als Warschauer „Schauspieler" einige Jahre in Oesterreich gastierte. Das ist jener Lesser, der

in Budapest als „Director“ des Deutschen Theaters die deutsche Sprache zugrunde gerichtet hat. Unter ihm ist das Schauspielhaus in der Budapester Wollgasse abgebrannt, und seinen Taktlosigkeiten (die hier besser unerzählt bleiben) ist es zuzuschreiben, wenn die Repräsentanz der ungarischen Hauptstadt zur Wiederaufrichtung der deutschen Bühne die Einwilligung versagte. Man hörte damals — in den Achtzigerjahren — von deutschnationaler

Alexander-Brücke in Warschau.

Seite die bezeichnenden Worte: „Besser keine deutsche Bühne als eine solche Lesser'sche!“

Außer einigen temporären Kunstausstellungen war in der Krakauer Vorstadt, nächst dem „Kurjer Warschawski“, der hinter Schaufenstern gesetzt und gedruckt wird, der weiters nach Pariser Muster einen Depeschensaal dem Publicum offen hält, ein Rundgemälde von Kosak und Falat zu sehen: „Napoleons Uebergang über die Beresina“. Composition und Wirklichkeit entrollen Vorgänge von höchstem dramatischen Effect. Die geschichtliche Ueberlieferung sowie der beschreibende Katalog geben dem Beschauer ein

einheitliches Bild von jenem weltbewegenden, in seinen Folgen so weittragend gewesenen Ereignisse.

Am Morgen des 20. November 1812 erreichte der russische General Lambert mit fünf Infanterie-Regimentern, acht Escadronen Cavallerie und drei Batterien das rechte Berefinaufer, unbemerkt von den in Borissow stehenden französischen Abtheilungen (Württemberger und Polen unter Dombrowski); Dombrowski hatte den größten Theil der Truppen auf dem rechten Ufer gelassen, der Brückenkopf war nur von sechs Bataillonen und vier Feldgeschützen besetzt. Nach mehrstündigem Kampfe wurde der Brückenkopf und durch die den Franzosen über die 1400 Schritte lange Brücke nachfolgenden russischen Jäger-Regimenter auch die Stadt Borissow genommen. Damit war der französischen Hauptarmee die einzige Brücke über die Berefina entrissen.

Am Abend des 25. November 1812, dem eigentlichen Vorabende des Berefinaüberganges, stand die Hauptmacht Napoleons zum Theile in Borissow, zum Theile befand sich dieselbe noch auf dem Marsche, und zwar auf der Orschaer Straße, in der Umgegend von Loschnitza. Marschall Victor hatte nördlich von der Heerstraße bei Ratulitschi Stellung genommen, um die Armee gegen Wittgenstein zu sichern. Im ganzen hatte Napoleon 33.000 bis 50.000 Mann mit 250 Geschützen unter den Waffen; außerdem versprengte und unbewaffnete Mannschaften gegen 45.000 bis 50.000 Mann. Russischerseits stand die Donauarmee (Tschitschagow) bei Schabaschewitschi und Borissow auf dem rechten Ufer der Berefina, die Armee des Grafen Wittgenstein bei Baran, Abtheilungen unter Graf Platow bei Natsche (im Rücken), unter Jerumolow bei Maljawka, unter Miloradowitsch in Tolotschin. Der Feldmarschall Kutusow befand sich mit den übrigen Truppen bei Kopis. Am 26. November, als die Franzosen den Uebergang begannen, war die Berefina theilweise über ihre niedrigen Ufer getreten und mit Treibeis bedeckt. Napoleon wusste die russische Donauarmee, die das rechte Ufer der Berefina bewachte, vortrefflich über den gewählten Uebergangspunkt bei Studjanka zu täuschen, so dass Tschitschagow sein Hauptaugenmerk auf den Theil der Berefina südlich von Borissow richtete.

Zum Scheine ließ hier Napoleon alle Anstalten, die auf ein Ueberschreiten des Flusses schließen ließen, treffen, während bei dem oberhalb gelegenen Studjanka unter unsäglichen Anstrengungen zwei Holzbrücken zustande gebracht wurden. Das Corps Oudinot, das zuerst übergegangen war, hatte gleich Gelegenheit, die jenseits der Beresina ihr den Weg verlegende Division Tschaplitz anzugreifen und zurückzuschlagen. Auf Oudinots Corps folgte in der Nacht vom 26. zum 27. November Ney und die junge Garde dann das Corps Victor, mit Ausnahme einer Division, die die Waffen strecken musste. Am 27. November folgte Napoleon mit der alten Garde und dem Rest der Truppen. Am 28. November wurden die Franzosen zu gleicher Zeit auf dem linken Ufer (Victor) von Wittgenstein, auf dem rechten (Oudinot und Ney) von Tschitschagow angegriffen. Der Kampf war blutig, aber erfolgreich für die Franzosen, die sich in ihren Stellungen südlich von Studjanka und am Walde von Stachow hielten. Während dieser Gefechte marschierte der Haupttheil der französischen Truppen auf Sembin; in der Nacht vom 28. zum 29. November gieng Victor auf das rechte Beresinaufer über. Danach hörte jede Ordnung auf, dazu verbreitete sich die Nachricht, dass Kutusows Armee im Rücken anmarschiere; es begann nun jenes fürchterliche Gedränge, in dem die Unglücklichen, nur noch die Selbsterhaltung im Auge, sich gegenseitig in den Tod stürzten. Als am 29. November die Brücken abgebrannt wurden, blieben zahlreiche Verwundete und Kranke, der große Troß und Wagenpark auf dem linken Ufer zurück. Die mörderische Schlacht an der Beresina hatte der französischen Armee nochmals 15.000 bis 20.000 an Todten und Verwundeten gekostet, wie auch der ganze Troß mit 20.000 Mann in die Hände der Russen fiel. — Von den sämmtlichen Armeecorps, mit denen Napoleon bis Moskau vorgedrungen war, wälzte sich nur noch ein ungeordneter Haufe von 40.000 Köpfen in regelloser Flucht auf Wilna zu.

Der Schwerpunkt der künstlerischen Darstellung liegt in jenem Raume der vielgewundenen, schmalen Beresina, über die die zwei elenden Holzbrücken führen, und die Colonnen in fast unübersehbaren Massen sich hinüberwälzen. Was auf den Brücken keinen Platz findet, watet durch den Fluss. Bei dem Dorfe

Studjanka ist Napoleon selbst zu sehen, in aufrechter Stellung, mit seinen Generalen Kriegsrath haltend. Dahinter machen sich gefräßige Raben an verendete Pferde, während oberhalb der Gruppe sich der Rauch von feuernder Artillerie verzieht. Eine Riesenbarricade zertrümmerter Fuhrwerke, zerbrochener Kanonen — Lafetten, Kriegsmaterial und Bagagewagen, der hohe Kaiserwagen Napoleons im Vordergrunde — liegen in wirren Haufen durcheinander. Man frägt sich, wer in dieses Chaos Ordnung bringen soll?

Starrer Winter herrscht über dem Ganzen, die eisige Kälte theilt sich förmlich dem Beschauer mit. Mit großer Meisterschaft sind die Schneepartien gemalt, mit realistischer Treue die Fußspuren der Menschen und Furchen der Räder im gefrorenen Schnee wiedergegeben. Die Farbenwirkungen sind nicht von jener Intensität, wie die Künstler sie beabsichtigt haben, ein Umstand, der in dem zu kleinen Horizont des Panoramabildes seine Erklärung finden dürfte.

Von großer, strategischer und wohl auch politischer Bedeutung ist die Citadelle. Man hört von ihr manchmal im Auslande, wenn die Verhaftung eines notablen politisch Verdächtigen gemeldet wird. Sie liegt am Nordende der Stadt, unterhalb der Eisenbahnbrücke bei der Weichsel, umgeben von ausgedehnten, grünen Glacisgründen. Den Kern der Befestigung schützen Außenwerke, die auch den Brückenkopf beherrschen. Die Casematten sind von einem dreifachen Walle eingeschlossen; vorspringende Schanzen und Batterien decken die Defensivgebäude. Das Fort Sliwitzkij und die Masse der Kasernen sind jenseits der Weichsel erbaut.

Das Innere bildet einen vollständigen Stadttheil: Augmentations-, Betten-, Verpflegsmagazine, Feldbäckereien, Garnisonsspitäler, Militär-Stockhaus u. s. w. In den innersten Höfen, wie auf den Redutplätzen, liegen hunderte von Geschützlafetten, schwere Belagerungsmörser, Geschütze und Projectile von gewaltigem Caliber. Die Kugeln sind pyramidenförmig geschichtet; das erste Gebäude, das wir beim Betreten der Festung erblicken, ist gleich rechts die Alexander Newskij-Kirche, für den Citadellengottesdienst der 15.000 Mann starken Besatzung bestimmt. Das letzte Gebäude — im Norden — rosenroth bemalt, ist das —

Staatsgefängnis für politische Verbrecher! Ein streng bewachtes, eisernes Thor führt in den quadratischen Hof, von da rechts zu den Zellen der Männer, links zu jenen der Frauen. Im einstöckigen Aufnahmsgebäude zur linken Seite treffen wir einen alten polnischen Juden, der einen „Zöger" mit Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln mitbrachte. Auf Befragen erfahren wir, dass diese Sachen für seine seit sieben Wochen internierte Tochter

Kaiserliches Schloss Łazienki bei Warschau.

bestimmt seien. Das Mädchen, politisch compromittiert, wurde verhaftet, um über eine geheime Organisation vernommen zu werden. Sie behauptet, von nichts derartigem zu wissen, also keine bestimmte Aussage ablegen zu können. Die Angehörigen bitten und flehen beim Gouverneur, bei den Justizbehörden — „sie soll reden, sie soll gestehen, dann wird sie entlassen," ist die Antwort aller Machtfactoren. Auf welcher Seite ist das Recht? Wer weiß es?!

In Warschau nennt man das rosenrothe kleine Haus, welches manchem schon die erste Etappe für Sibirien war — Nr. „11".

Vom rechten zum linken Ufer der Weichsel erstreckt sich ein Wunderwerk neuerer Eisentechnik: die 600 Meter lange Alexander-Brücke, welche zu beiden Seiten und oberhalb mit Gitterwerk verkleidet ist. Die Construction kostete 7 Millionen Rubel!

Die Brücke führt in lang und kühn geschwungener Rampe von Warschau nach Praga, jenem historischen Boden, von welchem aus gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die blutige, große polnische Revolution unter furchtbaren Kämpfen bezwungen wurde. Weltgeschichtlich ist die Meldung des commandierenden Generals an die Kaiserin: „Hurrah Praga — Ssuworow" und die Antwort: „Bravo, Feldmarschall! Katharina" geworden. In den sechs Worten ist mehr gesagt, als die breiteste Schilderung es zu thun vermöchte. Diese sechs Worte vermögen ein tausendjähriges Reich binnen wenigen Minuten aus dem Gedächtnis der Welt zu tilgen!

Fast stets in den Vormittagsstunden bewegen sich die Leichenzüge über die Alexander-Brücke nach Praga zu den verschiedenen Friedhöfen. Eine düstere Revue des Todes in allen Confessionen. . . . .

Aus diesem traurigen Bereiche flüchten wir uns nach dem kaiserlichen Lustschlosse Łazienki, lieblicher, intimer, reizvoller als Malmaison oder Versailles. Die letzten Blumen des Herbstes winken uns noch, dem Spätling, der jetzt, wo das Laub bereits gelb ist, sich in dem weiten Park umsieht, die Schwäne im Weiher füttert, die Faune, Najaden, die kosenden Amoretten im Gebüsch, die reich variierten mythologischen Scenen bildnerischer Phantasie wie in einem Traumlande bewundert. Alles gehört der Barocke an — nur nicht die alten, duftenden Kastanienbäume und die jungen Ausläufer einer entzückenden Flora. Von den kleinen lauschigen Villen und der Orangerie wandern wir, allein und ungestört in diesem Paradiese, zu dem Reitermonumente Sobieskis, das zur Erinnerung des über die Türken bei Wien 1683 errungenen Sieges errichtet wurde. Gefällig präsentiert sich dieses Denkmal mit dem Turban und einer Federdecoration.

Wie im Mirabellgarten zu Salzburg befindet sich auch hier ein Naturtheater, dessen Bühne, aus Säulen und Busch-

werk gebildet, auf einer kleinen Insel liegt. Der Zuschauerraum ist eine steinerne Miniaturarena.

Der architektonische Effect des reizenden gelben Lustschlösschens wird gehoben durch die anmuthvoll bewegten Statuetten aus dem Reiche der Liebe und des Lebens, durch liebliche Marmorfiguren über dem Fries, deren Anblick erheitert und erfreut.

Ein zweites Lustschloss, Belvedere, wurde vom Kaiser dem General-Gouverneur zur Verfügung gestellt.

Aus der Umgebung Warschaus wäre noch das Schloss Willanow, dem Grafen Branicki gehörig, zu erwähnen. Man gelangt über Czerniakow dahin — ein Ausflug, der dem Freunde der Kunst und des Schönen immerhin lohnend erscheinen wird.

Vor dem Eingange in den Schlossfrieden, gegenüber der einfachen Dorfkirche, rechts, zieht ein kunstvolles, gothisches Mausoleum die Beachtung auf sich. Das Schloss in langer Front, mit pittoresk vorspringenden Mittelflügeln, ist eine pompöse Schöpfung des so mustergiltigen XVII. Jahrhunderts. Das ganze Bauwerk, ein classisches Zeugnis altitalienischen Villenstyles, gleicht einer reich verzierten Cassette; von außerordentlicher Wirkung sind die Sculpturen an den Außenwänden, auf den Dachbalustraden, sowie den zwei reich construierten Thürmen. Nicht so sehr im Styl als in der Configuration der Facade, und im herausragenden Mittelbau liegt der eigenthümliche architektonische Reiz dieser „Villa".

Zwölf Säle des Innern sind zu einem Museum umgestaltet, angefüllt mit Kunstsachen der Malerei, Plastik und des Stiches. Bronzegeräthe, Mosaikarbeiten, alte Intarsien, kostbare Gewebe und verschiedene Kleinsachen des feinen Kunstfleißes alter Werkstätten Italiens, Frankreichs und Augsburgs sind geschmackvoll vertheilt. Im neunten Saale wieder ein Zeichen an Sobieski: ein großer Schreibtisch aus Ebenholz, als Geschenk des Papstes Innocenz XI. an den Befreier Wiens.

Bei der Besichtigung war eine Neuaufstellung der Sammlung im Zuge. Diese hat uns nicht gehindert, von Saal zu Saal wie von Jahrhundert zu Jahrhundert schreitend, ein abgerundetes Bild verständigen Sammeleifers und liebevoller Erhaltung zu gewinnen.

XV.

Zur Westgrenze.

Die Vorbereitungen zur Abreise aus Polens Hauptstadt waren beendigt, die polizeilichen Formalitäten erfüllt, der Platz im Nachtschnellzuge bezahlt. Als wir auf dem Bahnhofe erschienen erfuhren wir, dass der Verkehr wegen eines schweren Eisenbahnunfalles auf offener Strecke bis auf weiteres eingestellt sei. Unfälle auf russischen Bahnen und Flüssen sind nicht selten, indes geschieht im eigentlichen Russland das Möglichste, um den Verkehr raschestens wieder aufzunehmen. Die Warschau-Wiener Bahn aber, die in den Händen einer verlotterten belgischen Gesellschaft ist, lässt fünf gerade sein und lässt die beschädigten Stellen gemächlich instand setzen. Es ist ihr gleichgiltig, ob die Reisenden zurückbleiben, entgehen werden sie ihr ja beim Mangel einer Concurrenzlinie gewiss nicht! Verwaltung und Betrieb gleichen da haarscharf der österreichischen Südbahn — das gibt den Wiener Lesern wenigstens ein Bild von der polnisch-belgischen Eisenbahnwirthschaft. Es sei hier darauf hingewiesen, dass Russland in der Reihe der Eisenbahnstaaten den letzten Rang einnimmt. Es verfügt nämlich blos über 8748 Locomotiven, während England 19.620, das Deutsche Reich 16.842, Frankreich 10.502 und Oesterreich-Ungarn 10.000 Locomotiven besitzt.

Das englische Indien hat 5000, Amerika hingegen 37.000 Maschinen.

Wir mussten nun zurück in das Hotel, um dort die Aufnahme des Verkehres abzuwarten. Das kostete uns 24 Stunden Zeit. Aber gar so glatt gieng es auch nachher nicht. Unter Ach und Krach setzte sich der Zug endlich in Bewegung, begleitet von allerlei Kosenamen der entrüsteten Passagiere.

Die Eisenbahnen diesseits der Weichsel, nach Westen und Süden, haben die europäische Normalspur, während die russischen Linien, wie bekannt, breitspuriger sind. Der Uebergang von einem System zum anderen vollzieht sich in Praga auf der Petersburger Station.

28 Werst von Warschau liegt Grodziok, Station für Zelazowa-Wola, der Heimat Chopins, wo er 1809 geboren wurde. Wenn man sich dieses Namens hier entsinnt, klingen einem die Mazurken, Walzer, Notturnen, Polonaisen, Impromptus, Sonaten und Balladen des in seiner Jugend so fruchtbaren Componisten, dessen schönste Schöpfungen auf Wiener Boden entstanden sind, ins Ohr. Die Erinnerung an die süßen Melodien Chopins tritt zurück vor materiellen Süßigkeiten der Gegenwart — vor den längs der Bahn befindlichen Zuckerraffinerien. Daran schließen sich Baumwoll- und Leinenfabriken, von denen eine allein eine Million Rubel jährlichen Reingewinn hat!

Aus dem gewöhnlichen Fahrtempo übergeht der Train in ein langsames Vorwärtsschieben, weil die Unglücksstelle bei Ruda, wo die zwei Züge aufeinanderstießen, erreicht ist. Der eine Personenzug liegt gänzlich zertrümmert auf dem Abhange des Dammes, die stark beschädigte Locomotive gleicht einem Haufen alten Eisens. Der letzte Waggon des Zuges, in welchen diese Maschine hineingerannt ist, besteht nur noch aus Holzsplittern, zerfetzten Coupés, verbogenen Thüren. Die Achsen stehen nach oben. Die Todten und Verwundeten wurden bereits früher weggeschafft.

Hunderte Menschen umstehen den Unglücksplatz, der von Soldaten des Eisenbahn-Bataillons geräumt wird. In aller Eile

wurde ein provisorisches Ausweichgeleise gelegt, auf welchem unser Zug eingefahren ist.

Ueber Radziwilow setzt sich der Schienenweg nach Skiernewice fort, in neuerer Zeit bekannt geworden durch die Drei-Kaiser-Entrevuen, von denen die erste im Jahre 1885 im Weißen Schlosse des großen, schönen Parkes stattfand. Dieses kaiserliche Schloss hat seine Geschichte. Sein letzter Besitzer war Paskiewitsch, Graf von Eriwan (Armenien) und Fürst von Warschau. Durch die strategische Gewinnung des linken Weichselufers gelang ihm 1831 die Erstürmung Warschaus und dadurch die Beendigung der großen polnischen Revolution.

Entlang des kaiserlichen Parkes setzt der Zug in südwestlicher Richtung über die weizenberühmte Landschaft Kujavien hinweg, an ärmlichen Weilern mit jammervollen, schiefstehenden, grauschwarzen, strohbedeckten Hütten, den Wohnstätten der Ackerbauer und Hirten, vorbei; von der Stelle, wo die Bahn nach Bromberg abzweigt, ist die Strecke, von Bialystok aus gerechnet, rein nach dem Lineal gebaut. In vielfachen Krümmungen mündet sie bei Koluski in das polnische Tiefland, das weit und breit bis nach Lodz mit Fabriken besäet ist. Es ist das Gebiet der polnischen Textilproduction, die einen Umsatz von 80 Millionen Rubel jährlich aufzuweisen vermag. Von Petrikau abwärts (der ältesten Stadt Polens) ist die Richtung südlich geradeaus auf Czenstochau, dessen geschichtlich berühmtes, hochgelegenes Kloster von allen Seiten sichtbar ist; es gleicht einer Festung, die von einer bombenstarken Mauer umgeben ist. Ein unserer Schätzung nach vielleicht einhundert Meter hoher, in sieben Absätzen aufsteigender, weißer Thurm überragt die langschiffige Kirche, in der sich, laut Erzählung eines Mitreisenden, das berühmte Gnadenbild „Die schwarze Madonna" (Regina Regni Poloniae) über dem Hochaltar befindet. Es soll im XIV. Jahrhundert aus Belz in Galizien hierher gebracht worden sein.

Jenseits von Czenstochau überschreitet die Bahn die Warthe, begleitet von undurchdringenden Wäldern, von Wiesen, Mooren, Sümpfen; der Charakter der Gegend wechselt zwischen Sumpf-

land und fruchtbaren, schönen, welligen Flächen, die gegen Granica ansteigen.

Je mehr man sich dem Westen nähert, desto öder werden die Waldgegenden, an deren Ränder elende Baracken, kleine Häuser von düsterem Aussehen oder vereinsamte Gehöfte stehen. Rechts und links der Schienenstraße zieht sich der dreifache russische

Schloss Willanow bei Warschau.

Grenzcordon, westlich gegen Preußen, südlich gegen Galizien; die Distanzen zwischen den einzelnen Posten sind am Tage dreiviertel Kilometer, in der Nacht einhundert Schritte. Reitende Patrouillen mit Kriegshunden verbinden die lange Kette, die den Westen vom Osten — Europa von Russland scheiden.

Im Bahnhof von Granica ist die Passrevision der russischen Gendarmen streng, genau, zuweilen auch gemüthlich. Jeder ins Ausland Reisende übergibt noch im Waggon dem diensthabenden Officier Pass und Erlaubnisschein, worauf nach einigen

Formalitäten das Visum ertheilt wird und die Grenze überschritten werden darf. Nach einstündigem Aufenthalte setzt der directe, in den österreichischen Train einrangierte Zug die Fahrt fort, um in Sczakowa heimischen Boden zu betreten!

Von allen civilisierten Staaten hat das ungeheure russische Reich den geringsten Fremden-, überhaupt den kleinsten Personenverkehr auf den Eisenbahnen. England befördert jährlich an 1.062,911.100, Deutschland 646.000, Oesterreich-Ungarn 450.000 Fremde, Rußland nur 300.000!

Der markanteste Unterschied, der an der Grenze dem Reisenden ins Auge fällt, ist die Zeitdifferenz. Unsere Taschenuhr hatte während der ganzen Reise vielfache Wandlungen durchzumachen. In Wien war sie auf mitteleuropäische, — in Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Bosnien, Serbien, der Schweiz, Italien und dem Salonicher Netz der westlichen Türkei nach dem 15. Längengrade östlich von Greenwich, eine Stunde vor gegen Greenwich, geltenden — in Budapest auf dortige, in Orsova auf osteuropäische, nach dem 30. Längengrade östlich von Greenwich, eine Stunde vor gegen mitteleuropäische (Constantinopeler Netz der östlichen Türkei) geltenden Zeit gestellt. In Bulgarien und Rumänien mußte der Zeiger stets nach vorne gerückt werden, im Bereiche des Schwarzen Meeres kam die Differenz auf Petersburg hinzu, die in Jalta fünfzehn, in Feodosia dreiunddreißig, in Batum vierzig Minuten beträgt; in Tiflis war schon eine Stunde, in Baku waren weitere zwanzig Minuten verloren. Askabad wies einen Unterschied von zweiunddreißig Minuten gegen Baku, Nowy-Buchara fünfundzwanzig Minuten gegen Krasnowodsk auf. In Alt-Buchara giengen weitere fünfzehn Minuten in den Zeitenstrom des Ostens unter, der in Samarkand noch fünfunddreißig Minuten verschlang. In Astrachan, Zarizyn und Moskau durfte nun der Zeiger zurückgeschoben werden auf Petersburger Zeit, die aber gegen Wien sechsundfünfzig Minuten vor beträgt; dagegen gewannen wir in Warschau einen Vorsprung gegen Petersburg, und an der Grenze einen Vorsprung gegen Warschau von neunundvierzig Minuten, denn die Differenz zwischen beiden Städten beträgt plus Warschau sieben Minuten. Auf heimatlichem Boden konnte das vielbewegte Räderwerk im Stundenweiser auf die mitteleuropäischen fünf

Minuten einundzwanzigeinhalb Secunden nach der mittleren Wiener Zeit gestellt werden.

* * *

Wenn man mit eiliger Feder Rückschau hält über den zurückgelegten Weg, wenn man die Früchte der Reise condensiert, so gelangt man zur Erkenntnis, dass Russland noch lange nicht an dem Ende seiner socialen und politischen Bestrebungen angelangt ist. Der Wendepunkt zweier Jahrhunderte ist das Pivot, von dem aus die Decadenz der westlichen Völker und das Aufsteigen der russischen Kraft wahrgenommen werden kann. Die neue Zeit hat gebieterisch auch an den Thoren des riesigen Reiches gepocht, ihr Geist hat Einlass erhalten, und wenn er seine Schwingen nicht voll entfalten konnte, so ist dies auf conservative Hemmnisse zurückzuleiten, die das orthodoxe Kirchenregiment ihm entgegenstellt.

Eine Religion, eine Sprache verbinden das gesammte russische Volk zu einem Ganzen von so großer Gleichförmigkeit, dass dem Touristen zu Anfang kaum ein Unterschied in Sitte und Lebensweise auffallen wird. Bei allem starren Conservatismus im öffentlichen wie im privaten Leben liebt der Russe die Ungebundenheit bis zur Aufrichtigkeit. Das von Goethe geprägte faustische Wort „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist" kann ins Russische nicht transponiert werden, weil der Russe eher gemüthlich und derb als — höflich ist . . .

Das vom Schicksal zerstückelte Königreich Polen, das wir soeben verlassen, ist ethnographisch und geographisch verschwunden. Zehn Gouvernements und fünfundachtzig Districte sind an seine Stelle getreten. Polens Bestand hat mit einer Theilung begonnen — König Wladislaw Krummaul lässt im Jahre 1139 seine vier Söhne die Provinzen Krakau, Sandomir, Schlesien und Warschau an sich nehmen — und mit einer Theilung aufgehört!

Das klare Frühroth des Herbstes leuchtete im Osten, in seinem Reflex schimmerte bunt der leuchtende Waldesboden der galizischen Ebene. Den Complex der Gedanken und Erkenntnisse

21681

aus dem hinter uns liegenden Bereiche und der vergangenen Zeit, aus den gesammelten Erfahrungen durften wir im Scheine des Frührothes in Eichendorff's

Hinaus, o Mensch, weit in die Welt,
Bangt dir das Herz in krankem Muth!
Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen licht, macht's wieder gut —

als untheilbares Ganzes zusammenfassen.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 675 365 1

BUCHHANDLUNG
Josef Weikhammer

18196